

Die
schweizerische Amazone.



Lithographie par J. L. Borge en 1852

Die schweizerische
Revue.

Abentheuer Reisen und
Kriegszüge einer Schweizerin
durch Frankreich, die Niederlande, Egyp-
ten, Spanien, Portugall und Deutsch-
land, mit der franz: Ar-
mee, unter

NAPOLEON

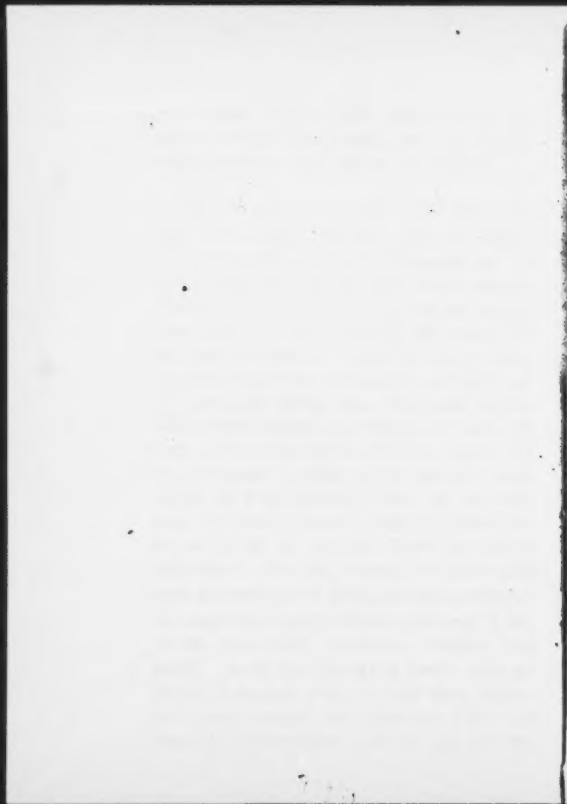
von ihr selbst beschreiben und
hinausgegeben von einem ihrer
Söhne wandeln.

Zweite verbesserte Auflage.

ST GALLEN

Reg. October 8^o Temp. 13.25.

Apollonius Rhodius, Medea 1.1-2



V o r r e d e

des

R e v i s o r s.

Eine Lebensgeschichte von sich selbst zu entwerfen, ist keine leichte, aber oft sehr übel belohnte Arbeit, besonders wenn unsere Schicksale von der Art sind, daß sie weder auf die großen Weltbegebenheiten, noch auf die Schicksale kleinerer oder größerer Staaten oder Länder irgend einen Einfluß haben könnten. Das Publikum hat mehr Gefallen an Heldengeschichten, an kühnen Eroberungen, fein angelegten Verschwörungen, gewagten Revolutionen u. d. gl., ein großer Theil unserer leselustigen ungelehrten Mitbürger zu Stadt und Land, ergößen sich wohl gar an Räubergeschichten, verliebten Romanen und Lustspielen und man darf nur unsre Leihbibliotheken besuchen, so wird man

gewiß finden, daß alle diese Bücher immer am meisten beschmutzt und besudelt sind und folglich auch am meisten gelesen worden seyn müssen.

Dieses alles hätte meine liebe Base, die gute Frau Engel, vielleicht abschrecken sollen, an das Herausgeben ihrer Lebensgeschichte zu denken, zumal sie dabei auf weit größere Schwierigkeiten stoßen mußte, als irgend jemand anders; denn erstens war ihre Erziehung nicht geeignet sie zur Schriftstellerin zu bilden; ihr ganzer wissenschaftlicher Unterricht beschränkte sich auf das, was sie in den fünf Jahren ihrer Versorgung in dem hiesigen Waisenhanse gelernt hatte, was aber (sie dankt es dem lieben Gott mit warmem Herzen) für sie unvergesslich geblieben ist und zweitens, da sie einmal den Gedanken gefaßt hatte, ihre merkwürdigen Schicksale zusammen zu schreiben, wer sollte sie ordnen und in gefälliger Form zum Drucke befördern? — Für dieses nun fand sie an mir einen alten Verwandten, der mit freundlicher Theilnahme ihr gerne seine schwache Feder leihen und so viel es ihm seine Kräfte erlaubten, behülflich seyn wollte. Ob ich aber dem andern Zwecke, einer gefälligen Schreibart genug zu thun fähig gewesen sei? darüber mögen die gefälligen Leser nach ihrem Belieben urtheilen. Ich bin auch kein Ge-

Lehrter und glaube nur meine Muttersprache zu kennen; wenn ich aber die Werke unserer heutigen Gelehrten lese und darin die Menge fremder Benennungen antreffe, die oft ohne — oft auch mit einer kleinen Umschreibung deutsch gesagt werden könnten, so mahnen sie mich an die Kräuterkasten der Apotheker, welche die bekanntesten Heilkräuter unsrer Schweizergebirge klein zerhackt in sich schließen, damit sie niemand erkennen möge.

Was denn die Geschichte der Frau Engel selbst anbetrifft, so würde sie wohl eher einem Romane als einer Geschichte gleichen, wenn man darin irgend einen angelegten Plan sehen könnte. Aber das ist alles Zufall, Glück oder Unglück, ohne eigene Anlage, Veranlassung oder Mitwirkung — Frau Engel nennt es mit Rechte Leitung des Himmels. — Als junges Kind schon erfährt sie die traurigen Folgen der Zerrwürfnisse ihrer Eltern, rettet sich vor den Verfolgungen einer barbarischen Stiefmutter in den zarten Schooß derjenigen, die sie unter dem Herzen getragen, lernt b e t e n und a r b e i t e n und findet endlich einen jungen Militär, der sie Liebgewinnt, heirathet und mit sich zu seinem fernen Regimente nimmt. Es geht ihnen wohl und ein reicher Kindersegen ist die Frucht ihrer ehelichen Treue. Die capitu-

lirten Schweizerregimenter werden aber abgedankt und unsre Leute sind mit sieben lebenden Kindern und einem unter dem Herzen der Mutter, ohne Brod. Was sollen sie anfangen? Noth lehrte sie, was viele Hunderte ihrer Mitlandsleute lernen mußten. Der Mann bot seine Dienste der neuen Republik an und wird angenommen. Eine ehrenvolle Beförderung im Range sichert ihr besseres Auskommen und die Erziehung ihrer Kinder. Der Zufall will, daß das Regiment, worunter er steht, mit zur Expedition nach Egypten kommt; die Frau geht mit, sie gewinnen beide das Zutrauen des Obergenerals und er erhält es ihnen auch nach ihrer Rückkunft aus Egypten. Sie folgen nun allen seinen Feldzügen. Dankbarkeit fesselt sie an ihren Wohltäter und Er, von ihrer Treue versichert, erwählt sie auch in seinem Unglücke zu seinen Begleitern nach Elba. Sein letzter Glückstern schimmert und sie folgen auch diesem — am entscheidenden Tage der Schlacht besiegelt der Mann seine Treue mit dem Tode — und das Unglück seiner Wittwe ist mit dem Sturz ihres Wohltäters entschieden. Tranrige Wanderungen füllen die letzten sechs Jahre ihrer Geschichte.

Wer nun in diesem Allem irgend einen so geheißenen Bonapartismus — oder irgend einen nur

möglichen Einfluß auf die Thaten dieses außerordentlichen Mannes sehen wollte, der müßte wahrlich die Augen am unrechten Orte haben und doch mußte meine liebe Base dergleichen Complimente auch schon vernehmen, was aber wohl nichts anders beweiset, als daß die guten Leute, die so denken, in den alten wie in den neuern Helden der Weltgeschichte nichts als gewöhnliche Menschen erblicken und sich nicht erheben können, an eine höhere Weltregierung zu denken, die sich oft eigene Werkzeuge auswählet, welche, obschon sie glauben nur ihre eigene Pläne auszuführen und aus eigener Macht zu handeln, dennoch bloß die Absichten der Vorsehung befördern müssen.

Frau Engel konnte also keine Kriegs- oder Staatengeschichte schreiben, sondern nur ihre eigenen Schicksale erzählen und da sie zu spät auf den Gedanken verfiel und auf ihren Reisen kein Tagebuch geführt hatte, so fand ich ihre Aufsätze nicht in der besten chronologischen Ordnung; ich mußte daher den Zeitfaden der Geschichte benutzen und dabei kam mir denn das vortreffliche Gedächtniß der Frau Autorin sehr wohl zu statten.

Die ausgegebene Ankündigung bezeichnet übrigen den Zweck unserer Arbeit und da eine be-

trächtliche Anzahl großmüthiger Pränumeranten denselben begünstigen wollte, so soll ich denselben im Namen der Frau Engel herzlich danken, dann aber auch für mich bitten, daß man sich gütigst erinnere, daß ein Frauenzimmer schreibt und daß wir uns oft müssen gefallen lassen, ihnen zu Gefallen zu leben, wenn wir anders — artige Männer seyn wollen.

Zürich im August 1821.



Druckfehler: S. 5. Z. 3. v. unten ließ 7 Schuß, statt
5 Schuß.

I n h a l t.

Erster Abschnitt. Seite 1.

Herkunft, Geburt und frühere Schicksale bis zur Flucht aus dem väterlichen Hause 1774.

Zweiter Abschnitt. S. 28.

Aufenthalt in Bünden. Bekanntschaft mit Florian Engel. Heurath. Abreise zum Regiment Diesbach. Begebenheiten und großer Kindersegen, bis 1792.

Dritter Abschnitt. S. 39.

Traurige Lage bei Abdankung der Schweizer-Regimenter. Engels Familien-Verhältnisse. Sein Eintritt in die Dienste der Republik. Feldzug von 1793. Einstweilige Bestimmung zur Rheinarmee.

Vierter Abschnitt. S. 44.

Einnahme von Holland 1794. Hin- und Her-Märsche bis zur Rückkehr des Regiments nach Frankreich. Bonapartes erster Feldzug in Italien. Armee von England. Bestimmung nach Egypten.

Fünfter Abschnitt. S. 52.

Abreise von Toulon. Malta. Alexandrien. Groß-Cairo. Englische Flotte. Schlacht bei Abukir. Aufstand in Cairo. Expedition in Syrien. Marsch durch die Wüste, Oazza, Jassa, St. Jean d'Acre. Aufhebung der Belagerung. Rückzug aus Syrien. Bonapartes Abreise nach Frankreich. Kleber Obergeneral. Sein Tod. Desaix. Rückreise mit ihm nach Frankreich. Er hilft die Schlacht bei Marengo gewinnen. Großer Familien-Verlust.

Sechster Abschnitt. S. 68.

Fernere Begebenheiten in den Jahren 1801 und 1802 bis zum Frieden mit England zu Amiens.

Siebenter Abschnitt. S. 73.

Neuer Krieg mit England. Hernach wieder mit Oestreich und Rußland in den Jahren 1803 und 1805, während 1804 Napoleon die Kaiserwürde in Frankreich annimmt, und bald darauf zum König von Italien ausgerufen wird.

Achter Abschnitt. S. 80.

Prinz Joseph wird König von Neapel. Aufenthalt in Rom. Krieg mit Preußen und Rußland bis zum Frieden von Tilsit.

Neunter Abschnitt. S. 93.

Etwas aus den Feldzügen in Spanien und Portugal. Neuer Krieg mit Oestreich im Jahr 1809.

Friede. Ehescheidung Napoleons von Josephine. Vermählung mit der Erzherzogin Marie Louise von Oesterreich bis zur Geburt des Königs von Rom.

Zehnter Abschnitt. S. 114.

Begebenheiten während der Feldzüge 1811, 1812 und 1813 bis zur Thronentsagung Napoleons und seiner Versetzung auf die Insel Elba.

Elfter Abschnitt. S. 130.

Rückkunft von Elba und Begebenheiten im J. 1815.

Zwölfter Abschnitt. S. 145.

Unruhen in Languedoc. Gefangenschaft in Nîmes, Befreiung, Reise nach Havre de Grace.

Dreizehnter Abschnitt. S. 157.

Reise nach Newyork und von da nach Philadelphia. Joseph, gewesener König von Spanien.

Vierzehnter Abschnitt. S. 173.

Reise nach Neworleans zu ihrem Sohne. Schweizer-Kaufleute. Heimweh.

Fünfzehnter Abschnitt. S. 191.

Rückreise nach Newyork. Landung zu Charlestown. Noch eine Fahrt nach Philadelphia zu Joseph und Rückkehr nach Newyork.

Sechszehnter Abschnitt. S. 211.

Reise von Newyork nach London. Ansuchen bei dem englischen Ministerium zu ihren Söhnen nach St. Helena reisen zu dürfen. Abschlag. Reise über Dover nach Calais.

Siebenzehnter Abschnitt. S. 223.

Das feste Land der alten Welt, empfängt mich krank und ohne Geld. Reise durch Belgien, in der Hoffnung Schweizer-Truppen anzutreffen. Das Regiment Sprecher in Löwen. Fortsetzung der Reise nach Brüssel. Wallfahrt zu den Gräbern von Waterloo, Charlesroi, Beinbruch und langer Aufenthalt. Weitere Reise über Traubeuge, Avennes, Sedan, Nancy und Metz, von da wieder nach Lyon.

Achtzehnter Abschnitt. S. 245.

Reise von Lyon nach Italien über Grenoble, Turin, Parma, Livorno. Zwischentour nach Rom. Rückkehr nach Livorno.

Neunzehnter Abschnitt. S. 275.

Rückreise von Livorno nach Genua zu Wasser. Tour nach Mailand. Rückkehr nach Turin und über den Mont-Cenis nach Genf.

Zwanzigster Abschnitt. S. 290.

Genf, Lausanne, Bern, Zürich.



Erster Abschnitt.

Herkunft, Geburt und frühere Schicksale bis zur
Flucht aus dem väterlichen Hause.

Meine Eltern, Blutsverwandte im dritten Grade, fanden sich zufälliger Weise in Berlin. Sie stammten beide von Gluntern, einer in Zürich pfarrgenössigen Landgemeinde her, wo ihr Stammhaus unten am Suserberg im Bogelfang liegt. Die Großeltern väterlicher Seite waren Fabrikarbeiter und standen in gutem Rufe; allein eine so stille Lebensart behagte meinem Vater nicht; er überließ dieselbe seinem Bruder und ging in die Welt, um sein Glück weiter zu suchen. Ein schöner, wohlgewachsener Jüngling, wie er war, konnte dem Späherauge der dazumal allenthalben lauernden preussischen Werber nicht entgehen. Er kam also in preussische Dienste, und hatte dabei das Glück unter die königliche Leibgarde zu kommen, wo er unter der Compagnie

des Prinzen Heinrich, Bruder des Königs, nach und nach zum Sergeant-Major befördert wurde *).

Sein Oheim, mein Großvater mütterlicher Seite, war Rudolph Egli, ein geschickter Goldarbeiter. Er war mit einer Wylfing von Stäfa verheirathet, konnte aber in seiner Heimath **) sein Brod nicht finden, und arbeitete daher einige Zeit in Nürnberg, wo meine Mutter geboren ward, zog aber bald darauf nach Berlin, in welcher Stadt unter des großen Friedrichs Schutze jeder Künstler sein Stück Brod verdienen zu können sicher war. Allein die lieben Großeltern genossen hier ihres Glückes nicht lange. Mit ihrem siebenten Jahr war meine liebe Mutter, ihr einziges Kind, eine vater- und mutterlose Waise. — Die Gemahlin des Feldmarschalls Grafen Schwerin fand, daß das kleine Mädchen viel Geist und glückliche Anlagen besaß, nahm es zu sich und ließ es unterrichten; zur erzogenen Tochter herangewachsen, ward sie von der Frau Gräfin zum Kammerfräulein ernannt, und blieb in dem Gräfl. Schwerin'schen Hause bis ins 20^{te} Jahr.

In Berlin also fanden meine lieben Eltern Heinrich und Katharina Egli sich einander unter den glücklichsten Umständen. Ein gemeinsames Vaterland, nahe Verwandt-

*) Prinz Heinrich soll sehr viel auf ihn gehalten haben. Er ließ ihn in den mathematischen Wissenschaften unterrichten, und bildete ihn zum vollkommenen Offizier.

**) Des damals noch in Zürich herrschenden sehr harten Hungerswagens.

schaft und gleich glückliche Dienstverhältnisse mußten sehr bald die freundschaftlichsten Bande zwischen ihnen knüpfen, und da sie beinahe alle Tage sich zu sprechen Gelegenheit hatten, mußten sich diese Gefinnungen bald in zärtlichere Empfindungen umschmelzen, und nach von beiden Seiten erhaltener Bewilligung wurden sie in der königl. Hofkirche in Potsdam kopulirt.

Einige Jahre lebten sie hier eilig und glücklich bei einander. Die Mutter, welche eine vortreffliche Erziehung genossen und in allen Frauenzimmer-Arbeiten Meisterin war, hatte am Hofe, wo alle Prinzessinnen und Hofdamen sie kannten, beide Hände voll zu thun, und verdiente viel Geld; auch der Vater stand in seinem Dienste sehr gut. Drei Kinder waren bereits die Frucht ihrer glücklichen Ehe: Louise, Friederika und Jakob. Woher der liebe Bruder diesen altpatriarchischen Namen bekommen, weiß ich nicht; er hatte zwar sehr blöde Augen, war aber doch kein Sohn der Lea.

Dieses häusliche Glück ward mit Einem Male durch den Ausbruch des siebenjährigen Krieges zerstört. Die königl. Leibgarde marschirte ins Feld; meinem Vater gieng es anfangs sehr glücklich bis zu der wichtigen Schlacht bei Collin, wo es das Unglück hatte, schwer verwundet und ins Hospital gebracht zu werden *). Da

*) Die Schlacht geschah den 15. Juni 1757. Das 1000 Mann starke schöne Leibgarde-Regiment verlor in derselben drei Viertel seiner tapfern Leute.

es mit seiner Stellung ziemlich lang anstand, so hatte er Gelegenheit über die Uebel des Krieges und die Segnungen des Friedens vielerlei Selbst-Betrachtungen anzustellen, wobei ihm denn natürlich auch sein liebes Vaterland, die friedliche Schweiz, wieder ins Gedächtniß kam; er fing an, sich dahin zurückzusehen, und sein Entschluß zur Desertion wurde reif. Er war geheißet und sollte nun wieder zur Leibgarde des Königs abgehen, da ward er eines Morgens vermißt. Seines Fortkommens war er so gewiß, daß er am Tage vorher seiner Gattin nach Berlin schrieb: „Er gehe weg, sie solle mit ihren Kindern nach der Schweiz kommen, er wolle sie in Zürich erwarten.“

Der Tod ihres Mannes selbst hätte für meine Mutter kaum eine schreckenvollere Nachricht seyn können, als es diese war. Alle ihre frohen Aussichten waren mit einmal verschwunden. Ihren reichen Verdienst sollte sie aufgeben, um einem ungewissen Auskommen entgegen zu gehn und allein mit drei kleinen Kindern die Reise von Berlin nach der Schweiz unternehmen. Welche Entschlüsse mußten da gefaßt werden? Aber Mutterpflicht und Liebe zum Gatten halfen alles besiegen. Sie faßte sich, machte Anstalten zur Abreise und verließ endlich Berlin. Auf der Reise erkrankte ihr zweites Kind Friederika und starb. Welche Betrübniß! Als sie aber vollends mit den zwei andern auf Zürich kam, und ihren Mann nicht fand, da wußte sie sich gar nicht zu fassen.

Sie war zwar von den lieben Großeltern mit aller möglichen Liebe aufgenommen worden und die Verwandten alle suchten ihr Ehre zu erweisen, allein sie blieb höchst traurig. Dazu kam noch, daß sie mit Niemandem sprechen konnte. Die Leute verstanden sie nur gar wenig, und sie selbst verstand von dem verstorbenen Deutsch der Züricher kein Wort.

So vergingen mehrere Tage. Endlich brachte man ihr einen Brief von ihrem Manne aus Wien, der durch den kaisers. Gesandten in der Schweiz an die Regierung in Zürich gekommen war. Hastig erbrach sie ihn und las. Aber anstatt der Freude ward ihre Betrübniß nur vermehrt. Der Vater war nämlich glücklich nach Wien gekommen, und hoffte da ohne Anstand die nöthigen Pässe zur weitem Heimreise zu erhalten; allein man ertheilte keine dergleichen an preussische Ueberläufer, bevor man nicht alles versucht hatte, um sie in kaiserliche Dienste zu locken. Nicht selten ließ sich die Kaiserin dergleichen, von denen man etwas mehr hoffen zu können glaubte, selbst vorstellen, und suchte sie dann auf die allerherablassendste Weise durch die glänzenden Versprechungen in ihre Dienste zu ziehen. Dies bezeugnete auch meinem Vater, Maria Theresia, von dem schönen Manne, dessen Größe (er hatte wirklich 3 Fuß 3 Zoll franz. Maß), seine Bildung, vollendete Manieren und militärischen Kenntnisse sie gleich hochschätzen mußte, in hohem Grade eingenommen.

lud ihn nun ein, in ihre Dienste zu treten, und be-
 merkte, sie wolle ihm bis morgen Anträge deswegen
 machen lassen. Diese bestanden nun darin: die Kai-
 serin wolle ihm eine Offizier-Stelle unter der Kaiser-
 garde mit Oberst-Rang erteilen, unter der Bedingung:
 zur Römisch-Katholischen Religion überzutreten. Er
 erhielt Befehl, dieses seiner Gattin zu melden und sie
 einzuladen, mit den Kindern auch nach Wien zu kom-
 men, es solle ihr nicht minder gut gehen als es ihr
 in Berlin gegangen sei u. s. w. Im Falle, sie sich
 dazu entschlösse, so dürfe sie nur nach Maria Einsiedeln
 gehen, dort werde ihr der Fürst-Abt einen Wechsel
 von 1000 Gl. zustellen, damit sie die Reise mit aller
 Bequemlichkeit machen könne. — Was — rief sie aus —
 ich sollte zur Seelenverkäuferin an meinem Manne wer-
 den? Sie nahm den Brief, und brachte denselben dem
 damaligen Herrn Antistes Wlcz, um sich von Er. Hoch-
 würden guten Rath zu erbitten. Derselbe entließ sie
 nicht ungetröstet, und sie machte sogleich Anstalten zur Reise
 nach Wien. Sie ging nach Ulm, und schrieb von da erst
 durch die Post an ihren Mann: daß sie im Begriff stehe
 auf der Donau nach Wien abzugehen, wo der Schiff-
 mann auf die und die Zeit einzutreffen hoffe; es würde
 sie freuen, ihn sogleich beim Aussteigen umarmen zu
 können. Die Reise ging glücklich von Statten; das
 Schiff landete am bestimmten Tage in der St. Leopolds-
 Stadt, und gleich war mein Vater am Bord, um der

lieben Mutter an's Land zu helfen. Dasselbst stand eine Kutsche mit 2 Bedienten bereit, man saß ein und fuhr nach einem großen Hotel, wo, da es bereits schon ziemlich spät war, man sich gleich zur Abendtafel setzte. Nicht lange waren nach dem Abendessen meine Eltern auf ihrem Zimmer im vertraulichen Gespräche vereinigt, als sich plötzlich die Thür öffnete und ein alter geistlicher Herr hereintrat, der einen großen Stern an einer goldenen Kette trug, die ihm am Halse hing. Er machte meiner Mutter ein tiefes Compliment und fragte sogleich nach dem Fürst. Abt von Einsiedeln. Meine Mutter entschuldigte sich, sie habe gar nicht die Ehre diesen Herrn zu kennen — übrigens sey sie so eben angekommen, noch ganz in Reisefleibern, wünsche ruhig zu seyn u. d. gl. Der geistliche Herr verstand den Wink, merkte, daß kein Wechsel in Maria Einsiedeln entworfen worden, machte sein Compliment und ging weg.

Nun hatten sich die beiden Eheleute nach einer langen Trennung über einen wichtigen Gegenstand zu beraten. Meine Mutter bestand durchaus darauf, sich der Kaiserin persönlich zu Füßen werfen zu wollen *). Der Vater ließ sich die Sache gefallen. Schon am zweiten Tage nach ihrer Ankunft ließ sich meine Mutter

*) Vermuthlich der Rath des frommen Hrn. Antistes Witz, der bei Marien Theresiens wohlbekannter Großmuth von einer so ärtlichen Daywischenkunft einer um ihren Mann bekümmerten Gattin, alles Gute erwarten zu können glaubte.

bei J. M. der Kaiserin melden und wurde sogleich vorgelassen. Gleich beim Eintritte wollte sie sich J. M. zu Füßen werfen, die Kaiserin befahl ihr aber huldreichst aufzustehen und ihr Begehren ohne Scheu vorzutragen. Sie bat also um die Gnade, mit ihrem Manne nach der Schweiz, ihrem Vaterlande, zurückreisen zu dürfen. Sie seien zwar beide von den großmüthigen Anerbietungen, welche J. K. K. M. ihrem Manne allergnädigst zu machen geruht haben, auf das innigste gerührt, allein die von J. K. K. M. dabei gemachte Bedingung könnten sie nicht erfüllen, das verbiete ihnen ihr Gewissen u. s. w. Die Kaiserin hörte sie zwar sehr gnädig an, wollte aber noch nicht Ja sagen. — Am Ende hieß es: man werde sie wieder rufen lassen. Bei dieser zweiten Audienz erhielt sie dann den gnädigen Entschluß J. M., mit ihrem Mann in die Schweiz zurückreisen zu dürfen. Die nöthigen Pässe wurden ihnen ausfertigt und meinem Vater ein schönes Reisegeld gegeben. Nachdem sie dieses erhalten hatten, reisten sie so eifertig ab, daß meine Mutter nicht zu bewegen war, nur einen einzigen Mast über die Nacht zu machen, bis sie in Augsburg angekommen waren; sie fürchtete immer von den Oestreichern wieder eingeholt zu werden. Endlich kamen sie an's Ziel ihrer Reise und langten glücklich in Zürich an.

Am Morgen nach ihrer Ankunft ließ der gute Vater seine Frau wehlichdächtig zurück und wanderte durch die neu-gewonnenen vaterländischen Gegenden hinauf nach seinem

Stammhause, forschend, ob ihn jemand noch kennen werde. Aber niemand erkannte ihn. Er war bereits 28 Jahre abwesend; selbst im elterlichen Hause ward er nicht erkannt, weil sie den erwarteten Sohn in einer schönen preussischen Uniform zu sehen verhofften, er sich aber absichtlich in ein anderes Kleid gesteckt hatte. Die alte Mutter war allein, und kam im Gespräche mit dem vermeinten fremden Herrn immer auf den erwarteten Sohn zu sprechen. Die Täuschung hatte schon einige Zeit gedauert, da konnte sich mein Vater nicht mehr halten, er fiel ihr um den Hals und rief: ich bin es ja, liebe Mutter! ich bin euer Sohn! Nun war die alte Großmutter vor Freuden fast außer sich. Es erhob sich ein lauter Jubel. Bei den lieben Eltern und der ganzen weitläufigen Verwandtschaft wurden allenthalben Gastmähle bereitet. Man wettelsetzte die neuen Ankömmlinge bei sich zu haben, und sich von Friedrich und dem alten Schwerin, von Maria Theresia und tausend andern Sachen erzählen zu lassen.

Sie waren nun wohl im Vaterlande, aber wie man sich darin ernähren wolle, das war nun die Frage. Meine Mutter war bald in den vornehmsten Familien zu Zürich bekannt und bekam häufige Arbeit. Der Vater, der sich bei der Regierung um eine Militärstelle beworben hatte, bekam auch einen Platz und ward Adjutant. Die jungen Herren in Zürich lernten bei ihm exerciren,

es war ein sehr schönes Kadetten-Korps; in grau-lich-bläulicher Uniform, mit rothen Kragen, Aufschlägen und Revers, gelber Weste und Beinkleidern, mit sehr schönen Grenadier-Mützen. Auch mußte er viel auf Landmusterungen; wobei sich die Bauern sehr vor ihm fürchteten, denn er war dorb und sehr streng im Dienst, und wenn er kommandirte, so war es, als ob die Erde zittern müßte *).

*) Diese ganze Stelle, ein sprechender Beweis von der Verfasserin vortrefflichem Gedächtnisse, bedarf hier einer ziemlich weitläufigen Umschreibung. Die damalige sehr haushälterische Regierung des Kantons Zürich mußte sehr wenig von besoldeten Militärsstellen, außer den drei erannten Staats-Offizieren des Succurs-Regiments (ich weiß nicht einmal sicher, ob diese *) genoßen nur zwei Adjutanten ein so gebräuchliches jährliches Wartgeld. Es bestand, so viel ich mich erinnere, in sechs Müt Korn, sechs Eimern Wein und 120 Pf. oder 60 fl. Man sieht darauf, daß da nicht viel herauszuzahlen konnte. Die Accidenzen mußten diesen Gehalt verbessern. Zwei glückliche Umstände trafen zusammen, daß Egli eine dieser Stellen erhalten konnte; erstens war die eine gerade unbefetzt, denn die andere besetzte ein auch schon alternder Mann. Zwar hatte noch nie ein Landmann eine dieser Stellen besetzt, und was Gnadengehalte und Wartgelder waren, das sahen die lieben Bürger der Hauptstadt nicht gern in andere Hände kommen. Hier konnte nur der zweite Umstand aufhelfen. Der Herr Statthalter Eiser war kurz vorher aus dem französischen Kriegsdienste, wo er als Oberstlieutenant das Zürcherische Schweizer-Regiment von Lochmann mit eben so viel Ruhm als Tapferkeit kommandirt hatte, von seinen Mitbürgern zur Zunftmeister-Stelle berufen, und gleich darauf von dem großen Rathe zum Statthalter erwählt worden. Von diesem Herrn sollte die Umgestaltung des ganzen Zürcherischen Militärs ausgehen; und dazu war ihm Egli

Meine lieben Eltern hätten nun mit einander recht glücklich seyn können, allein diese Herlichkeit dauerte nicht lange. Zwar gebahr meine Mutter im Jahr 1759 einen Sohn, worüber beide Eltern eine außerordentliche Freude hatten, sie ließen ihn nach dem Vater, Heinrich, heißen. Er lebte aber bloß ein Jahr und neun Monate, und die Betrübniß über seinen Tod mußte um so stärker seyn, da der ältere Sohn bereits das Unglück hatte, ganz zu erblinden. Endlich i. J. 1761 kam noch ich,

ein vollkommenes Werkzeug. Er ließ ihn also zum Adjutant ernennen, brachte ihn in die militärische Gesellschaft (eine freiwillige, unter obrigkeitlichem Schutze stehende Offizier-Schule), und ließ ihn dann an einem sehr schönen Kadetten-Korps, wovon der oben beschriebene Theil wirklich an jene Gesellschaft attachirt, der andere aber in Landuniform gekleidet, eine bloß bürgerliche Schule war, probiren, was aus unsern Leuten gezogen werden könne. Der Herr Statthalter wußte, daß man erst Offiziers seyn müsse, ehe man Soldaten bilden könne. Dieser Kadetten-Unterricht, und der Unterricht der in das militärische Kollegium eintretenden Jünglinge war ein Accidens, Einkommen unserd Egl. In Hinsicht auf die Landmiliz hätte man diese zwei Adjutanten eigentlich Stadt-Adjutanten nennen können. Die Offiziers der Landmiliz, welche in 20 Quartiere eingetheilt war, waren beinahe dem größern Theil nach Bürger der Hauptstadt. Die Herren Quartier-Hauptleute hatten, jeder für sich, monatliche Zusammenkünfte auf den Puncthäusern veranstaltet, wobei einer der Adjutanten zugegen war, welcher diese Herren das H. B. E. ihres Dienstes repetiren ließ, nur wenige kamen zum P. Q. Dafür bezahlte ihn das Offizier-Korps und der Herr Quartier-Hauptmann, der ihn mit auf die Musterungen nahm, wo er dann den Aide-Major machte, hielt ihn kostenfrei. Bei desto mehr Quartieren also einer von ihnen angestellt war, desto größer waren seine Accidenzen.

die letzte unglückliche Frucht ihrer Ehe, ans Tageslicht; man gab mir den Namen Regula, von meiner Taufpathin Frau Regula Lauenstein, geb. Nüscheler; Pathe war Herr Rittmeister Rudolph Schultheiß und ich ward gewiß nicht viel weniger Märtyrerin, als die fromme Schwester des heiligen Felix, obgleich ich meinen Kopf noch jetzt zwischen den Schultern trage. Ich war ein sehr ungesund und schwächliches Kind, das viel an den Sicken zu leiden hatte; kaum fingen meine Begriffe an, sich in etwas zu entwickeln, als ich Zuschauerin der schrecklichsten Verwürfnisse zwischen meinen Eltern seyn mußte. Wirklich trennte sich die Mutter vom Vater, und jedes lebte nun besonders für sich. Man kann sich die unglücklichen Folgen vorstellen, welche für meinen armen Bruder und mich aus diesen traurigen Verhältnissen entstehen mußten. Mein guter Bruder mußte sich i. J. 1764 operiren lassen; allein er war blind — und blieb es. Ich bekam die Pocken und hatte zugleich das Unglück, meine lieben Taufpathen zu verlieren, bei denen ich, wenn sie am Leben geblieben wären, in jedem Falle Rath und Hilfe gefunden haben würde. Endlich kam das Traurigste, was begegnen konnte — meine Eltern wurden gerichtlich von einander geschieden! Unglückliche Kinder, die ein solches Verhängniß erleben müssen! Was ist es, das gewöhnlich dazu führt? Meine Eltern hatten beide guten Verdienst, und hätten glücklich seyn können, wie sie es vorher waren; allein mein Vater trank, wie man

Hier sagt, bösen Wein, ward unordentlich und unmäßig, besuchte gefährliche Häuser, die man meiden sollte, und ließ da sein Geld sitzen u. s. w. Dies bringt Streit in die Haushaltungen, und brachte ihn, leider! auch in die unsere *).

Indessen ging doch mir, Gott sey es gedankt! wenigstens für einige Zeit, in dieser traurigen Finsterniß einiges Licht auf. Mein Vater brachte mich durch Vorschub seines hohen Vönners, des Herrn Statthalter Escher, in das bürgerliche Waisenhaus, wo ich bis zum J. 1772 zu bleiben das Glück hatte. Es war zwar nicht das schöne neue, welches jetzt erbauet ist, aber ich war doch so glücklich, noch in dasselbe mit einziehen zu können. Es war im August 1771, als der Herr Statthalter selbst an der Spitze der hochobrigkeitlichen Direktion uns aus dem alten ungesunden Hause (wo wir armen Kinder an Kräfte und andern Krankheiten viel zu leiden hatten), in feierlichem Zuge abholte. Diesen Herren folgten die beiden Prediger, dann der Herr Waisenvater und Frau Mutter, hierauf die Kinder paarweise, und endlich eben so, die ganze zum Waisenhause gehörende

* Der gute Mann stand nicht mehr unter preussischer Disziplin, und dann war es eine allgemeine Sitte bei uns, daß wenn man exereciert hatte, auch gesucht werden mußte. Beschämt gesteht es Mancher, daß seine Jünglings-Exerze meist Folgen militärischer Uebungen waren. Der Teufel versteckt sich eben so leicht, wie in die Schlange, auch in das glänzende Weinglas und in die Augen eines vollbackigten Mädchens. Man ist nirgends vor dem Versuchter sicher.

Dienerschaft. In seiner Rede sagte der Herr Statthalter, dieser hochverehrungswürdige Beschützer und Wohlthäter der Armuth und nebst Herrn Diacon Lavater, erster Schöpfer dieser neuen Anstalt, wozu er aus eigenem Vermögen 40000 fl. opferte, und daher in der Geschichte Zürichs in patriotischer und edelmüthiger Gesinnung gleich einem David Pliny und Pourtales zu glänzen verdient: „Dies ist der schönste Tag meines Lebens, der Tag nach dem ich mich schon längst gesehnet habe!“ Diese Worte habe ich nie vergessen. Ich hatte aber nur noch ein Jahr in diesem neuen Hause zu bleiben, da ward ich meinem Vater zurück geschickt; theils war er ja nicht Stadtbürger, und andern Theils war nun auch das bearbeitete neue Kriegsglement vollendet und meinem Vater war bei diesem Anlasse sein ~~pointement~~ ^{pointement} so großmüthig vermehrt worden, daß er nun gar leicht selbst für seine Kinder sorgen konnte. Wie er es that, will ich nun sogleich erzählen.

Er hatte inzwischen, als ich noch im Waisenhause war; eine zweite Frau geheirathet, die unter der Larve der Frömmigkeit (deren ohngeachtet sie aus dem Vereine der Frommen, der sich damals an der Detenbacher-Gasse versammelte, ausgestoßen wurde) eine Furie von Stiefmutter war. Sonst hatte mein Vater, selbst noch unter seinen Verirrungen, uns Kinder sehr lieb gehabt, jetzt ward es alle Tage schlimmer. Das böse Weib wußte den guten Vater so sehr zu verblenden, daß er uns täglich mehr seine Liebe entzog, und es endlich dazu kam, daß wir

nicht mehr am Tische mit den Eltern essen durften. Nun kochte sie uns denn schlechter als den Schweinen, und mehr als einmal, wenn wir vor Hunger alles hätten verschlucken mögen, konnten wir doch diese Nahrung nicht essen, und leerten sie lieber zum Fenster hinaus. Es war am Pfingstmontag 1774 (mein Vater befand sich in den Wäldern zu Baden) als ich in der Kinderlehre aussagen sollte. Ich hatte unlängst vorher ein recht schönes neues Kleid bekommen, und freute mich schon darauf, heute darin figuriren zu können; da fiel es der Frau Stiefmutter ein, mir einen Strich durch die Rechnung zu machen. Sie gab mir mein altes abgetragenes Kleid anzuziehen. Erst bat ich um das neue, dann forderte ich's; sie ward böse und ich ward trotzig. „Sie ist eine böse Frau, sagte ich, Sie ist nicht meine Mutter, ich erkenne Sie nicht dafür!“ Nun war's fertig. Wild sagte sie mich beim Arm, schleppte mich in meine Kammer, und sperrte mich ein; ich war Gefangene. Auf folgenden Abend erwartete man den Vater zurück, da ward meinem Bruder bange für mich. Da die Stiefmutter bei Seite war, öffnete er die Thür, gab mir zwei Zürichschillinge und eine Murree *) und sagte: flüchte dich, um Gotteswillen flüchte dich! wenn der Vater nach Hause kommt — du wirst zu Tode geschlagen! Ich nahm mein kleines Plätzchen und meine grünen Pantöffelchen in die Hände,

*) Runde Stierkübchen, deren eines auch z. k. kostet.

schlich mich, so wie ich war, leise die Stiege hinunter und lief, so viel ich laufen konnte, der Schiffslände zu. Hier suchte ich den Stäseuer Schiffmann, und bat ihn um Gotteswillen, mich doch aus Barmherzigkeit mit sich nach Stäsa zu nehmen. -

So trieben mich die Verfolgungen dieser schändlichen Mutter — noch heute, da ich kein Kind mehr bin, kommt es mich schwer an, ihr den ehrwürdigen Mutter-Namen zu geben — im zehnten Jahre, man bedenke dieses zarte Alter, von Haus und Heimath, wo ich ganz gewiß später meinen Unterhalt und mein Glück hätte finden können, welche Zuversicht, verknüpft mit der Erinnerung an so viele traurige, gesahrvolle, unglückliche Jahre und Ereignisse mein sorgenvolles Alter verbittern. Aber — der selige Glaube an eine gütige, liebevolle Vorsehung, die uns väterlich führet, tröstet mich einzig; er hat mich aufrecht erhalten in allen Leiden und Gefahren, in allem Wechsel der Dinge; er soll meine Stütze seyn bis zur letzten Stunde meines Ermattens, und mich im Grabe sanft betten, bis die Stimme Gottes uns alle aus demselben ruft, und vor sein Gericht fordert — es war der Wille des Schicksals, es war der Wille Gottes; er brauchte diese böse Stiefmutter als Werkzeug, um mich auf die Bahn zu leiten, die ich nach seinem weisen, obschon mir jetzt noch unerforschlichen Willen gehen sollte. Sein Name sey ewig gepriesen!

Doch ich kehre zu meiner Erzählung zurück; der liebe Leser vergehe mir hier an dieser Stelle den kleinen Erguß

meiner Empfindungen; er wird nun gewiß fragen, wohin ich denn wohl zu flüchten gedachte? nicht nach Egypten — daran kam mir dazumal noch kein Gedanke; doch aber nach einem Lande wo hohe Pyramiden stehen, die aber nicht von Menschenhänden ausgeführt wurden — nach Bünkten!

Warum ich aber nach dieser wilden Gegend meine Zuflucht nahm, wird erklärlicher werden, wenn ich erzähle, wie meine liebe Mutter, nachdem sie von dem Vater geschieden worden, nun nach seiner zweiten Heirath auch von ihren leiblichen Kindern aufs un-menschlichste getrennt war, und wenig Vergnügen mehr in Zürich finden konnte, sich dann nach einem andern Aufenthaltsort umsaß, den sie auch bald in Ehur fand.

Von diesem Mittelpunkt aus gerieth sie mit dem ganzen zahlreichen Adel dieses Landes sehr bald in Bekanntschaft und wurde allenthalben geschätzt und geliebt. Ich glaubte kein Unrecht zu begehen zu ihr zu flüchten. Wie viel tausend Kinder haben sich nicht schon vor einem erzürnten Vater in den Schooß einer liebevollen, gütlichen Mutter gerettet? —

Wohl war ich nun in Stäfa, aber wie nun weiterß kommen? Mir war bekannt, daß der damalige Herr Landschreiber in Stäfa und von der sel. Großmutter her etwas verwandt war, und ich wandte mich an ihn. Derselbe wollte mich denn sanft nach Zürich zurückweisen, allein ich bestand darauf zu meiner Mutter

reisen zu wollen. Das fand denn der gute Mann ohne Begleitung auch nicht thöricht und empfahl mich dem braven Schiffmann, der mich mitgebracht hatte. Ich blieb vier Tage bei diesen Leuten und strickte Strümpfe für meinen Unterhalt. Endlich fand der Herr Landschreiber einen seiner Bekannten von Meisen, der mit einem Schiffe nach Wallenstadt fuhr, um eine Ladung Holz zu holen. Diesen bat er, mich mit sich zu nehmen und stellte ihm für meine Verköstigung etwas zu; so kam ich denn im Schiffe bis auf Wallenstadt. Mein Führer blieb dorten drei Tage und ich bei ihm. Er sprach von der Rückreise und ob ich nicht wieder mit ihm wolle, ich erzählte ihm dagegen von meiner lieben Mutter und daß ich nur zu ihr wolle. Die braven Wirthsleute hatten mich lieb gewonnen und luden mich ein, bei ihnen zu bleiben, da fing es mir an angst und bange zu werden; ich hatte nämlich in der Zeit, da wir zu Wallenstadt waren, kaum für drei Kreuzer Speise genossen, denn seit ich wußte, daß ich in einem katholischen Lande war, hatte mich eine unglaubliche Furcht befallen, ich vermeinte meines Lebens nirgends sicher zu seyn und wünschte nichts als weiter zu kommen. Mein Führer reiste nun auch ab, und gab mir im Namen des Herrn Wetter Landschreibers noch ein Vierbakenstück. Dafür hätte ich mir nun wohl eine Kutsche mietzen können, um nach Ebur zu reisen. Ich ging also zu Fuße — das erste mal mir

selbst überlassen — auf Sargans. Hier kam ich in dem armfeligsten Zustande von der Welt an; meine Pantöffelchen waren durchgegangen, ich war barfuß, ein kleines Nachtschlüttchen, ein kurzes Unterröckchen und ein natürlich nicht mehr sauberes Hemdchen, deckten noch meine Blöße. In diesem Aufzuge kam ich auf das Landvögtliche Schloß; zum Glück war der Herr Landvogt von Zürich. Die Frau Landvögtin war eine sehr gütige Dame, aber auch sie ermahnte mich, als ich ihre Geschichte erzählt hatte, zum Wiederumkehren nach Zürich. Da weinte ich überlaut — der Vater würde mich todt schlagen . . . ich wollte zur Mutter. Die Frau Landvögtin hatte eine Fräulein Tochter, ohngefähr von meinem Alter neben sich, auch diese weinte mit mir. Endlich gab man mir etwas zu essen, und beschenkte mich dann mit einem Hemde, einem artigen Röckchen, einem Paar Schuhe und endlich mit einem kleinen Anhängtschlein, worin man mir 2 Viehbägen einwickelte. Dann sagte mir noch die Frau Landvögtin: Du darfst jetzt nicht nach Chur gehen, deine Mutter ist gegenwärtig in Molans bei Frau Landvogt S*** von Zürich, dort wirst du sie antreffen. Ich dankte herzlich für alles Gute, und die junge Demoiselle E*** hatte die Gefälligkeit mich noch eine Strecke Weges zu begleiten. — Als ich nun auf die Ebene kam, die zwischen Ragaz und Sargans liegt, so lag die weite moßigte Fläche ganz unter Wasser. Durchaus mußte

ich, oft bis an die Knie, durchwaten. Eine Herzens-
 beklemmung befiel mich ohne Gleichen, sie wurde aber
 zur Todesangst, als ich von weitem eine Figur auf
 mich zukommen sah, die ich durchaus nicht für einen
 Menschen ansehen konnte; ich glaubte vielmehr es wäre
 ein reisendes Thier, wie ich etwa gehört hatte, daß
 sich in den Gebirgen aufzuhalten pflegen. Ich fing an
 inbrünstig zu beten, daß mich doch der liebe Gott er-
 retten und mir Hülfe senden möchte. Es tropfte mir
 der Angstschweiß am ganzen Leibe herunter und ich
 wurde über dem Wasser so naß, als ich es unter dem-
 selben war. Endlich hörte ich etwas hinter mir, ich
 sah mich furchtsam um und erblickte einen Herrn zu
 Pferd, der mir bald nahe war. Ich stand augenblick-
 lich still und rief ihm noch in einiger Entfernung zu:
 am Gottes willen, Herr, retten Sie mich! sehen Sie,
 was dort gegen uns kommt. Der Herr sah nach dem
 Gegenstand meiner Furcht und lächelte, es ist ja ein
 Herr Vater Capuziner, sagte er, du mußt dich nicht
 fürchten — ich konnte mich aber nicht beruhigen und
 bat immer: halten Sie mich doch! Indessen war auch
 der Capuziner bei uns angelangt und redete sehr freund-
 lich mit dem Herrn. Dieser sagte ihm: die Kleine da
 hat sich vor Ihnen gesürchtet, sie hat noch nie einen Herrn
 Capuziner gesehen. Jener wollte mir nun auch zeigen,
 daß er kein so fürchterlicher Mensch sei, und beschenkte
 mich mit einem schönen Bouquet bunter künstlicher

Blumen; ich wollte sie nicht annehmen — da sagte der Herr zu Pferde: Nimm sie und bedanke dich, oder ich lasse dich stehen und reite davon. Huch! griff ich nun, nur mit zwei Fingerspitzen, als wenn ich in einen Dornstrauch hätte langen müssen, nach dem schönen Bouquet und machte dem Capuziner eine stillschweigende Verneigung. Man schied. Der gütige Reiter nahm mich zu sich aufs Pferd, und als er nun vernommen hatte, wo ich hin wollte, frug er: Bist du denn das Nägeli Egl, nach dem sich deine Mutter so sehnzt? Ich hätte nicht geglaubt, daß du so furchtsam seyn würdest. Es war der Herr Apotheker Pauli aus Malans, der mich so gerettet hatte, denn ohne seine Dazwischenkunft wäre ich wahrscheinlich ein Opfer meines Schreckens geworden. Er brachte mich unter einem nicht geringen Fieber-Anfall in den Gasthof zum wilden Mann in Ragaz, ließ mich da in ein gutes Bett legen, und empfahl mich der Sorgfalt der braven Wirthsleute, bis man mich nach Malans abholen würde *).

*) Diese ganze Erzählung ist buchstäblich richtig. Es wird aber doch vielen Lesern zu übertrieben vorkommen, und darum will ich sie begreiflich zu machen suchen. Wer die Verfasserin, so wie ich, in der Jugend gekannt hat, der muß gestehen, daß man nicht leicht ein härteres, schwächeres Kind gesehen hat, als sie war. Zwar voller Geist und Leben, aber von solch einem zarten Nervensystem, daß sie auch durch den geringsten Gegenstand erschüttert wurde. Denke man sich nun ein auf der Flucht sich befindendes ganz verlassenes Kind — genöthigt durch fremde, ihm ganz unbekannte Personen, oft bis an die glühenden Knie

Die Sorgfalt des guten Herrn Papali, das erweiterte Bett und die liebevolle Theilnahme der freundlichen Wirthsleute fingen bald an, wohlthätig auf meinen Körper zu wirken, während sich mein großmüthiger Retter, der noch ein wichtiges Zwischengeschäft hatte, möglichst beeilte, nach Hause zu kommen, um meiner Mutter meine Ankunft in Ragaz anzukündigen. Sogleich ließ Frau Landvogt S*** die Kutsche aufspannen und kam selbst mit meiner Mutter auf Ragaz, um mich abzuholen. Gott! welch ein Wiedersehen war das!

Im Wasser zu laufen, und dann die plötzliche Erscheinung einer noch nie gesehenen Menschenfigur — das alles zusammen mußte doch wohl auf ein so jartes Mädchen einen stürzenden Eindruck machen. Wankender prahlender Großhans ist vielleicht schon durch unbedeutendere Gegenstände in Furcht gesetzt worden. Auch das Mißtrauen gegen die guten Katholiken läßt sich eben so leicht erklären. Man darf nur an den siebenjährigen Krieg zurückdenken, von dem unsre Kleinie immer so viel erzählen hörte, und den (wenn auch sonst Niemand) das dumme Volk so gerne zu einem Religionskriege gemacht hätte. Ich erinnere mich selbst noch gar wohl, wie bei jeder Niederlage des Königs von Preußen die Katholiken, und bei jedem seiner Siege die Reformirten im unbländigen Jubel ausbrachen — das hörten, sahen und lernten auch die Kinder. Hiezu kamen noch, die vielleicht auch wiederholten Erzählungen der Mutter, daß der Vater in Wien habe katholisch werden sollen u. s. w., und endlich (sagt die Verfasserin selbst) der im Waisenhaus genoßene Religions-Unterricht des frommen Vaters, der (füge ich mit Uebergengung hinzu) Recht hatte, reformirtes Christenthum zu lehren, und wohl im Geiste schon voraussehen konnte, wie bald der göttliche Name Lohetrang zum Deckmantel des verruchtesten Indifferentismus mißbraucht werden würde.

Wir zerfloßen beide in Thränen. Als ich nun vollends meine ganze Reisegeschichte erzählte und dann der lieben Mutter aus meiner kleinen Tasche die drei noch unversehrten Bier-Büchner übergab, die ich in Wallenstadt und Sargans bekommen hatte, da standen die beiden Frauen erstaunt, denn ich gestand ihnen aufrichtig, daß wenn mich noch so sehr gehungert und gedürstet haben würde, ich doch nicht das Herz gehabt hätte, nur ein Stück Brod bei einem Bäcker zu kaufen.

Ich war nun im mütterlichen Schooße und kam mit der lieben Mutter bald in alle großen Familien Churs und seiner Umgebungen; man verlangte mich allenthalben zu sehen. So verstrichen etwa fünf Wochen, als ich das Heirath nach dem Vater bekam und darüber wirklich krank wurde. Die Lebensweise der adelichen Bündner wollte mir nicht behagen, es war für mich als Kind zu viel Zwang und dabei mangelten mir die lieben Jugendgepielen. Die liebe Mutter stellte mir nun vor, daß man nicht immer hin und her reise, ich solle nur gern bei ihr bleiben, sie wolle mir eine schöne neue Haube machen und mich dann in's Bad nach Pfeffers mitnehmen. Dergleichen Bonbons wirken auf Kinder, und ich beruhigte mich wieder. Bald aber kam auch mein lieber Bruder Jakob nach Chur, denn auch er hatte, nachdem ich von Haus weg war, vollends genüß Stiefmutter bekommen, folgte mir deshalb bald nach und fand auch, obschon er blind war, den Weg leichter als ich

denn er war auch um so viel älter. Dieser Vorfall vertrieb nun das Heimweh noch mehr, und als endlich auf den St. Andreas Markt zwei Kaufleute von Zürich kamen, und einer derselben meine Kleider von dem Vater mitbrachte, da merkte ich, daß ich in Ehur bleiben müsse.

Mein Mutter hatte nun wieder für zwei Kinder zu sorgen, und sie that es mit rühmlicher Hinsicht auf unser ewiges wie auf unser zeitliches Wohl. Sie schickte meinen Bruder in den Privatunterricht zu dem damaligen Herrn Stadtpfarrer in Ehur, um ihn in der Religion zu befestigen, und zum Genuße des heil. Abendmahls vorbereiten zu lassen, und damit ich den nämlichen Unterricht desto ungehörter und ohne alle Zerstreuung genießen möchte, verkostgeldete sie mich bei Herrn Pfarrer Graf in Pizers, von dem ich denn auch konfirmirt ward.

So vergingen ungefähr dreithalb Jahre, ohne daß etwas Bemerkenswerthes bei uns vorkiel, als auf einmal im Sommer 1777 die Nachricht von der grauenvollen Ueberschwemmung des Dorfes Rüschnacht am Zürichsee meinen unruhigen Geist wieder in Aufruhe brachte, und ich bei meiner Mutter darauf drang, daß ich jene Verwüstung sehen und dann meinen Vater besuchen wollte. Diesmal waren nun alle Vorstellungen vergebens, die gute Mutter mußte nachgeben; sie packte mir die nöthigen Kleider in ein Felleisen und verdingte mich für diese Reise dem Zürichboten um einen Louisd'or.

Auf dem Wege besann ich mich immer, wo ich ansetzen wolle, denn gerade zu meinem Vater zu gehen, hatte ich das Herz nicht. Ich entschloß mich auf die Blatten *) zu Herrn Wetter Untervogt Noß **) zu gehen, und ließ also, sobald wir in der Stadt anlangten, meine Kleider dahin voraustragen. Mit klopfendem Herzen ging ich eine Weile nachher auch, und schüchtern brachte ich meinen, guten Morgen! dem ehrwürdigen Freundespaar vor, die sich gerade zum Kaffe setzen wollten. Ich ward ziemlich hart angefahren und stand beschämt und erschrocken vor ihnen. Komm, sagte dann der Herr Untervogt in einem etwas sanftern Tone, setz dich hieher und trink nur den Kaffe mit uns, ich will dann nachher mit dir sprechen. Das Gespräch begann nun allgemach und ging dann in eine lange Predigt über, worin die Pflichten der Kinder gegen ihre Eltern scharf gezeichnet wurden. Ich mußte sogar das Fünfte der heil. zehn Gebote und die Antwort unsers Katechismus auf die Frage: Was fordert Gott im fünften Gebot? recitiren, und da ich beides ohne Anstand konnte, so schien es dem Herrn Wetter zu beweisen, daß ich doch

*) Der zunächst an die Stadt stehende Bezirk der Gemeinde Fluntern.

**) Ein, durch eben so seltene Gaben, als außerordentliches Glück, sehr reich gewordener Mann. Sein Wirkungskreis, auf einige hundert Arbeiter, die seine Fabrik beschäftigte, war gleich dem Einfluß, den er als erster Beamter in seiner Gemeinde hatte, unbeschränkt. Auch erbs — alles fürchtete ihn.

nicht ganz das verdorbene Mädchen seyn müsse, für das man mich bei meiner Flucht, wie es scheint, geschildert hatte. Nun ward ein Bote an meinen Vater abgeschickt und er auf die Platte berufen. Der erste Sturm war vorüber, ich durfte den zweiten schon um so weniger fürchten. Mein Vater erschien gegen 10 Uhr. Bist du auch wieder da du***? und hängte mir ein kleines Scheltwort an. Ich sah bald, daß es nicht so böß gemeint war, doch gab es natürlich noch einige harte Berweise und vieles zu hören. Endlich sagte er: Bleib jetzt bis gegen Abend hier, ich will dann wieder kommen und dich heim holen. Er mußte also vorher Bahn machen und den Empfang vorbereiten. Daß er aber dennoch nicht so ganz freundlich ausfiel, kann man sich vorstellen. Der Zwang, den sich die Frau Stiefmutter anthun wollte, gelang ihr nicht einmal. Seid ihr auch wieder da? antwortete sie auf meine Begrüßung, und das war alles. Ihr Mergen war so groß, daß sie nichts zu Nacht essen wollte. Der Vater fing nun an, mir Beschäftigung zu geben, schickte mich zum Metzger und auf den Gemüßmarkt u. s. w. Da war alles nicht recht, was ich brachte. Fragte er sie nach etwas, war die Antwort: Ihr könnt ja die Jungfer Tochter fragen — und in diesem Tone ging's immer fort. Dann fing sie mit dem Vater an zu ganken: er habe ihr versprochen eine testamentliche Beschreibung zu stellen, daß sie nach seinem Tode im Besiz

seines Vermögens bleiben sollte; jetzt wolle sie einmal das Testament haben u. s. w. Mein Vater antwortete auf dergleichen Dinge meistens in einem heroischen Tone, und so ward der Lärm und das Gezänke immer größer. Während zwei ganzer Monate, als ich da war, hatten wir nicht einen Tag Frieden. Da sagte ich dem Vater: Lieber Vater, ich will Euch Ruhe schaffen, ich gehe wieder fort zu meiner Mutter. Er konnte mir nichts einwenden, ich packte ein, nahm Abschied — und hatte nun meinen Vater zum letztenmal gesehen, was mir immer sehr wehe that, denn ich liebte meinen Vater wie meine Mutter, und doch war ich genöthigt — eine gewöhnliche auf die Erziehung der Kinder so verderblich einwirkende Folge solcher unglücklicher Ehescheidungen — stets ein getheiltes, zweideutiges Herz zu zeigen.

Zweiter Abschnitt.

Anfenthalt in Bünden. — Bekanntschaft mit
Florian Engel. — Verheirathung. — Abreise zum
Regimente Diesbach. — Begebenheiten und großer
Kindersegen bis 1792.

Ich war nun wieder in Chur bei meiner Mutter angelangt. — Du bist es bald wieder satt geworden, sagte sie; du hättest die Kosten wohl ersparen können, was hast du jetzt gewonnen? Ihr jungen, halsstarrigen Leute wollt immer Recht haben, wär' es dir nicht besser gewesen, du wärest bei mir geblieben? Ich weinte; o liebe Mutter, ich will Euch gewiß nun nicht mehr verlassen, ich will jetzt immer bei Euch bleiben war meine, damals gewiß ernst gemeinte, Erwiderung. — Wirklich begann ich nun mich mit mehr Fleiß auf's arbeiten zu legen, und da ich ein fähiges Köpfchen hatte, so erreichte ich meine Mutter sehr bald auch in der feinsten Modearbeit. Ich war auch sehr eitel darauf und ließ mir nicht mehr gern etwas einreden. Aber auch meine Mutter war eines sehr heftigen Gemüths, und da sie mit Recht mehr wissen wollte, als das Töchterchen, so gab es bisweilen zwischen dem alten und dem jungen Kopfe

ein kleines Straßßchen, das aber nie lange hawen konnte, denn die Mutter war so geschwind wieder gut, als sie leicht aufzudrausen gewohnt war. Leider nur war ich oft flüchtigen und starren Sinnes, that nicht, was ich hätte thun sollen, und sah nicht selten links, wo ich rechts sehen sollte. Meine Mutter hatte überhaupt mit allen ihren Kindern sehr wenig Freude. Meine Schwester Louise verließ schon früher das väterliche Haus und wir hatten keine Nachrichten von ihr; jetzt war auch mein armer Bruder weggegangen, ohne daß wir erfahren konnten, welchen Weg er genommen habe. Mit einem blinden Menschen ist oft eine Spekulation zu machen, und mein Bruder war schlau genau sich für eigenen Nutzen zu so etwas brauchen zu lassen. — Nun blieb ihr nur noch das jüngste ihrer Kinder, und dieses hatte ihr so heilig versprochen, sie nicht mehr verlassen zu wollen; eine herrliche Stütze! wenn nur der fatale Leichtsinns nicht gewesen wäre, welcher immer neue Nahrung in der mir scheinbar übertriebenen Eingezogenheit fand, worin mich die gute Mutter in der besten Meinung, wie ich jetzt wohl einsehe, hielt. Ein junges Mädchen wünscht aber auch am Sonntag, wenn es die ganze Woche hindurch gearbeitet hat, spaziren zu gehen und sich ein bißchen zu zeigen. Dieses war mir ganz verboten, sie war eine Herrenhuterin, und ich sollte nichts thun als immer nur mit ihr beten, und das war eben nichts für mein nach Lust und Weltfreude pochendes Herz. —

So ging es bis in's Frühjahr 1778 — ich war 17 Jahre alt und glaubte schon eine lange Zeit meiner schönen Jugend in dieser Zurückgezogenheit verloren zu haben. — Da einst war ich mit meiner Mutter in Pizers, wo wir bei verschiedenen Damen zu arbeiten hatten, und hier fand ich den Anlaß eine Bekanntschaft zu machen, die bleibender seyn sollte, als der Aufenthalt bei der lieben Mutter.

Florian Engel von Langwies, Sergeant-Major unter dem Schweizer-Regiment von Dieblich in französischen Diensten, war damals auf Urlaub im Lande, und stand in Pizers auf Werbung. Wir lernten ihn im Hause der Frau Oberst Jost kennen, und wenn ich meinen Lesern sage, daß er ein sehr schöner großer Mann war, den seine Uniform sehr wohl kleidete, so werden sie mir leicht glauben, daß diese Erscheinung mir nicht halb so schrecklich seyn mußte, als jene des Capuziners bei Ragaz. Es ist aber auch zwischen einer Capuziner-Kutte und einer französischen Uniform ein sehr merksamer Unterschied, und was in beiden stecken mag, das kann ein junges Mädchen nicht betastern, es greift bloß nach der Schale, den Kern lernt es hernach kosten. — Ach, wie manches arme Mädchen hat sich schon zu seinem Unglück in eine blinkende Uniform vergast! — Florian unterhielt die Bekanntschaft mit uns, und machte mir bald Liebesanträge, die mir nicht unwillkommen waren. Er war von guter Familie und im Lande

beliebt. Ich glaubte keine Zeit verlieren zu dürfen und mein jugendlicher Leichtsinns ließ mich nicht daran denken, daß ich meine so schöne Heimath gegen einen traurigen, von aller Welt abgeschiedenen Ort, wie Langwies, vertauschen müsse und eben so wenig darauf bedacht seyn, daß eine Soldatenfrau sich mit dem Manne einem unflüchtigen Leben und allen Gefahren, denen dieser ausgesetzt ist, bloß giebt. Mitbringen konnte ich ihm auch nichts, und mußte also froh seyn, wenn er mit meinem Persönschen allein vorlieb nahm, und so wies ich ihn denn an meine Mutter. Diese gab gern ihr Jawort zu unserer Verbindung, sie dachte wahrscheinlich: geh' nur junger Schnabel, du wirst auch in die Schule kommen, wie ich darin war. Ich mußte aber noch mehrere Klassen durchlaufen, als sie.

Im September 1778 hielten wir Hochzeit, und gingen dann mit einander zum Regiment, das in Straßburg in Garnison lag. Mein Abschied von der guten lieben Mutter geschah nicht ohne Thränen, und die Reue, sie je verlassen zu haben, hat mich während meines ganzen nachherigen Lebens deren noch viele gekostet. Militärs machen sehr leicht Bekanntschaft: mein Mann war sehr beliebt, und mußte mir bald sehr Ehrentitel zu erwerben, wovon ein Beweis ist, daß, als ich den 27. Juli 1779 von dem ersten Knaben entbunden ward, wir die Gnade genossen, Ihre Durchlauchten den damaligen Prinzen Max, nachherigen Churfürsten und

jetzigen König von Baiern, sammt einer Prinzessin von Zweibrücken, deren Gemahl Oberst des Regiments Hessen-Darmstadt war, als Patzen erbeten zu dürfen. Dieser Erstgeborne erhielt den Namen Johann Baptista Wilhelm. — Nicht lang nachher kamen wir nach Schlettstadt in Garnison, und hier beschenkte ich meinen Mann mit dem zweiten Sohne, den wir Rudolph nannten. Fast um die gleiche Zeit vernahmen wir auch, daß mein Vater in Zürich gestorben, und den 1. August 1780 begraben worden sei. Ich beweinte ihn mit aller kindlichen Liebe und Zärtlichkeit, obschon seine zweite böse Frau ihn so zu beherrschen wußte, daß er uns Kinder, wie von seinem Herzen, so auch von der geringsten Theilnahme seines hinterlassenen Vermögens ausschloß. Friede und Ruhe seiner Asche! das ihm wohl zu gönnen, als er beide köstliche Güter weder im Kriegslager noch im eigenen Hause fand.

Im Jahr 1781 veränderte sich wieder unser Aufenthalt. Das Regiment mußte nach Erfiska, und wir kamen daselbst zuerst in Eafel, hernach zu St. Sebastian in Garnison. Das war freilich nun kein Straßburg, aber wo man sich liebt, da hilft man sich immer fort; dabei hatte die Reise durch das große schöne Frankreich bis an das Meer viel anziehendes für mich; sobald wir aber hinüber waren, spürte ich die starke Veränderung der Luft und bekam das Fieber. Der ungeladene Gast wurde glücklicherweise bald abgewiesen und konnte

...nicht hindern, daß ich meinem lieben Manne im Frühsommer 1781 den dritten Sohn gebar, den wir Caspar nannten, und dem den 15. April 1782 schon der vierte folgte. Dieser hieß nach seinem Vater, Florianus.

Es blieb gewöhnlich ein Regiment längere Zeit in Corsika, daher es uns fast unerwartet war, als wir so bald wieder abgerufen wurden. Schon 1783 mußten wir nach Flandern. Wir wurden in die zwei Festungen Arras und Lille vertheilt. Uns traf es einstweilen in Arras zu bleiben, wo ich eine Tochter Anna Sophie Louise gebar. Indessen hatte mich die Reise aus Corsika nach Flandern und meine Niederkunft ein wenig angegriffen und wenn ich Prißheßin gewesen wäre, würde mir gewiß mein Leibmedikus eine heilsame Kur vorgeschrieben haben. — Nun aber hatten wir keinen solchen, und mein Mann und ich, der Arzneiwissenschaft unkundig, versielen — ob uns gleich die Bäder in Aachen weit näher gelegen waren — auf den Vorschlag, eine Reise nach dem Vaterlande zu unternehmen. Man denke sich nun den Sergeant-Major mit seinem 22 jährigen Weibchen und fünf Kindern, in der Hoffnung bald wieder eines zu sehen, und dabei das sparsame, fleißige Mütterchen in Ehur — und man wird bald, ohne die Beweggründe zu solcher Exkursion in den stürkenden Kriegskräutern blühtens, noch in dem drängenden Heimweh nach der lieben Heimath zu suchen, die wahren Motive zu dieser Reise ergründen.

Wir kamen glücklich in Thur an, und fanden meine Mutter bei Frau Obrist von Salis daselbst in dem erwünschtesten Wohlsein. Sie genoss noch in ihrem Alter die Früchte ihrer glücklichen Erziehung in dem Gräflich-Schwerin'schen Hause und sie ward in Bündtens ersten Familien, die nach der besondern Verfassung des Landes eigentlich auch nichts mehr als freie Bündtner waren, durchaus wohlgekommen und in allen Gesellschaften zugelassen.

So groß das Vergnügen war, meine liebe Mutter wieder zu sehen und so liebevoll sie mich auch empfangen hatte, war doch unser beider Freude von kurzer Dauer. Die bösen Straßen — oder wenn sie auch nicht so böse waren, die Anstrengungen der Reise, bewirkten eine zu frühzeitige Geburt. Dies verlängerte denn natürlich meinen Aufenthalt in Thur. Ich schrieb deswegen an meinen, sich wieder in der Garnison befindenden, Mann und er wußte es zu bewirken, daß er 1785 auf Rekrutirung in's Land kommen konnte. Im Frühjahr 1786 reisten wir endlich nach Lille zurück, wohin nun auch unser Bataillon verlegt worden war, und gleich, als ob ich ihm das in Bündten verlorne Kind zu ersetzen schuldig gewesen wäre, gebor ich Zwillinge — Simon und Heinrich.

In diesem Jahr begann nun die Revolution in Holland; jetzt gab es denn viele Hin- und Hermärsche der französischen Truppen; ich blieb unterdeß in Lille, und

da noch im Spätjahre die Regimenter wieder in ihre Standquartiere einrückten, so konnte ich meinen Mann auch 1787 wieder mit einer schönen Jugend erfreuen. Diesmal war es aber bloß ein Mädchen, das auch bald wieder starb, gleichsam als ob es sich gescheut hätte, zu einer Zeit erschienen zu seyn, wo Alles voraussehen konnte, daß man bald der Buben zwanzig gegen ein Mädchen brauchen konnte.

Im Jahre 1788 fing es an, beinahe durch ganz Frankreich zu spuken. Die Flandrer waren nicht die letzten, die von dem Freiheits-Taumel ergriffen wurden. Darum schickten auch die Minister vorzüglich diejenigen Truppen dahin, auf die sie glaubten am meisten zählen zu können.

Diesen Herbst kamen vier Schweizer-Regimenter in Aarau und Lile zusammen. Alle diese Vorbereitungen aber zu den spätern tragischen Austritten konnter: meinen Mann und mich nicht hindern immer unserer Bestimmung getreu zu seyn und ich gebor ihm den 16. Nov. wieder einen Sohn, den wir Jakob nannten.

Das Jahr 1789 fieng an auch unter den tapfern Schweizer-Regimentern da und dort einem jungen Huren — oder vielleicht auch bloß den wohladelichen Eltern bei Hause, bangte zu machen. Dadurch ward manche Offi-

zierstelle ledig, und so konnte nun mein Mann avanciren, und bekam im October sein Lieutenants-Brevet. *)

Auf diese Promotion folgte dann auch 1790 den 27. Jan. wieder ein junger Sohn, den wir Konrad nannten. Nach dieser Kindbett reiste ich, doch aber nicht ohne von meinem Mann ein neues Unterpfand seiner Liebe mitzunehmen, wieder in's Vaterland, ging in's Bad nach Fideris, wo ich den Sommer zubrachte und gebor- derten wieder einen jungen Sohn, der Simon Heinrich genannt ward. Diesmal mußten nun auch unsere vornehmern Landsleute und Anverwandten, die noch immer leer ausgegangen waren, zu Gevatter steh'n: Herr Landammann Alexander und die Fräulein Tochter des Herrn Landammann Engel zu Fideris waren die ersten Patzen, denn in Bündten braucht es deren mehrere, um geschlich beweisen zu können, daß man ein getaufter Christ sey. Ich hätte mich gerne länger in Bündten aufgehalten, denn schon bei meiner Abreise aus Lile war es nicht mehr gut in Flandern wohnen; allein im September erhielt ich einen Brief von meinem Manne, daß ich schleunigst nach Lile zum Regiment zurückkehren soll. Ich packte also ein, nahm von meiner Mutter, in der, leider! bewährten Ahnung, daß wir uns nicht wieder sehen würden, den letzten thränenvollen Abschied,

*) Sings man's vielleicht noch heut zu Tage:
 Schön sind sie — Orden, Band und Stern
 Doch hält' ich's nur im Frieden gern —

und reichte nun meinen fernern, jetzt bald wichtiger werdenden Schicksalen in Gottes Namen entgegen. Schon auf dem Wege hatte ich einen für mich sehr schmerzlichen Unfall. Mein kleiner Säugling Simon Heinrich starb mir zwischen Andernach und Bingen an der Brust. Ich wollte ihn im letztern Orte bestatten lassen, ein intoleranter Pfaffe aber verweigerte das Begräbniß auf dem geweihten Kirchhofe; ich ließ ihn also in Neuwied bei der evangelischen Brudergemeine beerdigen, wo ich dann auch durch die Herz angreifende Leichenrede des würdigen Predigers sehr gestärkt und getröstet, wieder weg ging.

Als ich in Lille ankam waren die Schweizer bereits mit den Bürgern in völliger Verwirrniß. Diese neckten, beschimpften und bedrohten unsere Truppen aller Orten, und suchten sie durch alle mögliche Mittel in Harnisch zu bringen, um dann über sie herfallen zu können. Je näher es in Paris dem Ende des königl. Processus kam, dessen Ausgang die blutdürstige Menge schon kannte, desto rasender ward auch dieser niederländische Vöbel. Man fing an die Schweizer meuchelmörderisch in Häusern zu überfallen, wo sie sonst als gute Freunde hinzugehen pflegten und warf sie bei Nacht auf die Straßen, wo man sie des Morgens ermordet fand. Zwei Schweizer-Oberste waren bereits das Opfer dieser Wüthriche geworden, als endlich die Abdankung der Schweizer publicirt und der Tag des Ausmarsches bestimmt wurde. Zwei Tage vorher packten wir, mein Mann und ich, alle

unsere Sachen zusammen, *) nahmen eine Kutsche und eine Chaise, und vertrießen mit unsern lieben Kleinen, zwei Stunden vor dem Ausmarsche des Regiments, von Lille nach Paris ab. Der Pöbel war rasend, daß die verhassten Schweizer mit allen militärischen Ehren und schlagfertig, sollten ausziehen dürfen. Es bedurfte einer ernstlichen militärischen Haltung unserer Truppen, so wie aller Aufmerksamkeit und Anstrengung der französischen Civil- und Militär- Behörden, das wüthende Volk im Zaume zu halten und ungeachtet aller dieser Anstalten — schrieben uns vertraute Freunde — wäre es zwei Stunden später unmöglich gewesen, den rasenden Pöbel zu bändigen, und Offiziere und Soldaten würden das Opfer einer kanibalischen Wredlust geworden seyn. Das sollte nun Gottlob nicht seyn, und unser Regiment marschirte zur bestimmten Stunde mit fliegenden Fahnen, brennenden Lunten und kriegerischer Musik aus den Thoren von Lille auf der bezeichneten Marschroute ruhig fort.

*) Man wird denken, es werde bald eingepackt gewesen seyn. Allein wenn die beiden Leute auch nichts von Hause hatten, so lebten sie doch in vollständiger Eintracht und Frieden; da kam alsdann der Mannes Ehrsamkeit dem Fleiße des thätigen Weibes zu Hatten, und diese kehrte von ihren zwei Schweizerverreisen, auch nie mit leeren Händen von der lieben Mutter zurück.

Dritter Abschnitt.

Traurige Lage bei Abdankung der Schweizer-Regimenter. — Engels Familien-Verhältnisse. — Sein Eintritt in die Dienste der Republik. — Feldzug von 1793. — Einseitige Bestimmung zur Rhein-armee.

In den aristokratischen Kantonen der Schweiz war man sehr böse auf die Offiziere zu sprechen, welche nach Abdankung der kapitulirten Regimenter in die Dienste der französischen Republik übertraten, und doch gab es so viele, die keine andere Resourse und daher keine andere Wahl hatten und unter diesen befand sich auch mein Mann. Zwar hätten diese patriotischen Schmähler sehr süßlich den Ton herabstimmen dürfen, indem sie doch selbst gern ihre Söhne jedem fremden Fürsten wiedergegeben hätten, der ihnen in Friedenszeiten reichliche Unterhaltung und beim Ausbruche eines Krieges einen schönen, mit fetten Pensionen verbundenen, Abschied versprochen hätte.

Doch bei der jetzigen Lage der Dinge blieb meinem Manne, wie gesagt, keine andere Wahl. — Was sollte er um Gotteswillen mit seinen sieben unerzogenen Kin-

bern anfangen? Dienste mußte er wieder nehmen, denn er verstand ja nichts als den Waffendienst. Auch fand er, wie tausend Andere, nichts darin, das seiner Ehre oder seinem moralischen Gefühle hätte entgegen seyn können. Wem dienten denn die Schweizer bis dahin? den Königen in Frankreich. Doch wohl nicht als Despotenknechte? nein, um Frankreichs Macht und Gebiet gegen äußere Feinde zu schützen. Wer bezahlte sie? die Nation. Wenn sie nun dieser Nation, die keine Könige mehr hatte, ihre Dienste anboten und diese sie gern annehmen wollte, was konnte denn Böses darin liegen, wenn ihnen doch das liebe Vaterland kein Brod geben konnte?

Mein Mann war, wie oben gesagt, aus Langwies in dem Thale Schalsil, einer der wildesten Gegenden Bündtens. Sein Vater war früher ein wohlbemittelter Mann, hatte aber das Unglück, durch sogenannte Rissenen, plötzlich hereinbrechende Waldwasser, die von den höchsten Bergen in ungeflümmter Wildheit herabstürzen, und alles überschwemmen oder in tiefe Abgründe mit sich fortreißen, sehr großen Schaden zu leiden. Es waren sonst in diesem Thale drei einzige Familien von Bedeutung — die Engel, Pellizari und Schmid; seitdem aber meines Mannes Vater in seinen Glücksumständen so gesunken war, wurde er von seinen reicheren Mitbürgern geringgeschätzt. Er hatte vier Frauen gehabt und von der letzten war mein Florian der einzige Sohn.

Von dessen vier Halbgeschwistern habe ich nur eine Schwester und einen verheiratheten Bruder kennen gelernt, und ich muß gestehen, daß ich eher eine Pottentotten-Familie als Geschwister meines Mannes zu sehen vermeinte, so unnatürlich nicht nur, sondern auch so unsauber und schmutzig war ihre Kleidung und ihr Aussehen überhaupt. Einst wollte ich auch einmal meine neue Heimath sehen; dahin führt ein Weg oberhalb dem Kloster St. Lucien bei Chur, durch einen sehr engen Paß, zwischen hohen Gebirgen, über drei ungeheuer tiefe Bergschlünde; als ich den ersten passirt hatte, befiel mich ein furchtbarer Schauer und ich kehrte auf halbem Wege wieder um. Meine Schwiegermutter gefiel sich auch sehr übel in dem wüsten Thale. Sie war von Sils bei Thusis gebürtig und hatte bei dem Herrn von Salis-Marschlins als Beschließerin *) gedient, hielt sich auch spät mit ihrem einzigen Sohne zu Sewis auf, wo sie diesen die Schneidersprofession wollte lernen lassen, dazu hatte aber der muntere Knabe keine Neigung und ward Soldat.

Wir langten mit unsern sieben Knaben, einer für die neue Republik nicht unbedeutenden Rekrutirung, glücklich in Paris an. Des andern Tages ging mein Mann in seiner rothen Uniform über die Straße und wollte einige

*) So viel als Stubenmutter oder auch Handkälterin. Die dazu mal fast allgemeine Benennung rühret wahrscheinlich vom Beschließen der Thüren und Schränke her, zu denen diesen Diensthofen gewöhnlich die Schlüssel anvertraut waren.

Besuche machen und sogleich ward er von mehreren Jakobinern arrestirt. Man denke sich meinen Schrecken! Ich hatte mit meinen sieben lebenden Knaben ein achtes Kind unter dem Herzen und sah einer baldigen Entbindung entgegen. Geschwind ließ ich eine Bittschrift verfertigen und eilte damit, an jeder Hand einen meiner Knaben führend, zu Robespierre. Hier fiel ich, dieselbe mit zitternden Händen überreichend; dem grausamen, argusähnlichen *) Unheld zu Füßen, denn, ach! hier glaubte ich diese nur Gott gebührende, demüthige Stellung zum erstenmale einem Menschen erweisen zu müssen, in dessen Hand Leben und Tod meines Vatten, des Ernährers und Vaters meiner Kinder lag.

Die Bittschrift besagte in möglichster Kürze: daß mein Mann mit seiner großen Familie durch die Abkantung der Schweizer-Regimenter brodlos geworden und gekommen sey, der Republik seine Dienste anzutragen. Als ich vor ihm niederfiel, sagte ich trostlos meine beiden Knaben in die Arme, und die schreckliche Guillotine im Gedächtniß, konnte ich nichts hervorbringen als: Citoyen, miséricorde! Bürger, ich bitte um Erbarmen. Leve-toi! stehe auf! sagte er. — Er las noch ein Paar Zeilen, schien sich dann zu bedenken, ergriff eine Karte und schrieb mit Bleistift nur wenige Worte darauf. Va, sagte er, porte cela au Clubb des Jacobins rue St. Ma-

*) Robespierre trug gewöhnlich eine grüne Welle zu tragen.

deleone, ton mari est libre! Geß, bring das in dem Jakobiner-Klubb in der Magdalenen-Straße, dein Mann ist frei! Jetzt fühlte ich das besonders drückende, ihn Du anreden zu müssen — ich hätte ihm gern alle Ehrentitel der Welt gegeben, aber ich durfte nicht einmal sagen: ich danke Ihnen. Mille grâces, citoyen! tausend Dank, Bürger! sagte ich, verbogte mich so tief ich konnte, und beeilte mich, meinem lieben Manne seine Freiheit zu bringen.

Er säumte nun nicht, sich um eine Anstellung zu bewerben und erhielt nun statt der Stelle eines Lieutenant — die eines Grenadier-Hauptmanns bei dem 4^{ten} Regimente der leichten Infanterie. Noch muß ich bemerken, daß an dem nämlichen Tage 25 Schweizer-Offizieren gleichfalls die Freiheit erteilt wurde, wovon sogleich die meisten in die Dienste der Republik übertraten.

Der erste Feldzug, den das Regiment zu machen hatte, war 1793 nach Holland, wir kamen aber nicht weiter als bis Breda. Daselbst hatte ich das Glück, wieder mit Zwillingen niederzukommen, die aber nicht länger als 24 Stunden lebten. Sie kamen präcis eine halbe Stunde nach einander zur Welt, und genau in derselben Zeit folgten sie sich wieder ins bessere Leben. Dergleichen Austritte sind für Mutterherzen immer bemerkenswerth, und wenn schon die Kinder, die Obdt frühe wieder abrufst, am besten versorgt sind, so macht doch oft die Sorge, die wir schon vor ihrer Geburt für sie tragen

müssen, ihr Andenken uns nicht weniger wichtig, als wenn sie Jahre lang mit uns gelebt hätten.

Wir blieben nicht lange in Holland *), das Regiment ward nun der Rheinarmee zugetheilt und rückte nach und nach hinauf bis nach Straßburg, wo wir einen Theil der Garnison ausmachten.

Vierter Abschnitt.

Einnahme von Holland 1794. — Hin- und Her-
Märsche bis zu des Regiments Rückkehr nach
Frankreich. — Bonapartes erster Feldzug in Ita-
lien. — Armee von England. — Bestimmung
nach Egypten.

Das Jahr 1794 ward durch die Einnahme von
Holland merkwürdig. Unser Regiment ward auch bei
dieser Expedition gebraucht. Wir gingen bei Vorkum

*) Nach der Uebergabe der Citadelle von Antwerpen mußten die
franz. Besatzungen von Breda und Gertrudenburg sich durch eine
ehrenvolle Kapitulation den Rückzug nach Frankreich zu sichern
suchen; sie waren von allen Seiten abgeschnitten. Diese War-
nung erhielten sie vom General Dumouriez, der sich auch dieser
Truppen zur Rettung der königl. Familie im Tempel bedienen zu
kürnen hoffte.

über die zu gutem Glück gerade sehr hart gefrorene Maas, und kamen nachher nach Rotterdam zu liegen, wo wir eine ziemliche Zeit bleiben konnten. Den 17. Juli, hatte ich hier das Glück mit einer Tochter niederzukommen, die wir Catharina hießen. Meine Freude war groß, als ich sah, daß ich auch einmal ein gesundes Mädchen geboren hatte, und wirklich hat das liebe Kind uns immer viele Freude, obschon aber auch unschuldiger Weise die größten Leiden von allen unsern Kindern gemacht; eines entsetzlichen Zufalls kann ich noch heute nicht ohne Thränen gedenken; es ward mir nämlich im Jahr 1798, also im 4^{ten} Jahre seines Alters, da wir bei St. Marie in Unter-Engadin waren, von einem schändlichen Bösewicht, welcher Sergeant eines franz. Regiments war, auf einem Spaziergang, nachdem er die es leitende Wogd ermordet hatte, entführt und an niederliches und schlechtes Gesindel verkauft, für welche Frevelthat er späterhin in Colmar den verdienten Lohn erhielt, — so daß wir vier Monate nichts von ihm wußten, bis wir durch die Zeitungen auf die Spur kamen, und uns das theure Kind durch Gottes Güte zum zweitenmal geschenkt wurde. Jetzt ist sie wieder ein Gegenstand meiner Leiden und Sehnsucht, da ich schon seit dem Jahr 1813 nicht das Geringste von ihr weiß, so daß ich sie zum zweiten mal als eine Verlorne durch die Zeitungen suchen muß. Von Jugend auf war sie eine gelehrige, stille und sittsame Tochter. Sie verheirathete sich mit dem Oberst Per-

zier vom 7^{ten} Husaren-Regiment, der General ward, und 1813 in der Schlacht bei Leipzig geblieben ist. Sie beweinte ihn als Mutter von drei Kindern. Später war sie im Gefolge der Madame Mirat, Schwester Napoleons.

Da es nicht meine Sache ist, eine Kriegsgeschichte zu schreiben, sondern bloß meine eigenen Begebenheiten zu erzählen, so mag es hier genug seyn, anzuzeigen, daß wir in den Jahren 1794 und 1795 beinahe alle Städte von Holland, Seeland und Friesland berührten. In diesem letztern Jahre kamen wir auf Bliessingen, und endlich auf Bergopzoom, von wo aus wir dann Holland verlassen, und über Brüssel nach Paris gehen mußten. Von Paris hing der Marsch zur italienischen Armee, von der jetzt Bonaparte Obergeneral geworden war und seine Feldherren-Laufbahn auf eine glänzende, aber für Italiens Völker etwas kostbare Weise eröffnete. Er hatte sich vor seiner Abreise von Paris mit der Witwe des General Beauharnois, aber bloß civiliter, vermählt, denn religiöse Ceremonien waren damals weder nothwendig noch in der Mode, und jetzt erst bei seiner Ankunft feierte er sein Hochzeitfest, wobei die anwesenden Generale zwar lustig waren, im Herzen aber gewünscht haben mochten, daß der junge Herr Schläge kriegen und wieder heimgeschickt werden möchte. Sie lernten ihn aber bald in einem andern Lichte kennen.

Seine zwei ersten Feldzüge schon machten seinen Namen weit und breit erschallen. Er herrschte in Italien als Meister und zwang die Oestreicher zu einem unruhmsichen Frieden. Als er diesen in Raadt definitiv abschließen sollte, so war mir, ich hatte mich aus dem allzuwilden Kriege nach Straßburg zurückgezogen, nur Leid zu vernehmen, daß er sich bei seiner Durchreise durch die Schweiz nicht gar freundlich gegen meine Landsleute benommen habe. Ich weiß gar nicht warum? Vielleicht fehlte es ihm damals noch an einer Prise Schweizerkäse in Rollen — denn später ward er ja ihr guter Freund und sogar als sie selbst mit einander uneinig wurden — ihr großmüthiger Vermittler.

Bei seiner Ankunft in Paris ward der große Feldherr halb vergöttert und fing an, dem Direktorium selbst verdächtig zu werden; man formirte deshalb eine sogenannte Armee von England, die bei Toulon aufgestellt wurde, und gab ihm das Kommando darüber.

Aus der Landung in England ward aber nichts, theils weil Bonaparte selbst nicht viel auf diesen Versuch hielt, und andern Theils sagt man gar, weil die Herren Direktoren ihn gern ein wenig weiter aus den Augen gehabt hätten und zu diesem Zwecke auf einen andern Plan bedacht waren. — Zu dieser so geheißenen Armee von England nun mußte auch das 4^{te} leichte Infanterie-Regiment marschiren und nun wollte mein Mann sein liebes Weibchen wieder bei sich haben, obgleich ich eine recht böse

Lieben seyn konnte und ihm so wenig unterthänig werden wollte, daß er selbst oftmals nach meiner Pfeife tanzen mußte; der brave Mann war jedoch immer geduldig und das machte ihn mir dann wieder desto lieber. So sollte es aber, nach meiner Meinung, in allen Ehen seyn: wenn die Frau etwas begehrt oder thut, dürfte der Mann nie widersprechen, dann wäre Segen in der Haushaltung und Friede im Lande.

Doch ich gewahre erst, daß ich statt zur Armee zu reisen, davon abgekommen bin.

Ungeachtet der ausgegebenen Landung in England wurden immer neue und größere Zurüstungen gemacht, mehr und mehr Truppen zusammengezogen und später erst erwies es sich, daß die in tiefes Dunkel gehüllte Bestimmung derselben, — das Wunder- und Fabelland Egypten gewesen war. —

Es wird Niemand von mir erwarten, daß ich eine ausführliche Beschreibung der furchtbaren Zurüstungen geben werde, die für diese Expedition gemacht wurden. Dazu reichen die wenigen Kenntnisse und Einsichten der schlichten Frau eines Subaltern-Offiziers nicht hin. Wir sahen zwar ungeheure Anstalten, Arbeiten ohne Ende, unbeschreibliche Zufuhren, eine unübersehbare, wohl ausgerüstete Flotte, und nicht weniger als 45,000 Mann bereit, sich auf derselben einzuschiffen. Ob alle mit gleichem Muth und derselben Freude? das ist eine andere Frage. Wir sahen wohl, daß es etwas Großes

galt, aber was? und wo? dieß wußte Niemand. Wird man mir wohl glauben, wenn ich sage, daß ich bei allen diesen Zurechtungen eine stumme, in sich selbst gekerkerte Zuschauerin war? Was stand mir bevor? Entweder die Trennung von einem geliebten Manne, der seit unserer Verbindung das Glück meines Lebens eben so sicher gemacht hatte, als er das seinige für mich hingegeben hätte, — oder das Scheiden von acht unerzogenen Kindern, den theuren Pfändern unsrer unwandebaren ehelichen Liebe. Wenn jemals in seinem Leben eine solche Wahl zu treffen bevorstand, der sage mir wie ihm dabei zu Rathe war. — Meine Leser werden aber wahrscheinlich fragen: Ob ich denn meine Kinder stets alle bei mir gehabt habe? Nein! Ich behielt intmer nur das jüngste, die andern waren bei guten Freunden, gewöhnlich Schwager-Familien untergebracht und so bald ein neues kam, brachten wir das vorhergegangene wieder eben so in Sicherheit.

Nun hätte ich keine andere Wahl, als diese Kinder in Frankreich zurückzulassen, wo ich hoffen durfte, daß sie wohl versorget wären und auch im schlimmsten Falle unter dem Schutze des Staates stehen würden, — wären es doch sieben Knaben, deren Laufbahn wahrscheinlich auch die militärische seyn würde — oder auch selbst bei ihnen zu bleiben und meinen Mann allen Gefahren einer kriegserischen Expedition zur See ausgesetzt zu wissen, von deren Dauer und Entfernung wir nicht die leiseste Ahnung

hatten, und wobei zu befürchten stand, daß ich Jahr und Tag nichts von ihm hören, ihn leicht gar nicht mehr zu sehen bekommen würde. Man muß wahrlich selbst Gattin und Mutter gewesen seyn und geliebt haben wie ich liebte, um sich von dem schmerzlichen einer solchen Wahl einen Begriff machen zu können. So groß aber auch meine Liebe für meinen Mann war und obgleich ich auch schon auf dem Meere fuhr, so war ich doch dabei nicht ganz ohne Furcht, denn die Anstalten waren so, daß sie auch Männern Nachdenken erregen mußten. Dadurch aber ward endlich mein Entschluß erleichtert, daß meinem lieben Mann nicht einen Augenblick der Gedanke kam, als ob ich ihn verlassen dürfte. Nur muthig sagte er, du kommst mit, wir theilen Freude und Leid mit einander, nur der Tod soll uns trennen, sonst nichts! Die Offiziers-Frauen, welche ihre Männer begleiten wollten, mußten sich unterschreiben, worauf wir dem General vorgestellt wurden. Ich war die erste. „Ist sie nicht schwanger?“ fragte der General meinen Mann. Ich weiß es nicht, war die Antwort. Fragt sie — versetzte der General. Mein Mann kam mich leise zu fragen, ich antwortete laut: *Quoi faire, qu'est ce que cela le regarde?* Was thut's denn — was geht das ihn an? Der General warf mir einen scharfen Blick zu und schwieg.

Ich konnte mich nicht einschiffen, ohne im Herzen recht inbrünstig um den Segen des Himmels für diese

Weise zu beten und mein Mann theilte diese frommen Empfindungen recht herzlich mit mir. Es ist auch nicht zu zweifeln, daß noch viele gute Herzen mit und eingestimmt haben, allein solche Gedanken auszusprechen, möchte ich wohl dazumal keinem noch gerathen haben; alles religiöse Gefühl mußte verschlossen bleiben, wenn man seines Lebens sicher seyn wollte.

Als wir an Bord kamen, fand ich noch dreizehn Gefährtinnen, die wie ich, ihre Männer begleitet wollten. Eine davon war auch eine Schweizerin. Ihr Mann war der Quartiermeister Schmid von Vivis. Die übrigen zwölf waren Französinen. Daß unsere Schicksale auch nicht die gleichen gewesen sind, wird der Erfolg der Geschichte zeigen.

Fünfter Abschnitt.

Abreise von Toulon 1798 im April. — Malta. —
 Alexandria. — Groß-Cairo. — Englische Flotte. —
 Schlacht bei Abukir. — Aufstand in Cairo. — Ex-
 pedition nach Syrien. — Marsch durch die Wüste
 Gizza. — St. Jean d'Acre. — Bonapartes Abreise
 nach Frankreich. — Kleber, Obergeneral. — Sein
 Tod. — Desaix. — Rückreise mit ihm nach Frank-
 reich. — Ausschiffung zu Mizza. — Er hilft die
 Schlacht bei Marengo gewinnen. — Großer Fa-
 milien-Verlust.

Es war ein prächtiges Schauspiel, als wir beynahe
 200 Segel stark von Toulon abfuhrten. Ein ungefäh-
 re gleich großes Geschwader stieß noch in den italienischen
 Gewässern zu uns. Welch' eine ungeheure Flotte!
 Mein Mann und ich waren auf demselben Schiffe mit
 Bonaparte und der Generalität. Bonaparte war uns be-
 sonders gewogen und pflegte auch wohl ein Späß-
 chen mit mir zu haben. Er schnupfte sehr gern und
 liebte den Caffee besonders. Wenn er mir nun begeg-
 nete bot er mir manchmal seine Tabatiere und lud mich

spasshaft ein: „Will Sie auch eine Prise, meine kleine Schweizerin?“ Oder wenn er, was ihm Freude machte selber zu thun, oben auf der Gallerie seinen Caffeecodice: „Will Sie auch ein Täschchen?“ und dann mußte ich mit ihm trinken. Durch solche Güte verband er uns zu lebenslänglicher Treue und Dankbarkeit. Indessen erschienen wir vor Malta. Diese Insel wurde angegriffen, nach einigem Widerstande durch Kapitulation eingenommen und von einer Abtheilung unserer Truppen besetzt. Zehn Tage nachher ging die Fahrt weiter, ohne daß wir wußten wohin. Nie ist aber vielleicht eine Fahrt glücklicher gewesen, als die unsere; niemand verfolgte uns und nur wenige Tage vor unserer Ankunft bei Alexandrien, erfuhren wir endlich unsere wahre Bestimmung. Unsere Gegner vermutheten sie früher; die englische Flotte unter Nelson suchte uns hier auf, aber sie kam kurze Zeit zu früh und traf uns noch nicht. Gott mag wissen, welches das Bessere war; ob sie uns früher oder später begegnet wäre? —

Vor Alexandrien den 17. Juli 1798 angekommen, hatte Bonaparte nun keine Rast. Die folgenden wichtigen Begebenheiten sind zu bekannt, als daß ich sie hier umständlich wiederholen sollte. Die Truppen wurden noch in der Nacht ans Land gesetzt und schon am Morgen Stadt und Hafen von verschiedenen Seiten angegriffen. Man blieb uns aber nichts schuldig und wehrte sich tapfer. Alles unserer Beute wurde schon in

den zwei ersten Tagen der Rückweg aus Egypten erspart. Es brauchte der ganzen Aufmunterungskunst des Obergenerals und seiner Collegen, daß die Truppen nicht muthlos wurden und nur die vortreffliche französische Artillerie, konnte dem Sieg den Ausschlag geben; man schoß nämlich eine sehr große Oeffnung in den Wall der Festung, worauf die Türken ausmarschirten und sich ergaben. Bei einem der vorgefallenen Gefechte bekam auch mein Mann eine kleine Wunde, die ihn für acht Tage außer Dienst setzte.

Während unsers Aufenthalts in Alexandrien kam, wahrscheinlich zum erstenmal, eine Schweizerin in Egypten in die Kindbett. Frau Schmid gebor eine schöne Tochter, wobei wir sehr stark den Mangel geistlicher Fürsorge fühlen mußten da die guten Eltern das liebe Kind gerne taufen lassen wollten, allein kein christlicher Priester zu finden war. Das that uns sehr wehe, denn weil auch ich in der nämlichen Hoffnung ging, so nahm mein Mann und ich sehr warmen Antheil an der Sache. Wir berathschlagten also, was da wohl zu thun seyn möchte und fanden, daß unser inbrünstiges Gebet dem lieben Gott eben so angenehm seyn könne, als die Weihe eines Priesters; wir beschloßen demnach unsre Kinder provisorisch selbst zu taufen und wenn wir mit ihnen glücklich zurückkämen, sie alsdann durch die geweihte Hand eines Stellvertreters Christi noch einmal taufen zu lassen. So geschah es denn auch. Wir zogen uns zu allem

Gebete zurück, dann hielt ich das Kind zur Taufe und der Vater begoß es mit Wasser in dem Namen der heil. Dreieinigkeit. Diese Scene hatte unter unsern Umständen sehr viel Feierliches für uns und wir empfanden es tief, wie erst der Mangel freier Religionsübung dem Menschen die Religion doppelt theuer und wichtig machen kann.

Naparte kumte nicht vorwärts zu gehen und rißte in drei Colonnen, von Desaix, Kleber und ihm selbst geführt, auf die Hauptstadt Egyptens los, nicht ohne sich unterwegs mehrmals schlagen zu müssen. Unsere Kriegskunst und Taktik siegte aber allenthalben, ohne daß wir großen Verlust erlitten. Eine andere Beschwerde aber war uns sehr unlegen, wir litten Mangel an Wasser und Salz. Indessen waren wir schon nach drei Wochen im Besitz von Groß-Cairo. So glänzende Erfolge würden dem französischen Namen allein schon die Wirkung ewigen Sieges verliehen haben, hätten nicht die Engländer uns einen furchtbaren Streich gespielt. Unsere schöne Kriegsflotte, so vortrefflich bemannet und ausgerüstet, um jedem Feinde Respekt einzufößen, lag unweit Alexandrien auf der Rhede von Abukir vor Anker, als Nelson sie fand, angriff und nach einer verzweifelten Gegenwehr schlug. Sieben große Schiffe verbrannte und der böse Mann und machte durch diesen Tag alle Völker jubeln, die Frankreichs wachse Größe mit scheelen Augen betrachteten.

Doch ich schreibe nicht Kriegsgeschichte und darf von diesen Vorfällen nur so viel anführen, als mich etwa besonders berührt, deshalb will ich jetzt von unserm Aufenthalt in Cairo einige Nachrichten mittheilen.

Daß diese Stadt nicht, etwa bloß zum Hauptquartiere der Armee erwählt wurde, sondern daß sich hier eine neue Landesregierung bildete, und alle Armee-Depots sich da befanden, daß das neue französische National-Institut mit einem unermesslichen Vorrath von Instrumenten, Büchern, Charten u. s. w. da seinen Sitz hatte, dies ist aus allen Beschreibungen schon weit besser bekannt, als ich es sagen könnte. Da nun unser Regiment sich immer beim Hauptquartiere befand und von der Division selbst war, die Kleber zunächst an Bonaparte befehligte, so verschaffte uns dies bisweilen einige ruhige Augenblicke. Unser Regiment hatte mehrere Schweizer-Offiziere, besonders aus Freiburg; auch unter Regimentern der Engländer standen dergleichen und so mußten denn auch in Egypten oft Schweizer gegen Schweizer fechten, bloß daß wir auf französischer Seite nicht ein eigenes Corps bildeten, wie auf der englischen Flotte. Eben so standen ja auch im siebenjährigen Kriege viele Schweizer bei der preussischen und hanoveranischen Armee, welche gegen die mit Frankreich kapitulirten Regimenter fechten. Spanien und die Schweiz selbst zeigen uns spätere Beispiele.

Gepriesenes Vaterland! wann werden deine Söhne sich zu würgen aufhören? Doch bald kam ich ganz von meiner Erzählung ab, indem ich sagen wollte, wie anziehend es ist, weit vom Vaterlande Landsleute um sich zu haben. Man vergißt vieles Ungemach, erzählt sich manche Jugendgeschichte und ist vertrauter und froher mit einander. So nahmen dann auch die unsrigen besondern Antheil, als ich in Egyptens großer und vollreicher Hauptstadt zwei gesunde Knaben zur Welt brachte. Es war eine große Freude und schon das dritte mal, daß ich Zwillinge geboren hatte. Selbst Bonaparte und Kleber beglückwünschten mich und ersterer kaufte diese beiden Knaben aus schon erwähntem Mangel geweihter Priester, unter Anrufung der drei heiligen Namen und gab ihnen beiden als Pathe den seinigen; taufte er sie zwar nicht zu Christen, da ihm die Weihe fehlte, so taufte er sie doch zu seinen treuesten Freunden bis in den Tod; sie sind beide mit ihm nach Helena gegangen und haben also sein Glück wie sein Unglück mit ihm getheilt.

Bei dieser Gelegenheit kann ich nicht unterlassen den guten Napoleon, dem man so vieles zur Last legte was er nicht verschuldete, ein bißchen zu vertheidigen. So sagte man einst allgemein von ihm, daß er Mahomed verehere. Es war aber gewiß nichts weiter als eine netzgedrungene politische Maske, wie er den leichtgläubigen Türken vorschwazte, er verehere in Mahomed den

Propheten des einzigen Gottes und den Muezzin als sein Geis. Da er sie zuerst glauben mochte, er sei als Freund und Verbündeter der hohen Pforte gekommen, um Egypten von den Bedrückungen der grausamen Unterstatthalter (Wey's) zu befreien und diese zum Gehorsam gegen ihren rechtmäßigen Herrn zurückzuführen, so gehörte wohl das erstere auch dazu und war in orientalischem Styl wohl nicht viel anders gesagt, als was die europäischen Feldherren beim Einrücken auf Feindes Gebiet stets mit so vielem Pompe verkündigen: Religion und Eigenthum sollen geschützt seyn! Gewiß ist auch, daß er ohne diesen Kunstgriff nicht so geschwind vorgerückt und nicht im Stande gewesen wäre, in Cairo die Einrichtungen zu treffen, die so viel versprechend waren und von denen auch die gelehrte Welt so vieles erwartete und wirklich gewann.

Um noch einmal auf den Mosmetismus zurück zu kommen, muß ich auch sagen, daß ich denselben ein wenig studirt habe. Meine Landsmännin und ich hatten die Ehre bei der Gemahlin des Pascha sehr gut angeschrieben zu seyn; diese Dame hatte sehr viele Güte für uns und obgleich wir mit einander kein Wort wechseln und uns nur durch Geberden unterhalten konnten, so knüpfte sich doch ein sehr freundschaftliches Band unter uns an, dessen sich die guten Französinen nicht erfreuen konnten, weil ihre freiere Lebensart mit jener der muselmanischen Weiber gar nicht harmonirte. — Einst wurde ich neu-

gierig auch den türkischen Gottesdienst kennen zu lernen. Ich gab diesen Wunsch meiner hohen Freundin zu verstehen, und sie ließ mir merken, daß es sie freuen würde, wenn ich sie begleiten wolle. Der Türke, der von seiner Moschee (Tempel oder Kirche) zu bestimmten Stunden zum Gebete gerufen wird, besucht dasselbe sehr fleißig. Ihre Moscheen sind meistens sehr prächtige Gebäude, recht wie sie sich für die Verehrung der Gottheit schiken. Man tritt ein und das Angesicht gegen Ausgang der Sonne gesetzt, wirft man sich auf die Knie, der Oberleib beugt sich hervor, so daß das Angesicht auf die Erde zu liegen kommt und indem man die Vorderarme neben dem Kopf hervorstreckt, fassen sich die beiden Hände zum Gebet. In dieser Lage, die wohl keine der bequemsten, aber gewiß die ehrfurchtsvollste ist, in die sich der aus Staub und Asche gebildete Mensch vor seinem Schöpfer niederwerfen kann, verrichtet jeder seine besondere Andacht im Stillen, niemand stört den andern und da das Angesicht zur Erde liegt, so können auch die Augen auf keine fremdartigen Gegenstände fallen, die von der Andacht ablenken könnten.

Diese feierliche Art stiller und doch gemeinsamer Gottesverehrung gefiel mir weit besser, als das unsinnige und betäubende Geplär in den jüdischen Synagogen, obgleich ich zu meiner Schande gestehen muß, daß mich nicht Andacht, sondern nur Neugierde in jene stillen Tempel führte und daß ich die paar mal, die ich

da war, wohl fünfzig mal mit Sehnsucht durch die Finger bfinzelte, ob meine fromme Begleiterin nicht bald aufstehen wolle, ich mußte aber beide mal eine volle Viertelstunde aushalten.

Ich müßte nicht in Egypten gewesen seyn, wenn ich nicht auch ein Wörtchen von den weltberühmten Pyramiden sagen sollte. Leider aber muß ich bekennen, daß ich nicht viel davon weiß; von außen gesehen habe ich sie wohl, denn man sieht diese ehrwürdigen Zeugen der Vorwelt aus großer Entfernung, aber es graute mir, ich war auch wieder gerade hoch schwanger, mit meinem Manne hineinzugehen oder deren Ersteigung zu versuchen.

Indessen dauerte unsre Ruhe in Groß-Cairo nicht lange. Als man in Constantinepel erfahren hatte, was für ein ungebeter Gast sich in Egypten eingefunden habe, um, unter dem Vorwande das Großherrliche Ansehen zu rächen, selbst ein Großherr zu seyn, fing man an sich zum Kriege zu rüsten.

Die Beys striften allenthalben herum und hielten unsere Truppen in beständiger Bewegung. Die Einwohner, anstatt Erleichterung zu spüren, fingen auch an zu merken, um was es uns zu thun sey und so erhob sich einer der schrecklichsten Aufstände in Cairo. Der Lärm dauerte einige Tage und war Grausen erweckend. Die Türken schufen ihre Moscheen in Festungen um und wehrten sich verzweifelt. Glaubte man einen

Hausen überwältigt zu haben, so stand schon wieder ein anderer an der Stelle und so bedurfte es der ganzen Anstrengung unsers militairischen Macht, um den Auf-
ruhr zu unterdrücken. Es war aber immer ein unbe-
schreiblicher Schaden geschehen, viele Vorräthe waren
vernichtet und das schöne National-Institut zerstört
worden.

Unterdessen sich die Türken zum hartnäckigsten
Kampfe anschickten, hatten unsre Truppen alle Hände
voll zu thun. Um Cairo her wurden etliche Forts er-
baut, sowohl um den Einwohnern Respekt einzufößen,
als die herumschwärmenden Mameluken von einem all-
fällig zu versuchenden Ueberfall abzuhalten; auch war
Andrevoff im September mit einer Abtheilung nach
Arabien aufgebrochen, wobei mein Name war, den
ich aber wegen meiner zwei jungen Egypten diesmal
nicht begleiten konnte. Endlich erschien im Frühjahre 1799
eine türkische Armee in Egypten und landete bei Abukir.
Vermuthlich glaubten diese Herren, weil unsere Flotte
das letzte Jahr da geschlagen worden, so sei das ein
Unglücksplaz für uns und sie würden uns hier auch
überwinden; doch hatten sie die Rechnung ohne den
Diener gemacht. Bonaparte war ihnen schnell entgegen
gegangen, griff sie an und schlug sie gänzlich. Der
kommandirende Pascha selbst fiel mit einer großen Zahl
seiner Leute in unsere Hände und die ganze Artillerie
und Bagage ward unsere Beute.

Das Jahr 1799 war reich an den wichtigsten Begebenheiten für uns. Wir marschirten auf Syrien und rückten den 25. Februar in Gazza ein. Hieraus gelangten wir den 3. März nach Jassa, das mit Sturm eingenommen wurde. Die zahlreiche, aus Mameluken bestehende Besatzung, wurde niedergeschossen. In dieser strengen Maßnahme ward der General durch die Pflicht der Selbsterhaltung gezwungen. Wir hatten nicht Lebensmittel genug um auch sie zu unterhalten und ihre Anzahl hätte uns selbst gefährlich werden können. So gebietet der Krieg oft Grausamkeiten, wovon das menschliche Gefühl zurückbebt. Mein Mann blieb hier einige Zeit in Besatzung und der Krieg fing an immer ernsthafter zu werden. Die Dörfer um uns her waren beinahe alle aufrührerisch und näher gelegene einzelne Weilerhöfe, mußten wir durch abwechselnde Pilete von 50, 60, bis 100 Mann besetzt halten. Der Dienst war sehr erschöpfend, besonders für die Offiziere. Da Kleidung ich mich in Uniform und kommandirte einen dieser Posten als Lieutenant; indem ich jedoch nicht französisch schreiben konnte, brauchte ich die Vorsicht einen Unter-Offizier von meines Mannes Kompagnie mitzunehmen, der ein gebornes Elsässer war, diesem diktirte ich meine Rapports deutsch und er schrieb sie französisch. Wir hatten 17 Mann von einem andern Regiment bei uns, die ihren Dienst sehr schlecht versahen und immer betrunken waren; ich ließ sie entwaffnen und für 2 Tage in Ar-

rest sehen. Die Offiziers unsers Regiments rühmten meine militairische Haltung und meine vollen Schweizer-
Waden gar sehr. Selbst Bonaparte und Kleber sollen
gelacht und gewünscht haben, daß sie mich gesehen hät-
ten. Ersterer genoss diese Freude noch mehrmals.

Inzwischen hatte die Belagerung von St. Jean
d'Acre angefangen und auch wir mußten noch zu der-
selben abgehen. Sie ist durch die tapfere Vertheidigung
des bekannten Engländers Sidney Smith berühmt
und mußte, nachdem sie volle acht Wochen gedauert
hatte, wieder aufgehoben werden. Aber nicht Smiths
geschickte Gegenwehr oder türkische Tapferkeit schlug uns
zurück, wir hatten einen mächtigeren Feind unter uns selbst.
Außer den freilich zahlreichen Todten und Blessirten,
welche uns die Belagerung gekostet hatte, herrschten sehr
gefährliche Krankheiten bei der Armee; vornemlich aber
hatten die beschwerlichen Märsche durch die sandigten und
glühenden Wüsten Syriens fast den größern Theil der
Leute mit schmerzhaften Augenkrankheiten belastet, die
den Felddienst unendlich erschwerten. Die Lage der Armee
war nichts weniger als glänzend und die Lazarethe zeig-
ten das erschütterndste Schauspiel, das man sich nur
denken kann. Da lag noch eine Menge unglücklich ver-
stümmelter, elender, auch zum Theil venerischfrankes halb-
fauler Menschen, die nichts als einen gewissen, langsamen,
qualvollen Tod vor sich sahen und alle Augenblicke bat-
ten, daß man sie doch tödten möchte. Fortschaffen konnte

man sie nicht und eben so schrecklich war es, sie der Wuth der nachsehenden Feinde preis zu geben, deren Rache sich noch an diesen Unglücklichen auf die grausamste Weise gesättigt haben würde. Man ergriff also gewis das für sie heilsamste und wohlthätigste Mittel, gab ihnen Opium und schläferte sie ein. Ich weiß, daß diese Handlung als die unmenschlichste Barbarei ausgeführt worden ist, man muß aber Augenzeuge gewesen seyn, um darüber gerecht urtheilen zu können. Ich einmal finde, daß es nicht halb so barbarisch ist, eine Anzahl einem gewissen qualvollen Tode preisgegebener Menschen durch eine sanfte Einschläferung von ihren Leiden zu befreien, als mit kaltem Blute Städte anzuzünden und tausend im Wohlstand lebende Familien für sich, ihre Kinder und ganze künftige Geschlechter unglücklich zu machen, was man doch schon im siebenjährigen Kriege mit dem bloßen Worte Nothwendigkeit entschuldigte.

Zuletzt erfuhren noch die um Jassa herangeflohenen aufretherrischen Detschaften unsere Plünderung, wir trieben ihr Vieh mit uns fort und zerstörten sie nicht mehr. In Gazza zogen wir die Garnison an uns und strengten das Fort und so kamen wir endlich, aber eben nicht mehr alle, wieder nach Cairo zu unsern Depots zurück.

Ich wollte diese kriegerischen Vorfälle nicht unterbrechen und lieber in einigem Zusammenhang erzählen. Jetzt aber muß ich doch meinen Lesern auch sagen, daß mein Gemüth mehr als von allen diesen kriegerischen

Austritten, von den vielen heiligen Orten ergriffen ward, durch welche wir kamen. Außer Jerusalem, wohin nur der Generalstab kam — besah ich das in der Nachbarschaft gelegene heilige Grab und Golgatha; Bethlehern die Geburtsstadt unsers Herrn, Nazareth Josephs Vaterstadt, wo unser Heiland seine Jugendjahre verlebte; Samaria (aber nicht mehr das alte große) und mehrere andere in der heil. Geschichte und in der Geschichte der Menschheit ewig denkwürdige Orte und Gegenden, wo der erhabene Gottmensch, ein Licht für alle künftige Jahrhunderte, lebte, wirkte, litt und starb und die eigne Betrachtung dieser ewig denkwürdigen Plätze ist eine große Stütze meines Glaubens geworden.

Unterdessen hatten die bösen Türken sich wieder des Forts Abukir bemächtigt und Bonaparte eilte ihnen solches aufs neue abzunehmen, bekam aber unerwartet Lust uns zu verlassen und reiste, ohne daß es ein Mensch vermuthete, wieder nach Frankreich zurück.

Kleber, der nun Obergeneral war und dem die traurige Lage der Armee sehr am Herzen lag, zog den General Desaix, der in Oberegypten kommandirte, an sich zurück, es that Noth uns zu concentriren. Der brave Kleber ward aber während seinen menschenfreundlichen Vorsichts-Maßregeln in seinem Garten von einem fanatischen Türken ermordet. Sein Tod versetzte die ganze Armee in eine unbeschreiblich traurige Stimmung,

besonders aber verloren mein Mann und ich einen aufrichtigen, warmen Freund an ihm, wir wehten nahe an seinem Garten und waren sehr oft bei einander.

Hier muß ich doch auch unsrer zwölf französischen Reisegefährtinnen erwähnen, von denen ich noch nichts gesagt habe. Die Hälfte von ihnen fand in Egypten ihr Grab. Sie wurden Opfer ihrer Ausschweifungen, und besonders hatte eine Pariserin, die eine wahre Menschenfreundin, im weitern Sinne war und weder Copten, weder Türken noch Mameluken und Franzosen verachtete, ein sehr tragisches Ende. Als ihre Galanterien bekannt wurden, ward sie niedergehakt, ihr Körper in lange Riemen zerschnitten und in's Wasser geworfen. Eine gute Manier die Frauen zu warnen ihre Männer nicht eifersüchtig zu machen!

Delaix hatte nun den Oberbefehl übernommen und da es den Anschein gewann, als ob man in Paris vergessen hätte, daß es noch ein Egypten in der Welt gäbe, so entschloß sich dieser edle Mann wenigstens den gesunden und noch brauchbaren Ueberrest der Armee zu retten, ehe alle durch epidemische Krankheiten und die Uebermacht der Feinde ausgerieben wurden. Er überließ also dem auf ihn folgenden General Menou, der in Egypten Muselman geworden war, die meist kranken, halb und ganz blinden Ueberbleibsel unsrer Armee, mit dem Befehl, durch die bestmögliche Kapi-

tulationen, wenigstens noch das Leben dieses elenden Restes zu retten.

Wir reisten mit Desaix ab und landeten nach einer ziemlich beschwerlichen Uebersahrt im Hafen zu Nizza, wo sich eigentlich meine ägyptische Reise endigen sollte; allein da gerade die ersten Tage nach unserer Ankunft so außerordentlich wichtig für unsern Anführer und für uns selbst waren, so will ich solche bei dem Tode dieses tapfern Helden schließen.

Als wir in Nizza gelandet waren, war keine Rede davon, daß ich der Armee folgen könnte, ich war abermals hoch schwanger und blieb also in Nizza zurück. Desaix war sehr thätig die Truppen vorzuschieben und stieß schon zu Alexandria auf die Oestreicher, die, von den Einwohnern unterstützt, unsere Leute sehr unfreundlich empfingen. Die Schlacht bei Marengo begann und Desaix eilte, so viel er eilen konnte, Bonaparte zu Hülfe. Beinahe war die Schlacht verloren; er kam, warf sich auf die Feinde, bewirkte zum Ruhm der Franzosen des Kampfes Ausschlag und starb als Sieger und Held.

Mürr, einer seiner Adjutanten, unser Tochtermann und unsere zwei ältesten Söhne, welche von Frankreich aus zur Armee gekommen waren, blieben mit ihm auf dem Wahlplat.

Mein Mann brauchte die Vorsicht, mich diese Schreckenspost nicht auf einmal wissen zu lassen; als

aber unsere Tochter, die damals in Mailand war, von dem Tod ihres Vaters und der zwei lieben Brüder Nachricht erhielt, traf sie, in Folge des Schreckens, ein Schlagfluß, an welchem sie 14 Tage nachher starb und so kostete uns die Schlacht von Marengo vier liebe Kinder.

Sechster Abschnitt.

Fernere Begebenheiten in den Jahren 1801 und 1802 bis zum Frieden mit England zu Amiens.

Die Sorge für meine zwei kleinen Egyptier, die ich glücklich nach Nizza gebracht hatte und meine eigene Ermattung, mußten mich hier wohl etwas länger aufhalten, als ich gewünscht hatte; doch, als ich meine beiden Knaben bei einem Landsmann, einem Postetenbäcker aus dem Engadin, versorgt hatte, reiste ich nach dem berühmten Schlachtfelde von Marengo, um dem Andenken meiner geliebten Söhne in meinem Herzen ein Todtenopfer zu bringen und dann erst meinen Mann bei der Armee aufzusuchen.

Alle diese Anstrengungen bewirkten eine etwas zu frühzeitige Geburt nicht weit von Mantua; das liebe Kind starb aber wieder am vierten Tag.

Ich war noch nicht völlig von dieser Niederkunft hergestellt, als mein Mann dem ersten Consul nach Paris folgen mußte, mich aber wandelte die Lust an meine alte Mutter auch noch einmal zu besuchen und so ging ich durch Mailand und über den Splügen nach Chur.

Bei meiner Ankunft lag aber meine Mutter schon sechs Wochen im Grabe; man denke sich meinen Schmerz bei dieser Trauerbotschaft! Ich mochte ein paar Tage weder essen noch trinken und man besorgte daß ich krank würde. Ueberhaupt, ach Gott, wie fand ich das ganze liebe Bündten verändert! Die Revolutions-Stürme hatten hier, durch die Uneinigkeit der Einwohner selbst, die schrecklichsten Folgen gehabt; die adelichen Familien waren durchaus hart mitgenommen und ihre schönen Schlösser rein geplündert worden. Den Oestreichern sowohl, als den Franzosen, verriethen sich die verschiedenen Partheien der Landeseinwohner selbst und unpartheisch nahmen die Russen auf ihrem Rückzuge von allen Partheien für sich, was die andern nicht hatten theilen können.

Traurig verließ ich mein heimatliches Land und kehrte wieder nach Italien zurück. Ich fand meine zwei Knaben in Nizza gesund und wohl, wartete auf schick-

liche Gelegenheit und schiffte mich dann mit ihnen nach Marseille ein, wo wir glücklich anlangten, von da nach Paris gingen und dorten von dem lieben Vatten und Vater zärtlich empfangen wurden.

Wie sehr mußte ich nicht über die großen Veränderungen erstaunen, die hier seit der Rückkehr Bonapartes aus Egypten schon verfallen waren, worunter besonders für uns die Freiheit des reformirten Gottesdienstes und die Wiedereinführung des christlichen Sonntags die wichtigsten waren, vornehmlich auch noch deshalb, als uns die in Egypten gehaltene wahre Nothtaufe unserer beiden Knaben, unzulänglich scheinen mußte, bevor solche durch die Hand eines Geistlichen wiederholt worden war und wir beschloßen nun, alsobald diesen heiligen Akt vornehmen zu lassen. — Der erste Consul, der bei der provisorischen Taufe in Egypten als Pathe gestanden hatte, wollte auch hier diese Stelle vertreten, bei welcher Gelegenheit in seinem Gefolge seine Gemahlin, sein Bruder Joseph und sein Minister Marschall Kellermann sich befanden; dazu hatten wir noch einen reformirten Landmann Herrn Courtin aus dem Ober-Engadin, einen sehr angesehenen Mann, der schon lange Jahre in Paris etablirt und der beliebteste Zuckerbäcker der Stadt war, als Pathe erbeten und in dieser vornehmen Gesellschaft fuhrten wir in vier Kutschen nach der Kirche St. Honore in der StraÙe dieses Namens, die den Reformirten zum Gottesdienste war eingeräumt worden, wo denn der an dieser Gemeinde an-

gestellte Prediger Rabault aus Nismes mit vieler Würde und Andacht die heilige Handlung verrichtete. Hier erhielten nun die Knaben die Namen: Napoleon Johann Baptist und Napoleon Heinrich.

Das Ungewöhnliche dieser Taushandlung und die Gegenwart des ersten Consuls hatte eine Menge Neugieriger herbeigeführt, welche die dreijährigen egyptischen Tauslinge sehen wollten, meinem Mann aber und mir blieb diese Stunde immer eine der wichtigsten unsers Lebens und wir trachteten auch, sie unsern Söhnen durch spätere Rückerinnerungen wichtig zu machen.

Bald hernach ging mein Mann wieder zur Armee nach Italien und da der Waffenstillstand mit Oestreich sein Ende genommen und die Feindseligkeiten wieder angefangen hatten, traf ihn der Unfall bei einem kleinen Gefechte von den Oestreichern gefangen zu werden. Man war bei seinem Regiment in Ungewissheit, ob er todt oder gefangen sey. In dieser unsichern Lage unternahm ich eine Reise nach Zürich, nur in Begleitung meiner kleinen Katharina, da die beiden Knaben seit ihrer zweiten Taufe von der großmüthigen Gemalin des ersten Puthen vortreflich versorgt worden waren.

Als ich nun in Zürich angelangt war, dachte ich darüber nach, was ich, wenn mein Mann todt wäre, auch anfangen wollte und da fiel mir ein, einen Handel zu treiben. Dieser Vorsatz gefiel meinen Gönnern,

der Familie ****, ich bekam sogleich von solchen Waaren in Commission und fing nun an zu handeln, daß es eine Freude war. Wöchentlich brachte ich meine Lofung und bekam wieder neue Waaren; man wunderte sich über den großen Absatz und wünschte mir Glück dazu. So ging es einen Monat durch, da aber mußte ich auf den nächsten Samstag mein kleines Waarenlager mitbringen, wurde auf den Sonntag zum Mittagessen eingeladen, um dann nach Tische die monatliche Abrechnung vornehmen zu können. Die Resten Zeuge wurden alle gemessen und wieder angeschlagen und sollten nun mit meinem Gelde den Nutzen zeigen, der bei meinem Handel herausgekommen wäre. Aber, mein Gott, man konnte messen und rechnen wie man wollte, es kam kein Nutzen, statt dessen aber ein beträchtlicher Schaden heraus. Endlich fand es sich, daß ich durchgehends alle Waaren, unter dem mich kostenden Preise verkauft und in der Meinung gestanden hatte, daß wenn man nur Geld löse, alles abgethan sey. Wäre ich in Cairo oder Jassa nur einen Monat bei einem türkischen oder griechischen Kaufmann in die Schule gegangen, so würde mir dieses gewiß nicht begegnet seyn. Die edelbesinnende Familie **** mußte bei ihrem Verluste, den ich ihr nicht ersetzen konnte und den sie auch großmüthigst vergessen wollte, dennoch ein wenig über meine Einfalt lächeln, mich aber erfüllte diese kleine Rencontre mit einem solchen Aerger, daß ich au-

genblicklich das Garn ausnahm und mich wieder aus dem Staube machte. Adieu Kaufmannschaft!

Ich ging wieder nach Paris und bald hernach langte auch mein lieber Mann, der mit einigen andern französischen Offiziers gegen einen vornehmen Deutschen ausgewechselt worden war, bei uns an und wir genossen nun doch wieder einiger Ruhe, während welcher wir auch das Vergnügen hatten, das Vermittlungswerk unsers zerrütteten Vaterlandes glücklich vollendet zu sehen.

Elbenter Abschnitt.

Neuer Krieg mit England. — Darnach wieder mit Oestreich und Rußland, in den Jahren 1803 bis Ende 1805, während dessen Napoleon 1804 den Kaisertitel von Frankreich annimmt und bald darauf zum Könige von Italien ausgerufen wird.

Der Friede mit England dauerte, wie man im Sprichwort sagt, von elf Uhr bis Mittag. Schon den 18.

Mai 1803 gab England seine neue Kriegserklärung gegen Frankreich heraus, ein Anlaß zu ernsthaften, bald erfolgenden Ausritten. Unterdessen hatte der Oberconsul meinem Manne einen neuen Beweis seines Vertrauens gegeben und ihn zum Commandant des 4^{ten} Linien-Infanterie-Regiments, dessen Oberst sein Bruder Joseph war, ernannt. Es lag in Nancy in Garnison. — Die erste Maßnahme Frankreichs gegen England war die Besetzung der deutschen Staaten des Königs von England, wohin Mortier von Holland aus aufbrechen mußte. Hierauf folgten unmittelbar die Zurüstungen zu einer Landung in England, deren Mittelpunkt Boulogne war, wo sich eine große Armee sammelte und ein Lager formirte, das den Feinden Respekt einzulösen geeignet seyn sollte. Hier trafen wir nun mit dem 1^{sten} der vier neuerrichteten Schweizer-Regimenter zusammen und lernten wieder manchen Landsmann kennen, der mit uns für die gleichen Interessen zu kämpfen bereit war. Gewiß erwarten meine Leser auch wieder einmal von einer Niederkunft zu hören, davon ich lange nichts mehr erzählen konnte; doch jetzt endlich brachte die gesunde Seelust wieder einmal ein artiges Mädchen hervor, das wir Nanette hießen. Hier war übrigens recht ordentlich zu leben. Wir wurden täglich und stündlich von den bösen Engländern geneckt, wobei sie einmal so unartig waren uns zwei Schiffe zu verbrennen, was uns gar nicht gleichgültig seyn konnte. Dann erzählten auch unsere

Seesoldaten, man habe mit Biscuit (hartgebackenes Kommissbrod) auf sie geschossen, zum Zeichen, wie gut es in England zu leben sei; der Biscuit sei aber vergiftet gewesen, welches doch niemand beweisen konnte, weil niemand davon gekostet hatte. Was doch der Argwohn nicht thut!

Der Oberconsul war indessen den 4. November selbst im Lager angelangt und hatte sein Zelt zu Etreples hart am Meere aufgeschlagen. Alles war jezt äußerst thätig und die Truppen wurden, der ganzen Küste entlang, täglich im Einschiffen, Manöviriren, Landen u. s. w. geübt, wobei uns aber die Britten oft durch eine kleine Canonade zu stören suchten, die wir ihnen aber nicht schuldig blieben, sondern freundnachbarlich erwiderten. Indessen traten die ungünstigen Winde ein und die Landung hatte nicht statt. Auch erforderten wichtige Ereignisse die Gegenwart des Oberconsuls in Paris. Es waren verschiedene Verschwörungen entdeckt worden, welche die zweckmäßigsten Anstalten erforderten, um die Ruhe Frankreichs zu sichern. Am meisten Aufsehen machte diejenige, worein Moreau, Georges und Vichegrü verwickelt waren. Niemand wollte an die Schuld des erstern glauben, das ganze Pariser Publikum ja ganz Frankreich interessirte sich für den Mann, der seinem Vaterlande so große Dienste geleistet hatte und sein Urtheil schien uns zu beweisen, daß keine große Schuld ihm aufgebürdet werden konnte; er ward für zwei Jahre ver-

kannt; Vichegrü, der an der Spitze der Armee so tapfere Vichegrü, hatte nicht den Muth, die Guillotine zu besteigen und erdrosselte sich selbst im Gefängnisse; *) Georgs aber mit noch 6 Mitverschwornen sahe ich auf einem Karren zum Richtplatz führen; man hatte ihnen, als eine Art von Auszeichnung das Gesicht verschleiert und die Hände vorwärts gebunden. Nach vollkommen hergestellter Ruhe und Sicherheit ward nun der Oberconsul Bonaparte den 18. May 1804 zum erblichen Kaiser der Franzosen gewählt und den 2. Dezember zu Paris feierlich durch Papst Pius VII. eigene heilige Hand als Napoleon I. gesalbet und gekrönt. Zu diesen Feierlichkeiten wurde ein zahlreiches Militärs noch der Hauptstadt berufen, wobei natürlich auch das Regiment des nunmehrigen kaiserlichen Prinzen Joseph seyn mußte; bei diesem Anlaß fanden wir unter den Deputirten aller Regimenter der Armee, manchen redlichen Schweizer, den wir entweder schon kannten, oder mit dem wir Bekanntschaft machten, denn immer zog uns eine solche Landmannschaft freundschaftlich an.

Das Jahr 1805 vermehrte noch den Glanz des kaiserlichen Hauses, indem Napoleon den 15. März dieses Jahres von der italienischen Republik zum König von Italien ausgerufen und schon den 26. in Mailand gekrönt ward. Zu dieser neuen Feierlichkeit hatte auch

*) Bonaparte sollte ihn haben erwürgen lassen? — welche Unvernunft!

mein Mann das Glück seine k. k. Majestät begleiten zu dürfen. Nur zwei Tage vor seiner Ausrufung zum Könige von Italien hatte sich indessen Napoleon, im Gefühle seiner Allgewalt, eine Handlung erlaubt, die ganz Europa wider ihn aufbringen konnte; ich meine die Ermordung des Herzogs von Enghien. Um so grausamer war diese Handlung, da die Mutter des Kaisers, Lätitia, sich selbst auf eine rührende Weise für den unglücklichen Prinzen verwandte. — Verzeihen Sie ihm, Sire, sagte sie, damit der liebe Gott auch Ihnen verzeihe. Sein Tod ist geschworen, soll Napoleon geantwortet haben. Madame wiederholte: ich bitte Sie, schenken Sie dem Prinzen das Leben; wenn Sie mir diese Bitte abschlagen, so kann ich nicht länger hier bleiben, Sie werden mir Reisepässe geben. Ich habe Sie gern bei mir, erwiederte hierauf der Kaiser, aber Ihre Bitte kann ich nicht gewähren. Alle Bourbons, die in meine Hände fallen, sind des Todes. Wenn Sie reisen wollen, so werde ich Ihnen Pässe geben lassen. Sie forderte und erhielt solche, ging nach Lyon und von da nach Rom.

Eine neue mächtige Coalition gegen Frankreich war indessen durch den Beitritt Oesterreichs zu England und bald darauf auch Rußlands zu Stande gekommen und die erste dieser 3 Mächte wollte sogleich einen Hauptstreich ausführen und sich Baierns bemächtigen.

Nun zogen die Franzosen auf den Wink ihres Kaisers mit unbeschreiblicher Schnelligkeit von dem Kanal und dem Innern Frankreichs über den Rhein, verbanden sich mit den Truppen des Rheinbundes und kamen so dem österreichischen Feldherrn ziemlich unerwartet auf den Leib. Er hatte seine Stellung bei Ulm genommen, ward derten den 14. Oktober auf allen Punkten angegriffen, und besonders bei Elchingen durch den Marschall Ney so zuerichtet, daß er sich in die Festung Ulm werfen mußte. Bei dieser Action wurde unser Sohn Jakob, der maître de logis beim 9^{ten} Husaren-Regiment war, gefährlich bleßirt.

Als Mal kapitulirt hatte ging's mit schnellen Schritten auf Wien los. Unsere Colonne passirte durch München, wo mein Mann und ich die Abwesenheit Sr. Durchlaucht des Churfürsten sehr bedauerten; doch hatte der Zufall meinem Manne das Glück verschafft, Ihm auch abwesend Ehre zu erweisen, da ihn die Reihe traf, das kurfürstliche Schloß zu bewachen. Zu gleicher Zeit, da Mal Ulm übergab, hatten sich die Russen bei Braunau mit den Oestreichern vereinigt, dieß hinderte aber das Vorrücken unsrer siegreichen Armee gar nicht und vier Wochen nach der Uebergabe von Ulm rückte der Prinz Märat an der Spitze derselben bereits in Wien ein, der Kaiser aber nahm sein Hauptquartier zu Schönbrunn. — Hier war jedoch kein Bleiben, denn die Oestreicher und Russen hatten bereits wieder eine an-

fehnliche Armee in Mähren gesammelt, und diese sollte, ehe sie noch stärker anwachsen bliesse, geschlagen werden. Solches geschah bei Austerlitz, wo die französische Armee einen zwar blutigen, aber entscheidenden Sieg erröcht. An diesem Tage spielte ich nun wieder eine Rolle, die mir nicht aufgetragen war, mir aber durch einen artigen Säbelhieb über den Kopf bezahlt wurde, den ich zwar selbst kurtierte, der aber jetzt noch fühlbar ist und mir zum bleibenden Denkmal der Schlacht bei Austerlitz dient.

Vier Tage nach dieser denkwürdigen Schlacht wurde der Waffenstillstand zwischen Oestreich und Frankreich abgeschlossen, dessen erste Bedingung der Rückzug der Russen aus den östreichischen Staaten war und da jetzt am Friedenswerk selbst gearbeitet ward, so hatten wir nun wieder ein wenig Ruhe. Diese bekam mir sehr wohl; unser Regiment ward bis Josephstadt, vormals Theresienstadt, in Böhmen vorgeschoben. Hier hatte ich nun Zeit, mich wieder einer Bürde zu entladen, die, so sehr ich ihrer auch gewohnt war, doch abgelegt seyn wollte. Es war diesmal wieder ein schöner Knabe, dem wir den Namen Joseph beilegten. Zur Dankbarkeit machte mir mein Mann, da wir auf der Rückreise wieder nach Wien kamen, das Vergnügen eine kleine Lustreise nach Pressburg zu machen und so kam ich dann auch dazu, die Hauptstadt Ungarns zu sehen. Der daselbst geschlossene Friede machte unsre

Rückreise sehr bequem und wir entschädigten uns in dem geplagten Deutschland so ziemlich für die Beschwerden des Feldzugs, denn allenthalben, wo wir hinkamen, zeugten verderbliche Spuren, daß Franzosen da gewesen waren.

Achter Abschnitt.

Prinz Joseph wird König von Neapel. — Aufenthalt in Rom. — Krieg mit Preußen und Rußland bis zum Frieden von Tilsit.

Sehe unser Regiment zu dem Kriege gegen Preußen kam, dessen in diesem Abschnitte berührt wird, mußten wir noch halb Europa durchwandern. Ein großer Theil der französischen Armee blieb hie und da in Deutschland zurück, wo sie bei den neuen Königen, Großherzogen, souveränen Fürsten u. s. w. ungebetene Gäste waren. Wir marschirten nach Frankreich, mußten aber gleich wieder, damit die Truppen ja das Podagra nicht bekämen, nach Neapel ausbrechen. Hier hatte während unsers letzten Feldzuges eine englisch-russische Armee gelandet und dies war genug, um Napoleon erklären zu

machen: Daß die Neapolitanische Dynastie wegen verletzter Neutralität zu regieren aufgehört habe. Da dieses einmal ausgesprochen war, mußte das verwaiste Reich wieder einen Regenten haben und den gab ihm der französische Kaiser in der Person seines Bruders Joseph, der schon den 15. Februar in Neapel einzog und jetzt den 30. März zum König von Neapel und Sicilien proklamirt ward. Diese Veränderung ging aber nicht so ruhig vorbei, wie man gehofft hatte und es gab besonders in Calabrien blutige Austritte, so daß ich gar nicht böse war, mich ein wenig dem Schauplatz derselben entziehen und für einige Zeit nach der Residenz des Statthalters Christi gehen zu dürfen, wovon ich dann meinen geehrten Lesern zwar keine gelehrte Beschreibung geben, doch auch zur Abwechslung etwas von meinem friedlichen Aufenthalt daselbst erzählen will.

Ich hatte das Glück bei einer deutschen Herrschaft einquartirt zu werden, auf welche Art es immer am wohlfeilsten zu leben war, denn ganz Europa wußte es bereits, daß die Franzosen nicht bloß pilgern, sondern daß sie auch Gäste auf Erden sein wollten. Zwar kamen wir auch oft genug zu unfreundlichen Wirthsleuten, die es gar nicht für eine Ehre halten mochten, uns beherbergen zu dürfen; das waren aber einfältige Menschen, die sich selbst Verdruß machten und mit denen wir keine Freude haben konnten. Diesmal war mir aber ein besseres Loos gefallen. Herr Graf von H*** und seine

Gemahlin waren zwei achtungswürdige alte Leute. Er, die beste Seele von der Welt und Sie eine fromme, gottesfürchtige Dame, die immer alte Gebetbücher, zur Abwechslung aber, gewöhnlich so alle vierzehn Tage, neue Domestiken hatte, was doch gewiß angenehmer ist, als immer die gleichen Alltagsgesichter vor sich sehen zu müssen. Die Frau Gräfin sagte schon eine sehr gute Meinung von mir, als sie vernahm, daß ich eine deutsche Schweizerin sey, sie fragte nicht: aus welchem Kanton? und glaubte wahrscheinlich, weil der Pabst eine Schweizergarde habe, daß die ganze Schweiz rein katholisch seyn müsse. Am ersten Abend sagte sie also zu mir, Madame werden mir die Freude machen und während ihres Aufenthaltes mit mir zur Messe kommen, ich fahre alle Morgen um elf Uhr in einem Wagen dahin und es wird mich sehr wohl freuen, wenn sie diese Gelegenheit benutzen und mich begleiten wollen. Ich sah gleich, mit wem ich es zu thun habe und nahm die Einladung unter den verbindlichsten Dankbezeugungen an. Ich dachte an die Moschee in Cairo zurück, fand aber doch, daß das Kniebeugen hier weniger lästiger sey und daß sich immer leichter ein wenig herumgucken lasse, als wo das liebe Angesicht sich zur Erde bücken müsse. Ich fuhr also täglich mit der Frau Gräfin zur St. Peters-Kirche in die Messe und obgleich ich selbst nicht wußte, was ich da thun sollte, so vermochte doch schon das Majestätische des Tempels und die überaus feierliche Musik manchen Gedan-

ken der Andacht in mir zu erwecken, nur Schade, daß solche dann wieder, durch das Ceremonielle des Gottesdienstes unterbrochen wurden, denn so wie die Frau Gräfin niederkniete kniete auch ich nieder, wie sie aufstand stand auch ich auf, wie sie sich bekreuzte bekreuzte auch ich mich und so war ich von Ihro Hochgräflichen Excellenz die allergehorsamste Nachahlerin.

Mit dieser religiösen Heuchelei gewann ich mir in dem gräflichen Hause viele Vortheile, die ich ohne dieselben wahrscheinlich hätte entbehren müssen; ich war die beständige Gesellschafterin der Frau Gräfin und überall wie zur Familie gehörend. Hätte sie gewußt, daß ich keine Katholikin wäre, sie würde sich geärgert haben und das wollte ich nicht, wir beten ja einen Gott und Heiland an und darum konnte ich mir wohl eher ihre Ceremonien gefallen lassen, da ich denselben dennoch einen religiösen Sinn geben konnte.

Einem äußerst pompösen Aktus wohnte ich in der St. Peterskirche bei. Es waren die jährlichen Exequien zum Andenken des letztverstorbenen Papstes Pius VI. Diese kann ich nicht beschreiben; genug wenn ich sage: es assistirten dabei 24 Cardinäle und das Ganze machte einen unbezwingbar feierlichen Eindruck. *) Man erzählt

*) Ich sprach einmal über den katholischen Cultus mit einem Katholiken. Am Ende sagte ich: Ihr thut ohne Widerrede an der Sache, den äußerlichen Ceremonien, zu viel und wir vielleicht etwas zu wenig; getroffen versetzte er, aber hier ist zu viel besser als zu wenig!

an diesem Tage sehr viel von diesem frommen und allgemein geliebten Papste. Unter anderm sagte man mir: Er seye auf seinem Landsitz 20 Meilen von Rom gewesen, als der Befehl zu seiner Deportation angekommen sey; da habe er sehr dringend und mit Thränen gebeten, man möchte ihn doch da sterben lassen, er spüre sein Ende nicht mehr ferne, auch sollen seine Beine schon stark geschwollen gewesen seyn; aber alles Bitten war umsonst, der ehrenwürdige Greis wurde weggeführt.^{*)}

Meine Abreise von Rom rückte nun auch wieder heran und die guten Wirthsleute bedauerten solches sehr. Die Frau Gräfin beschenkte mich beim Abschiede mit einem kleinen Stilets in Elfenbein, das mit Schildekrot gefaßt und oben und unten mit Gold eingelegt war. Dies niedliche Wordinstrumentchen selbst hing an einem feinen silbernen Kettchen an welchem sich ein noch niedlicheres Glöckchen befand, welches kleine Gewehr dann vorn an dem keuschen Busen getragen wird; wehe dem der sich nun an diese Schildwache wagen sollte! — Der Herr Graf hatte die Artigkeit mir beim Abschiede zu sagen: ich verliere sie ungern, denn seit vielen Jahren ist mein Hausfriede nie weniger gestört worden, als in der Zeit, da wir das Vergnügen hatten sie bei uns zu haben. Tiefe Verbeugung.

^{*)} Dieses geschah in der ersten Hälfte des Aprils 1799 und er starb in Valence den 29. Juni folglich etwa 7 Wochen nach seiner Deportation.

Des Umstandes noch kann ich hier nicht vergessen, daß ich unter der päpstlichen Schweizer - Garde auch einen Egli fand, der mit meinen Eltern Geschwisterkind war. Er arbeitete als Schuster in Rom und ward katholisch, um Regiments - Schuhmacher bei der Garde zu werden. Ein triftiger Beweggrund! Er ist gestorben und sein Sohn steht nun an der nämlichen Stelle, ich habe ihn bei meiner letzten Durchreise aufgesucht und gesprochen. Diese beiden Vettern haben nun also methodisch gelernt, was ich ein paar Monate als bloße Stümperin practicirt hatte. Er, welcher die Herzen und Nieren prüft, weiß allein, welches der beste Cultus ist; es ist die Anbetung des Vaters im Geiste und in der Wahrheit! In welcher Confession ich dann erzogen worden, daran bin ich unschuldig; darum habe ich auch während der größten Schreckenszeit in Frankreich, wo jedes Wort von Gott und Religion die Guillotine zur Folge gehabt hatte, Jesum Christum im Herzen behalten. Der innere Mensch wird von Gott gerichtet und mancher, der sich unter die Ersten zählt, dürfte dereinst einer der Letzten seyn.

Ich sollte nun wieder zum Schauplatze des Krieges zurückkehren, der sich jetzt auf Preussens Staaten, wie ein unaufhaltbarer Waldstrom, hinwälzte. Daß Napoleon diesen Krieg vorsehen, könnte man aus dem Umstand schließen, als so viele französische Truppen hin und wieder in Deutschland stehen geblieben waren; er

er aber denselben gewollt und mit Fleiß vorbereitet habe, geziemt mir nicht zu untersuchen und wenn ich's widerlegen wollte, würden's doch viele Leute nicht glauben. — Mein Mann ward nun nach Joseph's Thronbesteigung wieder als Commandant zu dem 4^{ten} Chasseur-Regimente versetzt und mußte zu diesem nach Deutschland abgehen, woselbst bei unserer Ankunft schon alles in voller Bewegung war. Die französischen Armeen kamen den Preußen so unerwartet, daß ihr guter König zu spät erfuhr, man müsse, um den Krieg anzukündigen, vorher gehörig dazu vorbereitet seyn.

In dem berühmten Tage von Jena und Auerstädt focht unser Regiment bei letzterm Orte unter Davoust, wo die frühe tödtliche Verwundung des Herzogs von Braunschweig wahrscheinlich unsern Sieg nicht wenig erleichterte. Die Verstimmung der preussischen Heerführer und ihre einander entgegen stehenden Ansichten vernichteten, im Verein mit einem mächtigen und geschickten Feind, in unglaublich kurzer Zeit die schöne preussische Armee und bloß eilf Tage nach der Schlacht zogen die Franzosen schon in Berlin ein. Diese Stadt und Potsdam zu sehen, wo meine Eltern in ihrer Jugend wohnten und walteten, war schon lange mein innigster Wunsch gewesen und er ward mir jetzt unerwartet und in vollem Maße erfüllt. Ich kam glücklicher Weise von Berlin bald nach Potsdam und ließ da meiner Neugierde den freien Lauf und sie ward noch mehr,

als ich hoffen konnte befriedigt. In dem Gräflich Schwerin'schen Hause, wo meine Mutter erzogen ward, lebten noch die zwei Fräulein Töchter des Feldmarschalls, von denen diejenige, von der besonders meine selige Mutter mir viel erzählte, sich sehr gnädig mit mir zu unterhalten geruhte. Ich kannte sie gleich meiner Mutter Beschreibung nach, denn sie hatte sehr schöne aber ganz rothe Haare. — Die Herren Offiziere von der Leibgarde hatten die Gefälligkeit mir alle Bücher aufzuschlagen, wo ich etwas von meinem Vater finden konnte. — Sein Enrollement lautete: Joh. Heinrich Egli von Fluntern bei Zürich, Goldschmied, alt 18 Jahr, engagirt in Eleve. Er sollte nämlich auf seiner Profession reisen, entschloß sich aber nach dem Haag zu gehn und unter der Holländischen Schweizergarde Dienste zu nehmen, in Eleve aber tranken ihn die preussischen Werber eins zu und lieferten ihn glücklich nach Potsdam. — Hier fand ich auch seine allmähliche Beförderungen, seine Verheirathung und endlich den Tag bezeichnet an dem er vermißt war. Lächelnd sagte mir der mich begleitende ehrwürdige alte Officier: in den Büchern der Hauptwache könnten sie vielleicht auch Nachrichten von Ihrem sel. Vater finden. Ich ging also auch dahin und fand seinen Namen oft und viel aufgeschrieben, konnte aber wohl merken, daß wenn der große Friedrich eine Ehrenlegion gehabt hätte, mein Vater wohl nicht darunter aufgenommen worden wäre,

auch muß ihm die Sonne sehr lastig gewesen seyn, indem man ihn so oft für einen oder zwei Tage an den Schatten setzen mußte, damit er sich wieder erholen könne. Auch diesen Kurort (in der Potsdamer Sprache Prison genannt) besuchte ich und fand ihn noch nicht so böse; doch sollen die Aerzte eine ziemlich strenge Diät verschreiben, so daß ich mich wunderte, wie sie meinem Vater habe behagen können, aber wenn man einmal das Krankseyn gewohnt ist, so trinkt man Tisane wie Burgunder. — Noch hatte ich mehrere todtbezeugen von meinen lieben Eltern zu vernehmen und ließ mir auch die Copulation- und Taufbücher der Königl. Leibgarde aufschlagen und da fand ich, wie schwer man es den Herren Gardisten gemacht habe, sich zu verheirathen, denn meine liebe Eltern mußten ganzer 7 Monate warten, bis sie die Erlaubniß dazu erhielten, was denn aber auch zur Folge hatte, daß meine Schwester Louise sehr frühzeitig zur Welt kam und doch war sie ein gesundes schönes Mädchen. Dergleichen Exempel hat man aber auch schon in südlicher gelegenen Ländern erlebt. Dann sah ich aus dem Taufregister auch noch, warum mein Bruder Jakob — Jakob und nicht anders heißen mußte. Sein Taufpathe oder (wie wir Schweizer sagen) Herr Cötti, war Herr Jakob Rembli, ein in Berlin angesessener Bürger von Zürich *), er mußte also ihm zu

*) In dem Bürger-Stat von 1817 befinden sich vier Brüder Rembli, Melchior sel. Sohn — als Bildhauer in Berlin. Ist vielleicht

Ehren seinen Namen tragen. Nun hätte ich aber auch gewünscht, noch einige lebende Zeitgenossen von meinem Vater aufzufinden und auch dieses ward mir gewährt. Der ehemalige Hofprediger, von dem meine Eltern copulirt worden waren, ein 100 jähriger höchst ehrwürdiger Greis und seine 95 jährige Gemalin lebten beide noch und hatten die Güte meinen Besuch anzunehmen. Der fromme Greis rühmte den christlichen Kindesinn, mit welchem ich das Andenken meiner seligen Eltern ehrete, ich hielt mich aber wohl ihm zu sagen, was ich auf der Hauptwache gesehen hatte. — Das Invaliden-Haus machte den Beschluß meiner Nachforschungen. Hier fanden wir wirklich noch einen eigentlichen Kriegsgefährten meines Vaters und sogar von der nämlichen Compagnie des Prinzen Heinrich. Als er den Namen Egli hörte, jauchzte er laut auf: Ha, das war ein lustiger lieber Camerad, sagte er — des Prinzen Liebling! Dann erzählte er uns eine Menge lustiger Streiche und warum er immer habe im Arrest sitzen müssen; wenn nun der Prinz dieses erfahren habe, sagte er gewöhnlich: sitzt mein Liebling schon wieder im Schatten? Nie habe er ihn anders als — meinen Liebling — meinen lieben Heinrich, oder meinen schönen Heinrich geheissen **). Diese frohe Jugendgeschichte meines Vaters

Jakob ein Bruder von Reichert und folglich Oheim dieser vier gewesen.

**) Eine Anekdote von Egli selbst erzählt, mag hier Platz haben: Er war bei dem Prinzen auf Ordonnanz. Dieser befohl ihm, sei-

verföhnten mich ganz mit den kleinen Verirrungen seiner spätern Jahre und mein Mann und ich hatten sehr viele Freude mit dem alten Invaliden, so wie er gewiß auch mit dem, was wir ihm schenkten, um zum Andenken des schönen Heinrichs mehr als einen Krug Bier leeren zu können.

Indessen ließ uns der Kaiser nicht allzulange ruhen, man wird beim Stillsitzen gern steif und er wußte wohl, daß die Bewegung gesund sey, darum tummelte er uns immer vorwärts. Er selbst ging mit gutem Beispiel voran und machte zuerst den Polen eine freundliche Visite, um ihnen ihre Selbstständigkeit wieder zu geben. Sie führten wirklich während seiner Anwesenheit ein sehr schönes Schauspiel auf, wozu er ihnen aber den Souffleur gab, weil ihre Akteure vor mehreren Jahren abgetreten waren und jetzt eine ganz neue Gesellschaft errichtet werden mußte. Am Ende dieses ersten Stück's ging der Kurfürst von Sachsen als König hervor.

Das wären nun Winter = Amüsements gewesen, wenn nur die bösen Leute in der Welt hätten Frieden

nem Stallmeister zu sagen, daß er ihm sein Pferd sattte und es schleunig hieher bringe. Da der Prinz geschwind und leise sprach, verstand Gail den Befehl nicht ganz und fraate also: Ich bitte zu Gnaden was befehlen Eure Königl. Hoheit? Nun stand der Prinz gerade vor ihn hin und fing an, an den Fingern heranzählen: Ich — sag — ihm — er — soll — zu — dem — Stall — meister — gehn u. s. w. Gail verstand nun, was und das Pferd kam augenblicklich. Ein anderer aber, als der Liebling Heinrich, würde wohl auch eine andere Ordre bekommen haben.

haben können; allein erst mitten im Winter, in den letzten Tagen des Decembers, fing man an, sich barbarisch herumzuschlagen. Die dem König von Preußen zu Hülfe geeilten Rußen glaubten vielleicht, daß wir schwache Südländer keine Kälte ertragen möchten, wir belehrten sie aber den 26. December bei Pultusk und den 8. Januar bei Preußisch = Eylau eines Andern. Das Seltsamste dabei war aber, daß beide Theile immer gesiegt haben wollten. Man sagt sonst von uns guten Weibern, daß wenn wir bisweilen mit einander stritten, was aber in Feindes Land sehr selten geschieht, eine jede das letzte Wort haben wolle. Hier machten's die Männer noch viel ärger und sie hätten sich billig vor uns schämen sollen. Auch predigen sie sich immer vor; was für ein schöner, verdienstvoller Tod es sey, für das Vaterland zu sterben und doch, wenn in einer Schlacht 2000 den schönen Tod gestorben sind, so sagte man, es seyen 500 gewesen und betrügt also 1500 um den ihnen gebührenden Ruhm, ist das nicht höchst ungerecht? O ihr bösen Männer? Mit den 11,000 Jungfrauen war das doch nicht der Fall, denn man wundert sich noch immer woher nur so viele zusammengebracht werden konnten.

Jedoch hatte die Schlacht bei Eylau die Kampfhitze so ziemlich abgekühlt, denn außer den auf dem Plaze Gebliebenen lagen noch auf beiden Seiten so viele in den Hospitälern, daß Tausende davon das Wiederaufste-

hen vergaßen. Es brauchte also wieder neue Rekrutierungen, um den großen Abgang zu ergänzen und bis diese und die erforderlichen Bedürfnisse herbei geschafft waren, vergingen aber vier Monate, ehe man wieder an einander gerieth.

In den ersten Tagen des Juni fing der blutige Kampf auf der ganzen Linie wieder an und es wurden den 5., 10. und 12. verschiedene Treffen und Schlachten geliefert, bis endlich den 14. die große Schlacht bei Friedland erfolgte, in Folge derselben sich Königsberg den Franzosen ergab und Kaiser Alexander mit Napoleon einen Waffenstillstand zu Tilsit schloß. Die seltsame Zusammenkunft der beiden Kaiser auf einem Floße in der Mitte des Niemen-Stroms ist bekannt und Rußlands unglücklicher Allirter mußte den Ausgang derselben abwarten, bis auch ihm ein Waffenstillstand bewilligt wurde. Nun waren alle drei Monarchen in Tilsit beisammen und arbeiteten am Frieden. Die vortreffliche Königin von Preußen, die ihren Gemal während des ganzen Krieges nie verlassen hatte, erntete hier durch ihre Erhabenheit und Sanftmuth die Huldigung aller Herzen. Französische Höflinge wollten sogar behaupten, daß Napoleon selbst sie mit mehr als nur bloßen Gefühlen der Hochachtung angesehen habe. Elendes Geschwätz! Hätte es sich um die Gunst der Königin gehandelt, so würde Friedrich Wilhelm III. wohl einen vortheilhaften Frieden geschlossen haben, als den der ihm aufgedrungen ward. Auch die

Polen, erhielten nicht, was sie gehofft hatten und nur der König von Preußen mußte einen Theil des ihnen früher genommenen Landes zurückgeben um daraus das Herzogthum Warschau zu bilden, was aber kein polnischer Magnat, sondern der König von Sachsen erhielt.

Nach dem Abschluß dieses Friedens trat unser Armeecorps wieder den Rückweg an. Wir gingen durch Preußen gegen Schlessien, passirten Breslau, einen Theil Sachsens, Frankenland und den Rhein und sahen uns Gottlob! endlich wieder in ein wärmeres Klima versetzt.

Neunter Abschnitt.

Etwas aus den Feldzügen in Spanien und Portugal. — Neuer Krieg mit Oestreich im Jahr 1809. — Friede. — Ehescheidung Napoleons von Josephine. — Seine Vermählung mit der Erzherzogin Maria Louise von Oestreich bis zur Geburt des Königs von Rom.

Englands großer Einfluß auf das Königreich Portugal war zwar schon längst bekannt, aber wie denselben ver-

hindern, das war vielen Staatsmännern ein Räthsel, so nur ein Napoleon lösen konnte.

Die Engländer durften auf seinen Befehl mit keinem Menschen auf dem festen Lande mehr handeln; warum denn allein mit Portugall? Das sollte ihnen nun verboten werden, man durfte es nicht mehr leiden.

Ich bitte um Entschuldigung wenn ich hier ein wenig zu politisiren anfangte, ich verspreche dafür es nur so zu erzählen, wie ich es gehört habe; denn da ich als ägyptische Frau Gevatterin bisweilen die Ehre hatte an den Hof zu kommen, hörte ich daselbst von den Staatsrathen, Marschällen, Generalen und Comp. bisweilen etwas, das ich jetzt, indem es mit dieser ganzen Gesellschaft vorbei ist, meinen lieben Landsleuten wohl mittheilen darf, aber gewiß vorher nicht gesagt haben würde, wenn man mir auch die halbe Welt versprochen hätte. — Also um den Engländern ihren Handel mit Portugall niederzulegen — was war da zu thun? Portugall wegzunehmen? Das wäre für Frankreich allein höchst ungerecht gewesen, denn das benachbarte freundschaftliche Spanien hätte es übel aufnehmen können; da dieses Land aber auch über den bösen Nachbar zu klagen hatte, so schien nichts gescheiter, als daß man ihm gemeinschaftlich die Haut über den Kopf abzüge und so ward eine Theilung von Portugall zwischen Frankreich und Spanien verabredet. Daß dabei Frankreich nicht zu kurz kommen dürfe, dafür hatte Napoleon zu sorgen und das

spanische Ministerium mußte sehr kurzichtig seyn, um nicht zu befürchten, bei der Theilung wahrscheinlich den Kürzern zu ziehen. Die Gerechtigkeit der Sache selbst konnte gar nicht mehr zur Sprache kommen, nachdem die drei großen Mächte Europas, von denen späterhin der heilige Bund ausging, vor wenigen Jahren das unruhige Polen freundschaftlich unter sich getheilt hatten.

In Folge dessen marschirte dann der französische Marshall Jünot mit einer starken Armee von Franzosen und Spaniern gerade auf Lissabon los, als es man sie da erwarten würde. Allein da nicht alle Leute so reinen Mund halten können, wie ich, so konnte die Freude der Ueberraschung nicht statt haben, ihre Annäherung ward verrathen und der Prinz Regent mit seiner ganzen Familie und allen Schätzen war nur um einen Tag zu früh ausgeflogen. So ist es gut, wenn man mehr als ein Vaterland hat; wird man aus dem einen verstoßen, so zieht man in das andere und so will auch ich's machen, wenn einst die Erde mich nicht mehr will, ziehe ich flug's in den Himmel.

Der Einzug unserer Truppen in Lissabon fand am Ende Nov. 1807 statt und mit dem 1. Januar 1808 erhielt Portugall eine französische Interims-Regierung und Jünot wurde General-Gouverneur. So erzählt uns die Chronik, und sagt kein Wort von der verabschiedeten Theilung; das hatte seine geheime Ursachen, wie wir Sterbliche denn gewöhnlich zu kurzichtig sind, die

Triebfedern der Begebenheiten unsers Zeitalters zu erkennen.

Später aber offenbarte sie sich von selbst. Die königl. Familie in Spanien war unter sich selbst getheilt und ein Reich, das mit sich selbst kämpft mag nicht bestehen. Bald nach jenem berühmten Theilungs-Traktat verklagte König Karl IV. seinen Kronprinz bei dem Kaiser Napoleon, als einen Empörer, der seinem Vater Leben und Krone rauben möchte, es war aber nichts weiter, als daß der König einen Günstling hatte, der ihm lieber war, als sein eigener Sohn und der, obgleich man ihn den Friedensfürsten hieß, so lange er am Hofe war, nichts anders als Handel gestiftet hatte; diesem hatte nun der König eine Prinzessin von Gexblüte zur Ehe gegeben und daraus ahndete der Kronprinz, daß ihn sein Vater von der Erbfolge ausschließen und die Krone auf seinen Liebling bringen möchte. Dergleichen kleine Mißverständnisse haben oft schon Unheil in der Welt angerichtet und es hätte auch hier geschehen können, wenn nicht die Weisheit Napoleons in's Mittel getreten wäre. Er berief die entzweite Familie nach Bayonne und verfügte sich selbst dahin, um ihre Sache gütlich beizulegen. Als er sie nun mündlich vernommen hatte, redete er ihnen so pathetisch-zu, daß sie erstaunt ob seiner Weisheit und im Gefühle ihrer eignen Schwäche und Unwürdigkeit, erkannten, sie könnten wohl ihren Völkern keine größere

Wohlthat erweisen, als wenn sie solche unter den Scepter Napoleons brächten. Sie unterzeichneten also mit noch zwei königl. Prinzen eine förmliche Entsagungsakte und übertrugen die Regierung, gegen eine bestimmte jährlich zu beziehende Summe, dem Kaiser Napoleon und seinen Nachfolgern auf ewige Zeiten! —

Dies hieß nun bei dem übelberichteten Europa ein Kronenraub, so unschuldig Napoleon auch dabei war. So habe ich's wenigstens gehört, will aber als ein unwissendes Frauenzimmer mich nicht unterfangen, darüber zu urtheilen. Doch ist es traurig, daß dergleichen große Weltbegebenheiten auch nachtheilig auf unschuldige Privatleute wirken können und daß das hier besonders der Fall war, wird das folgende meiner Geschichte beweisen.

Wie unartige Kinder oft die nützlichsten Geschenke ihrer Eltern nicht zu schätzen wissen, weil sie entweder ihren Nutzen nicht einsehen, oder weil sie gern etwas anders gehabt hätten, gerade so wollten jetzt auch die Spanier ihr neues Glück nicht erkennen, fingen an sich zu empören und mit bewaffneter Hand gegen die französischen Truppen aufzutreten. Es entstand ein grausamer Krieg, den mein Mann mitzuschmecken verpflichtet war und auch ich blieb diesmal nicht bei Hause. Doch kehrte ich bald wieder zurück, wozu mich theils das Fieber, das mich angegriffen hatte, theils die barbarische Art wie dieser Krieg geführt wurde, vermochten. Da die Spanier, die sich nicht unterwerfen wollten, immer in

Kleinen Haufen umherschwärzten und jeden unserer Leute so ihnen in die Hände fiel auf eine erbärmliche Weise umzubringen pfliegten, so betraf, leider! dieses traurige Loos auch einen unserer Söhne, der an einen Baum angespießt und unmenschlich zu Tode gemartert wurde. Er war ein sehr hoffnungsvoller Jüngling, erst 17 Jahr alt und bereits Lieutenant bei der 27^{ten} Halbbrigade.

Der Kaiser hielt viel auf ihn und sagte ihm selber vor der Abreise nach Spanien: Halt er sich wohl, Engel, er soll dann bald Hauptmann werden. Dieser Verlust mit so traurigen, herzzerreißenden Umständen und dann die Gefahren, denen mein Mann ausgesetzt war, griffen mich, jede Mutter und Gattin wird es mit mir fühlen, entsetzlich an und ich war sehr froh, als ich wieder auf französischem Boden war. Doch hatte ich Spanien schon so ziemlich durchwandert, da ich die ganze Länge desselben von Bayonne bis Cadix durchschnitten und dann einmal eine kleine Tour nach Portugal bis nur 6 Stunden von Lissabon gemacht hatte, wo ich gern hingegangen wäre, wenn's die Herren Engländer und Portugiesen gefälligst hätten erlauben wollen; sie sagten aber, sie seien vor uns da gewesen und das mußten wir gelten lassen und wieder heimkehren. Nichts weniger als angenehm war auch eine Promenade, die wir von Madrid rückwärts über Valencia, Tarragona und Villafrance nach Barcellona machten und ich wollte jedem Frauenzimmer, das in diesem herrlichen Lande zu reisen Lust

hätte, rathen einen schicklichen Zeitpunkt zu wählen, als der war, den ich mir aus Gefälligkeit gegen meinen Mann ausersuchen hatte. Man hat doch in Gesellschaft von so viel Männern wenig Vergnügen. Darum war ich auch diesmal froh, als ich von ihnen weg war. Eine andere Lehre der Vorsichtigkeit nehmen die Damen auch noch von mir an. Ich ging nämlich in Spanien immer als Offizier gekleidet, um, ich scheue mich beinahe den Grund zu sagen, den Lüsten der spanischen Mönche auszuweichen, die weniger als alle anderen im Rufe der Keuschheit stehen. Dagegen hatte ich in dieser Verkleidung einmal selbst das Vergnügen, den galanten Herrn zu spielen und machte in Madrid einem allerliebsten Mädchen die Aufwartung, das Caroline hieß und mit dem ich gewiß mehr Freude hatte, als das gute Kind mit mir. Denn außer der Promenade und dem Schauspielhause, einem bedeutenden Händedruck und warmem Kusse, war ich ein ungeschickter Liebhaber für ein spanisches Mädchen.

Doch nun auch ein Wort von meinem braven Manne, der in diesem Kriege, ohne besonderes Aufsehen zu machen, viel Gutes zu wirken Gelegenheit hatte, aber auch manches davon zu seinem eigenen und in der Folge zu meinem unaussprechlichen Schaden that. Ich will mit letztem den Anfang machen. Engel ward beauftragt, die Einrichtung der Hospitäler erst in Bayonne, nachher zu Barcellona zu besichtigen und das Mangelnde von den betreffenden Behörden einzutreiben. Er kam und

sah, daß nicht mehr mangelte als — Alles. Er stellte zwar die Behörden zur Rede, aber — wer war betrübter als sie, daß es gänzlich an allen Hilfsquellen fehle? Der Krieg gleicht in solchen Sachen dem berühmten Thurmbau von Babel, die Leute verstehen einander nicht und weil sie mit einander nicht abrechnen können, steckt ein jeder wieder sein Geld, sammt dem Opfer des andern Theiles, in die Tasche; so können dann natürlich keine Materialien mehr angeschafft werden und der Thurmbau unterbleibt. In diesen Lazarethten mangelten Betten, Decken, Linnen, Medizin und gute Nahrungsmittel und nur die durch solche Noth befohlene Diät war das einzige Heilmittel der Aerzte. Hier nun that Engel mehr, als er schuldig war. Er säumte nicht das Nöthigste aus seinem eignen Sacke anzuschaffen und ließ sich von den Behörden Lieferungs-Scheine (Bons) geben, deren Einlösung er nicht mehr erlebte und die doch von solchem Belange waren, daß sie ihn und mich vor jeder Gefahr des Mangels geschützt haben würden. Hievon aber später. — Doch auch anderes Gute zu wirken, hatte er bisweilen Gelegenheit und das machte ihm immer Freude. Viele deutsche und Schweizer-Offiziere, so ihn kennen gelernt haben, werden jetzt noch seiner Dienstfertigkeit und freundschaftlichen Gefälligkeit das beste Zeugniß geben müssen. Den deutschen Bundestruppen besonders, die gewöhnlich am schlechtesten versorgt waren und nicht selten ~~sehr~~ großen Mangel leiden mußten, diente

er oft mit gutem Rathe. Diese braven Leute hatten das gewöhnliche Unglück, geldgierige Commissairs bei sich zu haben, welche die für den Unterhalt der Truppen bestimmten Fonds unterschlugen und des Elends ihrer Landsleute mit teuflischem Hohn spotteten. Die Soldaten der deutschen Division sprachen von diesen Schelmereien öffentlich und die Badener besonders erzählten von beträchtlichen Summen, die nach Hause übermacht worden wären *). Dergleichen Gegenstände entgehen bei einer Armee der Aufmerksamkeit der Weiber, die sich dabei mitbefinden, nicht so leicht, denn indem sie unsere Theilnahme an dem Schicksale der braven Krieger ansprechen, stehen sie auch eher unter unsrer Beurtheilungskraft, als alle Heldenthaten und Kriegskünste unsrer Männer, von denen wir selten etwas anders, als nur den Erfolg beurtheilen können und so möge es denn auch eine Weiberbemerkung seyn, daß es fast unbegreiflich ist, wie kommandirende Offiziers eines größern oder kleinern Corps, dergleichen Betrügereien nicht auf die Spur kommen und den Schelmen den Pelz ausklopfen können? —

*) Hierüber lese man Nigels siebenjährigen Kampf in der Vorenhalbinsel Th. 2. Pag. 254 und 255. — Auch mag hier folgende Anekdote stehen: zu meines Großvaters Zeiten gingen zwei Freunde mit einander an dem Landtage eines in fremden Diensten gestandenen Staatsoffiziers vorbei, der in seinem Hofe einen neuen kostbaren Brunnen von künstlich gehauenen Steinen auführen ließ. Was ist das? fragte einer den andern. Du siehst's ja, antwortete dieser, ein neuer Brunnen. Nicht getroffen, versetzte der erste, das ist — Soldatenischweiß!

Das Fieber hatte mich wieder verlassen, als auch mein Mann aus Spanien zurückkam und jetzt zur Armee an der Donau abgehen mußte. Ich schämte mich fast vor ihm, daß ich ihn in Spanien verlassen hatte und folgte ihm also um so williger wieder nach dem lieberem Deutschland. Die Gefahren dieses für Frankreich so glorreichen Feldzuges waren aber für uns bald vorbei, da wir bei Regensburg von den Oestreichern gefangen wurden. Eine kleine Wanderschaft nach Semlin war nun unser Loos und wenn es sich sonst in den schönen Frühlingstagen sehr angenehm reisen läßt, so hatten wir doch weder auf dieser Reise, noch am Orte unserer einstweiligen Bestimmung selbst wenig Bergnügen. Es ist ein einfaches, langweiliges Leben in der Kriegsgefangenschaft, man sollte sich die Zeit verkürzen und man weiß oft nicht womit? Da hatte ich zum Glück wieder etwas mitgebracht, was uns ein wenig amüsiren konnte. Neun ganzer Monate hatte ich's mit mir herumgetragen und wußte selbst nicht, was es eigentlich wäre, doch als ich's nun hervornahm — siehe da war es ein herrlich schöner Knabe! — Dergleichen Geschenke machte ich meinem Manne gewöhnlich wenn wir auf Reisen waren, so wie dieses schon der Fall in Belgien, Holland, Deutschland, Böhmen, Italien, Frankreich, auf der Insel Corsica, der Schweiz und in Egypten war. Mancher Mann, dem man dergleichen bei Hause bringt, macht eine saure Miene dazu; aber unter solche Sauertöpfe

gehörte mein lieber Mann nicht, er sah diese perennirenden Pflanzen gerne, wenn sie ihm auch bisweilen kleine Transportkosten verursachten.

Noch immer, wenn's Krieg gewesen ist, hat man wieder Friede gemacht und so ging's auch im Jahr 1809.

Die Völker genossen also wieder den ruhigen Frieden, nämlich in Deutschland und Italien und auch wir wurden in Freiheit gesetzt. Unfre Rückreise ging über Peterwardein, Eßel, Fünfkirchen, Großkanisza, Klagensfurt nach Italien, wo wir eingeschifft und nach Frankreich übergesetzt wurden. In Semlin hatten wir übrigens an dem Festungs-Commandanten und den da anwesenden Offiziers recht gute Gesellschaft, verbunden mit angenehmen und interessanten Spaziergängen, so daß unsere Gefangenschaft sehr erträglich gemacht wurde.

Kaiser Napoleon, der inzwischen den Krieg in Spanien durch seine Marschälle führen ließ, beschäftigte sich jetzt für das innere Wohl seines großen Reichs, doch immer mangelte ihm etwas, um die Ruhe desselben auch für die Zukunft gesichert halten zu dürfen und dies Etwas war ein Thronerbe. Es war ihm schmerzlich, von der geliebten Josephine ein Opfer zu heischen, das jene Sorge nothwendig machte, aber so schwer es auch für Josephine war, so brachte sie es dennoch mit einer Gelassenheit, die ihr aller Herzen hätte gewinnen müssen, wenn sie nicht schon lange in deren Besitz gewesen wäre. Napoleon ließ es aber auch an keiner Aufmerksamkeit

fehlen, wodurch er ihr keine Achtung beweisen und den Schmerz ihrer Trennung lindern konnte und so ward denn diese den 15. Dec. 1809 förmlich ausgesprochen.

Schon vor diesem Zeitpunkte hatte der große Kaiser die Gnade, meinem Manne einen neuen Beweis seines Wohlwollens zu geben, indem er ihn vom Regiments-Commandant zum wirklichen Obrist (colonel effectif) des 4ten leichten Infanterie-Regiments beförderte. Er brauchte ihn auch in der Folge zu verschiedenen Aufträgen, welche von dem größten kaiserlichen Zutrauen zeugten und wenn sie schon nicht so glänzend waren, doch solche Genauigkeit und besondere Detailkenntnisse erforderten, die Vielen gemangelt haben möchten.

Schon den 7. Februar 1810 ward die neue Verlobung des Kaisers mit der Erzherzogin Marie Louise von Oesterreich in Paris abgeschlossen und dem Senat durch eine Kaiserliche Botschaft den 27. desselben Monats mitgetheilt. Meine Leser wundern sich vielleicht über die Genauigkeit, mit welcher ich diese Tage zähle, allein die Sache geht mich selbst ein wenig näher an, indem ich das unverhoffte Glück hatte, die kaiserliche Braut abzuholen und in die Weltstadt als nunmehr mächtigste Herrscherin, einführen zu helfen.

Dies mußte sich folgendermaßen fügen: Man weiß, daß der Fürst von Neuchâtel, Berthier, mit der Großherzogin von Berg, Napoleons Schwester, erwählt wurde, Marie Louise in Wien abzuholen.

Zu ihrer Bedienung ward zwar eine kaiserliche Hofdame mitgegeben; die Frau Großherzogin aber wünschte noch ein Frauenzimmer bei sich zu haben, die auch deutsch spräche und die sie in allen vorkommenden Fällen, wie sie wollte, gebrauchen könnte. Ihre Wahl fiel auf meine Wenigkeit und da der Kaiser seine Einwilligung gegeben hatte, so kam ich also in's Gefolge des Fürsten. Auch dieser freute sich über die muntere Reisegesellschafterin, denn frohe Laune, Muth und rasche Entschlossenheit bei jedem Anlaß zeichneten mich aus. Die genaueste Aufmerksamkeit auf jeden Wink meiner Obern ließ ich mir angelegen seyn und was auch ihre Befehle waren, sie wurden immer ohne eine Miene des Unwillens pünktlich vollzogen. Diese unbedingte Folgsamkeit hatte mich mein Vater in meiner Jugend auf gut militairisch gelehrt und wie es mir scheint, dürfte die jetzige Zeit dergleichen Exerziermeister wohl wieder nothwendig machen.

Mich mußte es um so mehr freuen diese Reise mitzumachen, da ich hoffen durfte da oder dort Anlaß zu finden, mich bei der neuen Beherrscherin auf irgend eine Weise zu empfehlen. Und das gelang mir auch über Erwarten. Schon beim Empfange bezeugten J. K. H. viele Zufriedenheit, eine Dame von ihrem künftigen französischen Gefolge kennen zu lernen, die deutsch sprechen könne und ich schöpfte schon aus diesem Umstande Trost für die Zukunft. Wie sehr mußte es mich also freuen, als mir das Glück so günstig war, der

erhabenen Braut eine Gefälligkeit zu erweisen, von der sie selbst sich nichts träumen ließ. Sie hatte nämlich in ihrem Zimmer zwei Lieblinge, ein kleines Vögelchen und ein niedliches Hündchen, die sie selbst pflegte und fütterte. Für diese Thierchen hatte die Erzherzogin eine besondere Zuneigung und sie bedauerte sehr, solche nun zurücklassen zu müssen. Wirklich war es rührend, wie auch diese kleinen Geschöpfe an ihrer erhabenen Wohlthäterin hingen und ihr ihre Dankbarkeit bezeugen zu wollen schienen. Als ich diese rührende Scene sah, sann ich einer Möglichkeit nach, wie diese Thierchen meiner zukünftigen Gebieterin erhalten werden könnten. Sobald ich von der Erzherzogin beurlaubt war, eilte ich nach den Zimmern des Kaisers Franz und bat den Wache habenden Offizier mich bei Sr. Majestät melden zu wollen. Der gütige Monarch befahl sogleich mich vorzukommen zu lassen. Was wollen denn Sie bei mir, meine liebe Schweizerin? fragte der huldreiche Kaiser. Ihre kais. Majestät verzeihen allergnädigst, ich hätte an allerhöchst Dieselben eine unterthänigste Bitte. — Worin besteht denn diese? ich sah, daß Ihre kais. Hoheit die Erzherzogin sich mit vielem Schmerz von den zwei kleinen Thierchen trennen, die sie selbst so sorgfältig gepflegt haben. Ihre kais. Majestät würden gewiß allerhöchst Dero erhabener Prinzessin Tochter ein ungemeines Vergnügen machen, wenn wir veranstalten dürften, daß Ihre k. Hoheit diese kleinen Lieblinge in Paris unver-

mutzet gleich beim Eintritte in allerhöchst Dero Appartements wieder vorfinden würden. Der Kaiser lächelte, fuhr mit der Hand über die Stirne und fragte dann: wie das anstellen? das dürfte nicht so leicht seyn. Ich bedarf nichts als J. k. M. allergnädigstes Jawort, sagte ich. Der Kaiser, dem der Einsall gerade anfangs wohl gefallen hatte, gab nun seine Einwilligung, fragte aber, wie ich es anfangen wolle? — Ihre kais. Majestät, sagte ich, eine halbe Stunde vor unsrer Abreise geht ein Courier voraus, dem geben wir diese kleinen Geschöpfe und einen Bedienten mit, der solche besorgen und speisen soll und so sollen sie unsrer neuen Kaiserin beim Eintritte in Dero Appartements eine angenehme Ueberraschung machen. Der Kaiser war sehr heiter und als ich nun für die kaiserliche Gnade dankte und mich beurlauben wollte, sagte er huldvoll: Sind denn alle Schweizerinnen so brav wie Sie? Mich tief verbeugend antwortete ich: Ihre kais. Majestät — ich bin die Geringste aus ihnen.

Die vielen in diesen Tagen in Wien stattgehabten Feiglichkeiten beschreibe ich nicht; sie folgten schnell auf einander und wurden zu selbiger Zeit in allen Zeitungen ausposaunt. Den 11. März ging die eigentliche Vermählungs = Ceremonie vor sich, bei welcher Erzherzog Karl die Stelle des Bräutigams vertrat. Den 13. aber verließ die erhabene Braut, von den Segnungen eines ganzen Volks und ihres gärtlichen Vaters begleitet,

von Wien ab, von wo ihr auch ihre bisherige Hofbedienung bis nach Braunau folgte, woselbst der neue französische Hofstaat sie erwartete. Die edle Seele war sehr gerührt bei dem Abschiede von ihrer Familie sowohl, als von ihren bisherigen Getreuen und die französische Begleitung konnte in den Thränen dieser treuen Dienerschaft die Sicherung ihres eignen künftigen Glückes erblicken.

Auf der Hin- und Herreise hatte ich in München das Glück, meinen ersten Vetter S. W. den König von Baiern zu sehen. Vor 30 Jahren französischer General und Herzog von Zweibrücken, ward er dann Churfürst von Pfalz-Baiern und endlich König. Ich war dazumal Frau Sergeant-Major und stieg durch alle Grade bis zur Frau Oberst. Doch dient dies auch zum Beispiel, daß wir Weiber ohne die Männer nichts sind, und darum sollten wir sie billig mehr in Ehren halten.

Als wir zu Straßburg über den Rhein gingen und Frankreichs Boden betraten war allenthalben, wo wir durchkamen, ein unaussprechlicher Jubel. Kanonendonner und Glockengeläute verkündeten die Geseignete des Herrn. Brücken und Straßen waren mit Blumen bestreut und blühende Mädchen im weißen Unschuldsgewande brachten Kränze von Blumen und sangen Hosanna. Unsere Wagen vermochten die Menge von Blumen nicht mehr zu tragen. In Straßburg blieben

wir zwei Tage, an deren einem die angebetete Erzherzogin von Morgens 8 bis Abends 7 Uhr auf dem Balkon des Hotels stand, um die Ehrfurchts-Bezeugungen aller Klassen von Einwohnern anzunehmen. Alle Wilden, Künstler und Handwerksinnungen marschirten in feierlich wohl geordnetem Zuge, mit ihren Insignien und vielfältiger Musik an dem Hotel vorbei und jedem neuen Zuge winkte die Vielgeliebte Beweise des Wohlgefallens zu. Bei ihrer Abreise beschenkte sie ächt kaiserlich die sämmtlichen Armenanstalten der Stadt und ließ den Predigern beider Confessionen beträchtliche Summen ausstellen, um sie unter würdige Hausarme zu vertheilen und bedürftige Kinder zu unterstützen. Aller Orten, wo wir durchreisten, war nichts als festlicher Jubel und hoch ertönende Freude, bei Liineville aber wurden wir von solch einer Menge von Volk umringt, daß wir völlig auf der Straße blockirt waren und nicht mehr fortkommen konnten. Eine ungeheure Anzahl von Bittschriften, Drangen, Blumenkränzen u. d. gl. wurden zuerst ehrerbietig überreicht und dann, da die Hintern nicht mehr durchkommen konnten, über die Köpfe der Vordern in den Wagen geworfen, so daß wir uns nicht mehr regen konnten und nur Sorge tragen mußten, von den fliegenden Drangen nicht im Gesichte gequetscht zu werden. So wurden wir volle 2 Stunden aufgehalten, denn, wenn sich der Zug wieder in Bewegung setzen wollte, war gleich die Straße von vorn wieder

barricadirt und wir wurden aufs Neue zum Haltmachen gezwungen. So kamen wir statt um 12 Uhr, auf welche Zeit das Mittagessen bestellt war, erst um 3 Uhr in Nancy an. Der Gouverneur, der Präfect des Departements und der Maire der Stadt, welche uns entgegen gefahren waren, machten dem Fürsten von Neuchâtel einige Vorwürfe wegen des langen Ausbleibens, doch da sie die Trophäen unsers auf dem Wege bestandenen Scharmüchels sahen, so gaben sie sich zufrieden und sandten mit uns, daß es immer besser sei sich mit Orangen und Blumen bombardiren zu lassen, als mit Granaten und daß Bittschriften, in welchem Formate sie auch erscheinen mögen, nicht so gefährlich seyn können, wie gespitzte Lanzen.

Der Kaiser, der seiner heißersehnten Braut bis über Compiègne entgegen gekommen war, empfing sie mit der allereinnigsten Höflichkeit, die sie eben so herzlich erwiderte. Er geleitete sie nach St. Cloud in die kaiserlichen Zimmer und unaussprechlich war ihre Freude, als sie da jene zwei kleinen Lieblinge erblickte, die ihr von Wien vergeeßt waren und nun auch ein sichtbares Vergnügen bezeugten, ihre bekannte Wohltäterin wieder zu finden. — Von St. Cloud wurde dann ein feierlicher Einzug in die Hauptstadt veranstaltet und hundert tausende von Franzosen, die vor 8 Jahren noch jeder Meinherrschaft Fluch und Tod geschworen hatten, schrien jetzt aus vollem Halse: es lebe der Kaiser! es lebe die Kaiserin!

Wer hätte denken sollen, daß man hier in drei Jahren schon wieder rufen würde, es lebe Ludwig der XVIII., es leben die Bourbonen? O unbeständiges Volk!

Die Trauung selbst geschah mit einer Pracht, die man noch nirgends in Europa gesehen hatte. Der Anzug der kaiserlichen Braut allein soll 3 Millionen Franken oder über 1,300,000 Gulden gekostet haben, in welchem Verhältniß der Aufwand durch alle Stände ging und ob schon sich die Franzosen in ihren Feldzügen als große Liebhaber von Alterthümern bewiesen hatten, so durften doch jetzt keine Antiquitäten zum Vorschein kommen, ja ich selber durfte nicht einmal meiner sel. Großmutter schönen Brautrock tragen, obgleich er gewiß gegen manchen andern abgestochen hätte und mußte auch mir einen neuen machen lassen, der, ich weiß wohl, wie viel kostete, so daß ich oft schon wünschte: wenn ich's nur jetzt wieder hätte, ich wollte gerne nicht mehr an Kaisers Hochzeit gehen. — Wie als ob alles, was die vier Welttheile Köstliches aufbringen können, hier zusammengekommen wäre, so sahen die besetzten Tische aus. Die Vögel der Luft, die Thiere des Feldes und die Fische aus allen Wassern mußten viel hundertfältige Opfer hergeben.

Auch der alte ehrwürdige Bacchus wurde in Requisition gesetzt und mußte aus seinen entferntesten hintersten Kellern liefern, was er nur immer Gutes hatte. Er lachte dazu und dachte trinkt nur brav meine Herren und Damen, ich will mich über's Jahr (1811) schon wie-

der ein wenig erholen. — Auch dem Wolfe der guten, so sagt der Franzos, wir Deutsche sagen der lieben, Stadt Paris wurden Schauspiele und Festivitäten aller Art gegeben und alles ging in der erwünschtesten Ordnung und ohne das mindeste Unglück vorbei, bis einige Tage nach der Vermählung, der österreichische Gesandte das bekannte Fest gab, bei welchem mitten im fröhlichsten Balle, die Gardinen des Tanzsaales Feuer fingen, das mit unschreiblicher Schnelligkeit um sich griff und wobei nebst vielen andern, die junge Fürstin von Schwarzenberg ein bedauerndwerthes Opfer der Flamme ward. Sobald der Kaiser sah, daß hier Gefahr seyn konnte, ergriff er seine Gemahlin beim Arme und führte sie schnell durch's Gedränge in Sicherheit. Dieser Trauervorfall machte einen kleinen Stillstand in den Lustbarkeiten der Pariser und allwissend scheinende Leute unter ihnen, die zu allem einen Schlüssel finden wollten, schoben jetzt jenen Brand auf die Engländer. O ihr armen Engländer! Wenn an jenem letzten Tage alles wahr befunden wird, was man euch zur Last legt, so muß ein unbarmherziges Gericht über euch ergehn.

Nun hatte die Welt und damit auch wir, Gottlob! einmal Ruhe und Paris und ganz Frankreich harrten mit Ungeduld auf die frohe Nachricht, daß sich die Kaiserin bald gesegneten Hoffnung befinden möge, doch wurden die ungeduldigen Franzosen nicht sobald, wie sie geglaubt hatten, befriedigt. Gut Ding muß Weil haben — hieß

es da und so sehr die Neuigkeit = Krämer auch das Maul spitzten, so mußten sie doch drei Monate auf die frohe Botschaft warten. Endlich theilte der Kaiser dem Senate die erwünschte Kunde mit und in ganz Frankreich erscholl es gleichsam aus einem Munde: Maria Louise wird einen Sohn gebären und er wird mit seinem Namen genannt werden: König von Rom. Um die gleiche Zeit bekam denn auch Herr Obrist Engel Nachricht von seinem Weibe, daß auch sie wieder gesegneten Leibes sei, doch ungeachtet so vieler Erfahrungen konnte ich nicht sagen, ob es ein Knäblein oder ein Mädlein seyn werde. Immer konnte sich Engel etwas einbilden, daß seine Rebe auch noch im fünfzigsten Jahre Früchte trage und es hätte wenig geschelt, so wäre diese Neuigkeit auch in die Journale und Zeitungsblätter gesetzt worden, aber mein Mann wollte für solche Berühmtheit keine Insertionskosten bezahlen und so mußte es natürlich unterbleiben. Doch ward die Sache ruhmbar und als den 20. März 1811 der neue König von Rom geboren ward, kamen zwar keine Weisen aus Morgenland ihn zu begrüßen, aber ein schönes Engelskind kam den 26. darnach an das Licht und dieses Mädchen nun ward nach dem damaligen Favorit-Namen der Nation, Maria Louise genannt.

Wir hatten zum zweiten mal die besondere Gnade, die beiden kais. Majestäten zu Gevatter erbitten zu dürfen, wobei sich denn der Kaiser durch Herrn Brunot

aus Languedoc, Staats - Offizier bei der kaiserlichen Garde und die Kaiserin durch Frau von Rougemont aus Neuchâtel, beide reformirter Confession, repräsentiren ließen. Vergleichen Ehre, wie hätte ich mir sie in meiner Jugend träumen lassen dürfen!

Zehnter Abschnitt.

Begebenheiten während den Feldzügen von 1811, 1812 und 1813 bis zur Thronentsagung Napoleons und seiner Versehung auf die Insel Elba.

Der heiterste Sommer meines Lebens begann jetzt, aber, leider! sollte es beinahe der einzige solcher Art seyn. Nichts gleicht dem Glück und der Zufriedenheit, die ich im Jahr 1811 genossen habe. Wir hatten unsere artige Wohnung in Paris, eine andere zu St. Cloud und wohnten gewöhnlich da, wo sich der Hof aufhielt. Zu Malmaison hatten wir uns eine kleine Campagne gekauft. Kurz, es mangelte unserm Glück nichts, als daß es durch einen dauernden Frieden beständiger geblieben wäre.

Wie entfernt aber dieser von Napoleons Plänen war, lehrte uns die Geschichte und so konnte ich mich nur eines einzigen ruhigen und glücklichen Jahres freuen, obgleich die andern auch nicht ganz freudenlos gewesen waren. Die Kaiserin hatte diesen Sommer mehrmals die Gnade, mich mit auf ihre Spazierritte zu nehmen, denn da in Wien der Hof mehr zu fahren als zu reiten pflegte, die Kaiserin sich aber gern nach dem Geschmacke der Nation richten wollte, so sah sie diese Spazierritte als eigentliche Uebungen an und nahm mich als einen alten Husar mit, um sich von mir noch einige Vortheile zeigen zu lassen. Man wird wohl denken, daß hier der Lehrer gewiß hinter dem Schüler zurück geblieben seyn mag.

Wäre es der erhabenen Monarchin vergönnt gewesen, ihren Gemahl zu so friedlichen Besinnungen zu stimmen, als jene waren, die ihre himmlische Seele belebten, so hätte Europa von jetzt an des sichersten Friedens genossen; aber so wollte es das Verhängniß nicht. Sie sollte alle Bitterkeiten des Geschicks erfahren, die nur eine so große Fürstin betreffen können. Wenn es bei ihr geblieben, sie hätte Segen und Glückseligkeit über ganz Frankreich verbreitet, was auch jeder von ihrem Einflusse auf den Kaiser verhoffte; allein dessen Herrschsucht kannte keine Schranken und Englands Demüthigung blieb sein erster und letzter Gedanke. So ward denn auch der Krieg in Spanien mit immer mehr

Erbitterung fortgesetzt und kostete nicht nur ungeheure Summen, sondern auch vieles edle Blut. Auch diesem Kriege hätte die gute Kaiserin gern ein Ende gemacht, sie konnte aber wohl ahnen, daß leichter wieder ein neues Krieges-Feuer ausbrechen dürfte, als dieses verheerende gelöscht werden könnte.

Zwischen Rußland und Frankreich gingen unaufhörlich Couriere hin und her und schon im Frühjahr 1812 stand Napoleon mit 350,000 Mann an der Weichsel und nun begann der fürchterliche Feldzug, der seines Gleichen nicht finden wird. Man erzählte sich, die Kaiserin habe durchaus ihrem Gemahl mit dem jungen Prinzen nachreisen wollen, er aber heimlich Befehl gegeben, sie, wo sie wollte, durchreisen zu lassen, den Prinzen aber in Frankreich zurückzubehalten, was denn, wie ganz natürlich, der Kaiserin die Lust zum Reisen benehmen mußte.

Zum Glück war diesmal mein Mann nicht von der großen Parthie, indem ihn der Kaiser nach Spanien geschickt hatte. Hier war er wohl sicher, daß ihm weder Nase noch Ohren abstrießen würden, dagegen aber fiel ihm die große Hitze nicht minder lästig, was jedoch während des Sommerfeldzugs mitten in Rußland oft der nämliche Fall war.

Ich war in der Freizeit immer bei Hause und mit meiner kleinen Marie Louise beschäftigt. Da kamen nach und nach die Schreckensposten von der Armee,

deren schauerhafte Größe jedoch weder Napoleon noch seinen Generalen, sondern dem unmäßig kalten Winter und der Barbarei der Russen allein zugeschrieben werden darf. Hat man auch je unter civilisirten Menschen solche Greuelthaten erlebt, als die Anzündung und Zerstörung aller ihrer Dörfer, Städte und Magazine durch ihre eigene Hand erwies *). Das sind schreckliche Barbaren, hieß es in allen französischen Bülletins, die Folgen aber lagen vor den Augen der Nation und man fing da und dort an unwillig zu werden. Das half aber alles nichts. Sobald der Kaiser gegen Ende des Jahres zurückgekommen war, erging ein neues Aufgebot von 300,000 Mann, was der Senat noch mit 50,000 vermehrte und nun mußten auch mehrere Truppen aus Spanien nach Deutschland marschiren, während dem man frisch ausgehobene dorthin schickte, denn mit nur neugebildeten Soldaten durfte man den Krieg gegen Rußland und Preußen nicht fortsetzen und so kam denn auch mein lieber Mann von dem spanischen wieder auf den nordischen Kriegs-Schauplatz und seine liebe Frau zog wieder mit ihm.

*) Die alten Hebräer thaten's auch, aber nicht in der Absicht den Feind hineinzulocken und in ihren engen Västen aufzureißen, sondern aus Eifersucht, sich ein wärmeres Klima und bequemere Wohnungen zu suchen. Drum war's recht, daß Julius Cäsar sie flopfte und heimwies, um ihre Städte wieder aufzubauen.

Wir konnten schon auf der Hinreise bemerken, daß der große Protector des Rheinbundes bei seinen lieben Bundesgenossen ziemlich von seinem Ansehen verloren habe und wenn schon die Fürsten ihm immer noch gehorsame Diener machten, so lautete es doch bei den Unterthanen ganz anders und man murrte laut über das beständige Ausheben der jungen Leute für Kriege, die sie gar nichts angingen, denn die verjähri- gen nach Rußland gezogenen Contingents waren fast gänzlich aufgerieben worden. Der russische Feldzug hatte sogar Oestreich wieder ziemlich kalt und Preußen fest genug gemacht, sich aufs Neue mit Alexander zu verbinden. Der Enthusiasmus, der sich in diesem Königreiche allgemein äußerte und der Eifer, mit welchem sich alle Stände zur Befreiung des Vaterlandes bewaffneten, konnte leicht ansteckend für die Länder des Rheinbundes werden, so daß die Franzosen immer ein ziemlich gewagtes Spiel zu spielen hatten. Wenn man die Geschichte dieses entscheidenden Feldzugs liest, so sieht man gleich, daß Napoleon dieses wohl selbst fühlte, denn die Aufstellung seiner neuen Armee war mit unendlichen Schwierigkeiten verbunden und besonders blieb es eine schwere Aufgabe, wieder eine Cavallerie aufzustellen, die es mit der feindlichen aufnehmen konnte. Nachdem er nun alles aufgeboten hatte, was nur zu erzwingen war, reiste er den 11. April von Paris ab; diesmal aber überraschte er die Feinde nicht mehr, sondern er fand sie bereit ihn zu

empfangen. Obschon er nun anfänglich einige Vortheile über die Allirten erfochten hatte, so lernte er doch einsehen, daß es nicht mehr die Preußen von 1806 waren, die er vor sich hatte und er willigte deshalb auch gerne in einen Waffenstillstand, während dessen in Prag unter Oestreichs Vermittlung am Frieden gearbeitet werden sollte. Durchgehends machte man ihm aber den Vorwurf, daß es ihm nie um Frieden zu thun gewesen und daß er nichts als Zeitgewinn gesucht habe, in welcher Meinung man bekräftigt wurde, als er gegen das Ende des Waffenstillstandes auf dessen Verlängerung antrug. Allein diesmal wollte ihm seine Politik nicht mehr gelingen. Er hatte nun sogar seinen guten und wohlmeinenden Schwiegervater böse gemacht und da dieser glaubte, der Herr Tochtermann wolle ihn nur zum Besten haben, so verband er sich auch mit den lieben Nachbarn Alexander und Friedrich Wilhelm, die nun zum Ueberflusse den König von Schweden noch zur Beihülfe riefen, von dem sie wußten, daß auch er etwas mit den Franzosen abzurechnen habe und so wurde die Sache jetzt bald sehr ernsthaft. In den entscheidenden Tagen vom 16. bis 19. Oktober war ich mit meiner kleinen Marie Louise in Leipzig, in welcher Lage, kann man sich leicht denken. Schon ehe die allgemeine Flucht unserer Armee in dieser Stadt bekannt war, ward ich durch eine Schreckensbotschaft niedergeschmettert, die mich beinahe aller Sinne beraubte.

Der General Perrier, unser Tochtermann, war in der Schlacht geblieben und hinterließ unsre liebe Catharina als Mutter von drei kleinen Kindern, von deren jezigem Schicksal ich bis auf diese Stunde nichts weiß.

Die Flucht von Leipzig war beinahe ohne alle Ordnung und um so weniger konnte man, wie man an zweien Orten versuchte, wieder Posto fassen, als durch die Desertion aller deutschen Bundestruppen unserer immer weniger, der Feinde aber täglich mehrere wurden. So ist es mir jetzt noch ein halbes Wunder, wie ich von Leipzig nach Frankfurt gekommen bin, wo ich erst einmal wieder mit meiner Kleinen ein paar Tage ausruhen konnte, bis es vollends bei Mainz über den Rhein ging und ich nun für einige Zeit meinen Aufenthalt wieder in Straßburg aufschlagen mußte.

Man weiß, daß, nachdem die Allirten mit Neujahr 1814 über den Rhein gegangen waren, sie die im Wege stehenden Festungen bloß einschlossen und mit dem Kern ihrer Armee schnell in Frankreich vorzudringen suchten, was ihnen aber schwerer ward, als sie geglaubt hatten. Während dieser ganzen Zeit war ich nun in Straßburg eingesperrt und hatte da die Betrübnis, mein jungstes Kind Marie Louise durch den Tod zu verlieren. Es ward zugleich mit Madame Rapp, der Mutter des Generals, beerdigt und da mehrere Russen ihre Leichen bis auf den Vetterbaker begleiteten, der außer der Stadt an die Badenschen Verposten gränzte, so singen

ihre Batterien an, auf uns zu spielen, man verständigte sich jedoch alsbald und so hörte auch das Schießen wieder auf, ohne daß jemand beschädigt worden wäre. Jetzt kann ich das gute Kind wohl glücklich preisen, daß es von allem dem Elend, das noch auf seine Mutter wartete, erlöst war. Wenn ich meine Schicksale als Mutter überdenke, so ist mein Herz allemal so beklemmt, daß ich mich kaum mehr zu halten weiß; der gütige Leser wird dieses Gefühl jedoch vielleicht mit mir theilen können, wenn er die am Ende dieses Buches befindliche tabellarische Uebersicht der Geburt, der Schicksale und des Endes fast aller meiner Kinder einsehen wird. Vergleichenen Erinnerungen sind höchst schmerzhaft!

Meine Betrübnis über den Verlust der geliebten Maria Louise und die Ungewissheit des Schicksals meines lieben Mannes machten mir den Aufenthalt in Strassburg sehr peinlich. Zu diesem kam noch die Theuerung der Lebensmittel, welche auf ungeheure Preise stiegen und meine Baarschaft ungemein erschöpften. So kostete

1 $\frac{1}{2}$ Rindfleisch	45	Sold	oder circa 15 Bohen.
1 „ Kalbfleisch	60 bis 70	„	20 bis 23.
1 „ Schweinefleisch	54 „ 60	„	18 „ 20.
1 „ Butter	60	„	20.
1 „ Käse	36	„	12.
1 Maß Milch	20	„	6 $\frac{2}{3}$.
1 Ey	3		beinahe 2.

nur Brod, Wein und Bier blieben bis gegen das Ende der Blockade in ihren alten Preisen, so daß 1 Pfund Weißbrod nicht mehr als 3 Sols und halbweiß Brod 2 $\frac{1}{2}$ Sols kostete; doch stiegen später auch diese Bedürfnisse an im Preise zu steigen.

Mit Ungeduld harrete alles auf den Ausgang der Sache, da endlich kam die Nachricht von der Uebergabe der Stadt Paris und zwar sehr unerwartet, indem man nicht glaubte, daß die Allirten so wohlfeilen Kaufes dieses Ziel erreichen würden. Alles war über die Ereignisse, die jetzt auf einander folgten, erstaunt und da Frieden der einzige Wunsch der Franzosen war, so blieb es ihnen gleichgültig, von wem und durch wen dieser Friede käme und sie opferten nun mit dem nämlichen Leichtsinne denselben Mann auf, mit welchem sie ihn vor zwölf Jahren vergöttert hatten. Da ihm die Insel Elba, ein zwar sehr kleiner Erdstük, unweit von seinem Vaterlande, mit allen Souverainitäts-Rechten überlassen ward, so wurde ihm auch eine verhältnismäßige militairische Macht zugestanden und der Mann, der in den letzten zwei Jahren noch über 600,000 Soldaten geboten, mußte nunmehr mit 600 zufrieden seyn. Er hätte hierzu keine Generale gebraucht, aber Bertrand und Drouot gingen als Freunde mit ihm und wollten ihn nicht verlassen. Niemand wäre undankbarer gewesen, als mein Mann, wenn er es hätte thun wollen. Vor seiner Erhebung, ehe wir selbige nur ahnen konnten, hatte er

uns Gutthaten erwiesen, was ist nun schändlicher als den Wohlthäter im Unglück verlassen? Unsere ganze Familie ging also mit ihm, oder besser zu sagen, er wählte, auf unsere Wünsche hin, auch uns zu seiner Begleitung. Welche Gründe hätten uns nun dazu bewegen können, wenn es nicht die Pflicht der Dankbarkeit gewesen wäre? Daß es ihm gelingen würde, sich wieder emporzuschwingen, das wäre wohl damals eine übel berechnete Hoffnung gewesen, obwohl ein solcher Versuch von seiner Kühnheit zu erwarten war. Was wir aber bei diesem Wagemuth, wenn es mißlingen sollte, zu verlieren hätten, war eine Perspektive, die uns gewiß nicht vermögen konnte, ihm nach Elba zu folgen und eben so wenig konnten wir uns Hoffnung machen, meines Mannes Rückstände, wenn er auf dieser Insel bliebe, jemals vergütet zu sehen. Also Dankbarkeit nur und Anhänglichkeit an einen Wohlthäter, der 16 Jahre lang nie aufgehört hatte uns mit Wohlthaten zu überhäufen, waren die Beweggründe unserer Treue und wer sie tadeln kann, der ist in seinen moralischen Grundsätzen noch sehr weit zurück.

Sobald die Thore von Straßburg ausgingen reichte ich nach Paris ab, allein ich fand keine Spur mehr von Napoleon; ohne Aufenthalt eilte ich nun über Lyon seiner Eskorte nach, die ich auch noch vor ihrer Ankunft bei Grefus erreichte, um mich mit derselben einschiffen zu können. Wie verschieden war aber diese Einschiffung von

jener im Hafen von Toulon im Jahr 1798 und welche Zeiträume von Macht, Ansehen und Gewalt war dieser Mann durchlaufen, der das Schicksal von Millionen Menschen einst entscheiden konnte und sich nun in dem Schatten einer nichts bedeutenden Souveränität über etwa 6000 *) Seelen verlieren sollte! Welch ein Abstand! Es bedurfte wahrhaftig einer erhabenen Seele, um diesen Gedanken nur ertragen zu können.

Wir schifften uns den 28. April im Hafen St. Raphael auf einer englischen Fregatte ein, die nebst einem französischen Kriegsschiffe zu diesem Zweck bereit stand. Der Kaiser wählte sogleich die erstere und war mit den Engländern, seinen bisherigen Erb- und Erzfeinden sehr freundlich. Den 3. Mai liefen wir in den Hafen von Porto Ferrajo ein und wurden mit großem Jubel empfangen. Die Stadt war erleuchtet und das Volk bezeugte ungemeine Freude, den größten Feldherrn Europas, der so außerordentliche Thaten gethan hatte, zum Beherrscher ihrer kleinen Insel bekommen zu haben. Den 4. wurde sodann unter feierlicher Begleitung Napoleons Fahne nach der Stadt gebracht und auf der Sternschanze aufgefplant. Nun stieg Napoleon mit seinem ganzen Gefolge ans Land und ward von der Festung mit 101 Kanonenschüssen begrüßt, welche man von der Fregatte

*) Dieses war ungefähr die Anzahl der eingebornen Insulaner; seit einigen Jahren aber hatten sich mehrere Fremde hier angeseßelt.

mit 24 erwiderte. Der Maire an der Spitze des Magistrats bewillkommte ihn und überreichte ihm die Schlüssel der Stadt. Das Militär paradirte und der Kaiser verfügte sich mit dem ganzen pompösen Zuge in die Hauptkirche, wo ein Herr Gott! dich loben wir, abgesungen ward.

So nahm nun der große Napoleon, der noch vor wenigen Monaten allen Mächten Europas Trost geboten hatte, Besitz von dem kleinsten Eilande seines einstmaligen Reiches und wer ihn hier sah mußte ihn bewundern. Mit der größten Unbefangenheit und als ob er nie etwas Größeres gethan hätte, ordnete er seinen kleinen Hofstaat, ganz nach dem Modell jenes glänzenden in St. Cloud, nur in sehr verjüngtem Maßstabe; hielt Merue über die Truppen und ließ sie manövriren. Er ordnete Bauten, ließ die Festungswerke ausbessern und neue anlegen; kurz er handelte gerade so, als wenn er für immer da zu bleiben gedächte. Underthals Meilen von der Hauptstadt führte er eine recht schöne Campagne auf, die eine der prächtigsten Ausichten darbot und durch seine schöpferischen Anstalten so geschwind dastand, als wenn sie hergezaubert worden wäre. Gleich in den ersten Tagen richtete er sein Augenmerk auf die Verbesserung der Polizen. Alle nicht eingebornen Insulaner mußten sich mit ihren Schmachtscheinen ausweisen und die solche nicht hatten, wurden angewiesen, selbige in einer gewissen

Zeitfrist kommen zu lassen, bei Strafe von der Insel weggewiesen zu werden. Es waren mehrere Schweizer darunter, unter denen ich auch einen geschickten Hutmacher von Unter-Hallau im Kanton Schaffhausen kennen lernte. Solche Maßregeln zu treffen, war um so nöthiger, als sich die Zahl der Einwohner mit jedem Tage vermehrte, besonders aber trafen viele Militärs ein, die gerne das Schicksal ihres alten Feldherrn theilen wollten; Napoleon konnte aber keine Truppen anwerben und deswegen mußte jeder, der sich hier aufhalten wollte, irgend einen Beruf treiben, wo dann Handwerksleute, der angefangenen Bauten wegen, vorzüglich willkommen waren. Er wandte besonders viel auf die Verbesserung der Festungswerke, als ob eine Belagerung bevorstände und ließ an dem Berge Magnet künstliche Batterien in Felsen einhauen, von denen das Meer auf eine weite Strecke bestreicht werden konnte. An diesem Berg sah man ihn oft einsam und tief nachdenkend umher-spazieren, ob seine bisherige Schicksale überlegend — oder neue Pläne für die Zukunft schaffend — das wußte niemand, er war hier, wie vorher allenthalben, sein eigener geheimer Rath. Freilich hätte kein Ort in der Welt geschickter für ihn seyn können, ihn zum ernstlichen Nachdenken über sich selbst zu vermögen, als Elba, wo er Italien, den großen Schauplatz seiner ersten Thaten, nahe vor seinem hellsehenden Blicke hatte, das ihm manchen Stoff zur Vergleichung seiner dort

gespielten Rolle, mit der jetzigen bedrängten und beengten Lage, an die Hand geben konnte.

Erwähnter Berg soll auch sehr viele Naturseckheiten enthalten, davon ich aber nichts erzählen kann. Napoleon selbst, nebst den Generalen und einigen andern Naturforschern, bestiegen ihn oft in dieser Rücksicht und kamen von ihren Wanderungen sehr vergnügt wieder nach Hause. Ueberhaupt ist dieses kleine Eiland einer der schönsten Erdstücke auf Gottes Erdboden und bringt alles hervor, was immer das menschliche Leben angenehm machen kann. Nur der einzige Apfelbaum gedeiht hier nicht, auch hat die Insel sehr wenige Waldung, hingegen an Steinkohlen Ueberfluß. Die Einwohner sind überhaupt sehr artige, zum Theil gebildete Leute. Sie freuten sich der neuen starken Bevölkerung und waren stolz auf ihren Souverain, der ihrem kleinen Waterlande auf einmal eine gewisse Berühmtheit gegeben hatte. Es war aber auch zum Erstaunen, wie sich die Volkszahl in kurzer Zeit vermehrt hatte, denn man zählte bei unserer Ankunft ohngefähr 6000 Seelen und nach drei Monaten konnte man bereits 20,000 rechnen und doch ward das Ansiedeln, wie ich schon oben bemerkt hatte, nichts weniger als leicht gemacht. Manchmal habe ich seither gewünscht, ich hätte mein übriges Leben in Ruhe auf dieser kleinen Insel zubringen können, auf welcher ich zehn Monate zwar das stillste aber wahrhafteste Glück des Lebens genossen hatte.

Der Kaiser schien sich sehr in seinem kleinen Reiche zu gefallen, war immer munter, aß und trank, musicirte seine wenigen Soldaten, als ob er eine ganze Armee gehabt hätte, arbeitete die gewohnten Stunden, wie er in St. Cloud oder Paris gewohnt war und da er hier keinen fremden Gesandten Audienzen zu geben, auch keine diplomatische Correspondenz führen mußte, so lag er andern wohlthätigen und nützlichen Beschäftigungen desto mehr ob. Er war Souverain, Minister der äußern Angelegenheiten, Redacteur, kurz — Alles in Allem. Diesem thätigen Minister verdankten wir auf Elba alle politischen Neuigkeiten, alle Zeitungen, Journale, Privat-Berichte u. s. w. Was auf dem Congresse zu Wien, in den Cabinetten von St. James, Petersburg, Berlin, Versailles u. s. w., ja was in Nord- und Südamerika vorging, das wußten wir alles so geschwind und so richtig, als es die großen Mächte nur selbst erfahren konnten, unterdessen sich diese um den Hof von Elba gar nicht bekümmerten. Wir hatten auch alle englischen Carrikaturen aus erster Hand, mit denen der sinnreiche Wiß dieser bösen Insulaner oft selbst ihre Könige und Minister zu geißeln pflegt und Napoleon mußte manchmal herzlich lachen, als er sich auf einem dieser Blätter als einen, an einer schweren Kette angeschlossenen schlafenden großen Doggen, auf dem folgenden aber vorgestellt sah, wie nun der erwachende Dogge seine Kette zersprengt und in fürchterlichem Grimme sich auf

seine Feinde stürzt und alles niederwirft, was ihm in den Weg kommt. Dergleichen Vorstellungen waren ihm nicht zuwider. Er übte nun auch sein Souverainitäts-Recht aus und schlug eine goldene Münze, auf deren Vorderseite eine umgestürzte Krone auf dem Boden liegt, die von einem herabstürzenden Adler ergriffen und festgehalten wird, das Thier scheint aber durch den starken Fall ermüdet, hat die Flügel ganz zusammengeschlagen und schlummert; auf dem Rande steht der Name Napoleon und auf dem Revers liest man die Worte: *Ne l'éveillez pas*, was wir Deutsche durch das Reimlein übersetzten:

Nehmt euch wohl in Acht,
Daß der Adler nicht erwacht.

Sehr begreiflich hatte diese Münze nur am Hofe Napoleons Kurs, denn wäre sie weiter gekommen, so würde sie, wahrscheinlich ungeachtet ihres guten Gehaltes von den jetzt herrschenden Mächten verrufen worden seyn. Am allermeisten aber beschäftigte sich Napoleon mit einem gewissen Gewebe, dessen Fettel und Einschlag ganz von seiner eignen Erfindung waren und welches er besonders für die großen Mächte Europas bestimmte. Es war ein gewisses fein gewobenes Zeug, Nebel genannt, der aus Verstellung und heiterm Gleichmuth gemacht und fein mit Bestechung gestickt war. Dieser Nebel hatte die besondere Wirkung, daß die so ihn trugen,

Dadurch zu sehen glaubten und doch nichts sahen, hingegen ein wunderbarer Rückschein davon bis zu Napoleons Palast hindrang und denselben oft sehr erhellte. Er versuchte dieses Zeug zuerst an dem englischen Commissär, der Napoleon, wie man glaubte, beobachten oder gar bewachen sollte und er that vortreffliche Wirkung. Der Herr Commissär war für das schöne Präsent sehr dankbar und beurlaubte sich für einige Tage, gerade um die Zeit, da auch der Kaiser eine kleine Spaziersfahrt machen wollte.

Filfter Abschnitt.

Rückkunft von Elba und Begebenheiten im
Jahr 1815.

Wer in der scheinbaren Ruhe und Zufriedenheit Napoleons eine wirkliche und freiwillige Ergebung in sein Schicksal zu sehen glaubte, der betrug sich gewaltig. Wir wußten es am Hofe, er war so klein, daß ich meine Wenigkeit sehr wohl dazu rechnen konnte, und seine alten

Grenadiere sagten es laut, daß er bald diese Diene ablegen und auf dem großen Schauplatze wieder auftreten würde, das Wenn? Wie und Wo? aber konnte niemand errathen und wenn nicht Bertrand darum wußte, mag der ganze Entwurf in seinem Kopfe allein ausgebrütet worden seyn. Daß aber dabei heimliche Einverständnisse gewaltet haben müssen, hat der Erfolg bewiesen, wie hätte sich sonst ein Einfall in Frankreich mit ungefähr 1100 Mann nur denken lassen können? Das weitumfassende seiner geheimen Verbindungen zeigte sich uns erst als wir unter den Anstalten zur Abfahrt die größte Kaufmannskiste, die man nur aufstreiben konnte, vollgepfropft mit nach Elba gekommenen Briefen, zu verpacken hatten. Diese Anstalten dauerten ungefähr 10 Tage und konnten doch nicht so ganz unbemerkt vor sich gehen, aber der nämliche Nebel, den ich am Ende des vorigen Abschnittes beschrieben habe, bedeckte auch hier aller Augen und die kreuzenden Engländer bekreuzten sich vor den Schwingen des erwachten und sich wieder emporhebenden Adlers, denn sie hatten so lange sie vor Elba schifften, nichts dergleichen gesehen und noch viel weniger vermutet. Die närrischen Engländer!

Hier drängt sich wohl jedem Zeugen dieser wichtigen Begebenheit die Frage auf: Ist der schlafende Adler nicht zu früh erwacht? oder wären die Folgen die gleichen gewesen, wenn der Congreß in Wien bereits schon auseinander gegangen war und die verbündeten

Möchte sich erst durch Couriere oder Gesandtschaften über die zu treffenden Maßregeln hätten verständigen müssen? Daß dieser Gedanke nicht in Napoleons Seele aufgestiegen ist, blickt mir unbegreiflich und doch hätte ich ihm denselben nicht mittheilen dürfen, denn er fragte selten nach anderer Meinung und noch seltner befolgte er sie.

Den 26. Februar 1815, also ungefähr 11 Monate nach seiner Ankunft, verließ Napoleon die Insel Elba mitten in einer Menge angefangener Bauten und Anlagen, die alle auf seinen lebenslänglichen Aufenthalt berechnet zu seyn schienen und wagte es, mit einer Handvoll Leute sein altes Reich wieder zu betreten, auf welches er ewig Verzicht gethan hatte. Man hatte an mehreren Orten das Märchen verbreitet, Napoleon habe sich vor seiner Abreise von Elba als Kapuziner verkleidet um unerkannt wegzukommen zu können. Nur eine einfältige Bosheit kann dergleichen erdenken. Er trug bei seiner Abreise den nämlichen grünen Ueberrock, den er auf seiner Uebersahrt aus Frankreich getragen hatte und den nämlichen Mantel, den er schon in der Schlacht bei Marengo trug und den man ihm noch mit ins Grab gegeben haben soll. Den 1. März landeten wir zu Cannes, nahe bei Frejus und marschirten ohne Hindernisse bis auf Grenoble. Wo wir durchzogen zeigten sich alte Soldaten, denen Napoleon eine frohe Erscheinung war und die sich freiwillig zu seinen Fahnen sammelten. In Grenoble machte man zwar einige Demonstrationen

als wollte man ihm die Thore verschließen, aber kaum sahen die Soldaten den Kaiser, so erklärten sie sich laut für ihn und bekanntlich war der Oberst Labadoyere der erste Chef, der mit seinem ganzen Regimente zu ihm überging.

So nahm Napoleon, ohne einen Schuß zu thun, von einer wichtigen Festung Besitz und nun strömten schaarenweise die Franzosen herbei und vermehrten von Tag zu Tag den kaiserlichen Haufen, der mit ihm von Elba herübergekommen war. Daß dieser Zulauf allein aus Liebe für des Kaisers Person erfolgte muß niemand glauben. Französische Eitelkeit hatte sehr viel Antheil daran; diese Nation konnte es nicht verschmerzen, daß fremde Truppen auf französischen Boden gekommen und sogar ihre Hauptstadt eingenommen hatten. Der gekränkte Nationalstolz trieb blutige Rache und Napoleon verstand es, diese Stimmung trefflich zu benutzen. In zehn Tagen nach seiner Landung konnte Napoleon schon zu Lyon einziehen, obgleich die zwei nächsten Befehlshaber des königlichen Haufes hieher gerufen waren, um seinem Vordringen Einhalt zu thun, allein sie mußten, da sie die Stimmung der Armee und der Bürgerschaft sahen, auf ihre Sicherheit bedacht seyn und fliehen.

Ich hatte diesen Triumphzug von Cannes bis Lyon nicht mitgemacht, sondern war mit Madame Bertland nach Marseille überschifft, wo wir für verdächtig angesehen und 24 Stunden lang bewacht wurden.

Man sah mich hier, wie später in Nismes, für Napoleons Mutter, Madame Lätitia, an, ein Betweis, daß ich in Frauenzimmer-Kleidung älter ausseh, als wenn ich als Offizier gekleidet ging. In so fern es nun die Parzeiller ernstlich mit dem König gehalten hätten, hätten sie Recht, uns ein wenig als verdächtig festzunehmen; allein auch sie hatten nicht Lust, sich für die Arroganz der Emigrirten und die Anmaßungen der katholischen Geistlichkeit die Hälse brechen zu lassen, schauten dem Spiel stillschweigend zu und ließen also auch uns in Frieden weiter ziehen und so kamen wir bei unserer verstärkten Armee gesund und glücklich in Lyon an.

Gleich nach seiner Ankunft in Lyon ließ der Kaiser einige Schweizer Kaufleute zu sich kommen und verlangte von ihnen einen kleinen Vorschuß bis er in Paris angekommen seyn würde. Die Kaufleute traten sogleich zusammen, um diese Wünsche zu befriedigen und Napoleon war mit ihnen sehr zufrieden. Jetzt schon waren drei Generale und mehrere andere Offiziere zu ihm gekommen, von denen man in Paris glaubte, daß sie sich mit ihm schlagen würden. Diese Herren aber waren alle mit der Zurücksetzung, die sie von dem wiedergekommenen alten Adel erfahren mußten, höchst unzufrieden, so wie die Soldaten keine Achtung und kein Zutrauen zu den jungen unbärtigen Offizieren hatten, die noch nie im Feuer gewesen waren. So kam es, daß die Truppen

balb aller Orten dem Kaiser entgegen kamen und die königlichen Fahnen verließen. Nicht im mindesten war er über die Dekrete betroffen, die man von Paris aus gegen ihn ergehen ließ. Diese machen den Krieg nicht aus, sagte er, laßt sehen, was sie sprechen, wenn wir näher kommen. Nichts freute ihn mehr, als da er hörte, daß man Ney das Kommando über die gegen ihn marschirenden Truppen gegeben habe. Er sagte darüber: ich kenne den wankelmüthigen Helden. Vor einem Jahr hat er mich verrathen, dies Jahr wird er Ludwig XVIII. verlassen.

Es geschah. Ney trat zu ihm über, doch würde er auch sich vergebens bemüht haben, die Sache des Königs zu verfechten, da ein allgemeiner Enthusiasmus für Napoleon in die Armee gefahren zu seyn schien und so kam Napoleon, ohne einen Schuß gethan zu haben, nach Paris. Er gab sich alle nur ersinnliche Mühe sich aufs Neue das Vertrauen der Nation zu erwerben, versprach heilig allen Eroberungsplanen zu entsagen und sich einzig dem Glück der Franzosen zu weihen. Unterdeß er sich aber mit seiner neuen Einrichtung und einer friedlichen Annäherung zu den verblindeten Mächten beschäftigte, war es dem Herzog von Angoulême und seiner Gemalin gelungen, im Süden von Frankreich eine Parthie für den König zu gewinnen und mehrere Städte auf ihre Seite zu bringen. Diese Auftritte schienen von einiger Wichtigkeit zu seyn und es kam zu mehreren Gefechten,

in deren einem unweit Telesse unser Sohn Jakob, der Quartiermeister beim 7^{ten} Husaren-Regiment war, tod auf dem Plage blieb. Man weiß, daß sich diese Händel zu Napoleons Vortheil endeten.

Einen andern Anstand fand Napoleon bei den Schweizertruppen, die sich durchaus nicht für ihn erklären wollten. Er ließ den Grafen d'Affri Ihren General-Oberst rufen und glaubte ihn zu seinen Gunsten stimmen zu können. Dieser aber erklärte ihm, daß die Treue, welche die Schweizer ihrem Vaterlande schuldig seyen, ihnen nicht erlaube, einem andern Herren zu dienen, als dem sie capitulationsmäßig geschworen hätten. Der Kaiser ließ sie hierauf in ihren Kasernen einsperren und als Gefangne betwachen. Der Herr von Affri mußte hierauf die Offiziers versammeln und ihnen die Wünsche des Kaisers vortragen. Sie schwuren alle, die Befehle ihrer Obern abzuwarten und denselben gehorchen zu wollen. Der Kaiser diese Standhaftigkeit ehrend, befahl die Kasernen zu öffnen, ließ seinen Truppen ansagen, keinem Schweizer etwas zu Leide zu thun und schickte sie dann nach Hause. Vorher aber wurden Unteroffiziers und Soldaten jeder besonders gefragt, ob er nicht bei dem Kaiser Dienste nehmen wolle und so freimüthig sich dann noch ein Bataillon von 5 bis 600 Mann zu dem Dienste Napoleons, das dann auch die Ehre hatte, sich bei Waterloo zusammenschließen zu lassen und folglich nur eine kurze Zeit existirte. Der Chef dieses Bataillons war

auch ein Schweizeroffizier, dem aber sein Vaterland wenig Dank dafür wußte, daß er sich gegen den Beschluß des ganzen Offiziers-Corps dazu anwerben ließ.

Ich wollte nun auch sehen, wie es um unsere kleine Campagne zu Malmaison stehe, aber o Himmel, wie hatten die barbarischen Engländer vor einem Jahr da gehaust. Ich war damals in Straßburg blockirt und mein Maan in der Hauptarmee bei Chalons. Das Haus ward ein Raub der Flammen, wobei eine Kammerfrau, ein Knecht und drei Pferde ihr Leben auf grausame Weise verloren. Der herrliche Garten war völlig verwüßt, die darin befindlichen marmornen Brustbilder Napoleons und seiner ganzen Familie, welche vielleicht die Wuth und Rachsucht jener Vandalen gereizt haben mochten, zerschlagen und alles ruiniert. Ich konnte mich beim Anblick der Verwüstung dieses unsers kleinen Erdenparadieses der bittersten Thränen nicht enthalten. Die Pariser Herren und Damen besuchten uns früher hier gerne, um die Schotten zu trinken und waren sehr freundschaftlich, obschon mich bei meiner letzten Anwesenheit in Paris mehrere, deren Freundschaft ich in Ewigkeiten standhaft geglaubt hatte, beinahe nicht mehr zu kennen schienen, so daß ich hätte glauben sollen, ich müßte in den wenigen Jahren so erstaunlich gealtert haben um ihnen ganz unkenntlich geworden zu seyn, eigentlich aber hätte ich denken sollen: es gehe mir wie tausend andern, man habe im Glück viele und im Unglück keine Freunde.

Nach allen nur möglichen Bemühungen, die Allirten auf friedliche Gesinnungen zu leiten, die jedoch vergeblich waren, rüstete sich der Kaiser mit Ernst zum Kriege. Nichts schmerzte ihn aber mehr, als daß alle Versuche, seine geliebte Gemalin und seinen Sohn wieder zu bekommen, vergeblich waren. Da er sogar vernehmen mußte, daß seine Briefe an die Kaiserin nicht abgegeben würden, so nahm er seine Zuflucht zur List, aber auch dieser Versuch wurde vereitelt. Dies war ihm sehr schmerzhaft. Die Geschichte seines letzten kurzen, aber blutigen Feldzugs, ist zu bekannt, als daß ich hier nur etwas davon sagen möchte. Ich ging diesmal nicht sogleich mit meinem Manne zu Felde, sondern hatte erst später die Reise nach Belgien gemacht und kam gerade vor der Schlacht bei Waterloo bei meinem Manne an, mit dem ich nun die Gefahren derselben theilen wollte. Der Tag war schrecklich und entschied das Schicksal aller meiner übrigen Tage. Unser vierter Sohn Florian, Quartiermeister beim 12^{ten} Regimente reitender Jäger, war wahrscheinlich schon tod, als ich meinen lieben Mann fallen sah. Der englischen Cavallerie war es gelungen in unsere geschlossene Bataillone einzuhauen und ihren Grenadiere den Weg in unsere Mitte zu bahnen. Mein jüngster Sohn Joseph, erst zehn Jahr alt, focht an meiner Seite, sein Kopf ward von einer Kugel zerschmettert, ich sah das eine Aug' und sein Gehirn gerade vor mir versprengen. Außer mir vor Ver-

zweiflung sah ich einen englischen Reiter auf mich ein-
hauen, ich faßte ihn kurz und schloß ihm mit einer Pi-
stole die Oberlippe an der Nase durch weg. Ich ergriff
die zweite, doch eh' ich solche losdrücken konnte, riß er
mir sie aus der Hand und schloß mich mit meinem eig-
nen Gewehre durch den Hals. Ich konnte nicht mehr
sechten und ergab mich; in dem nämlichen Augenblick
erhielt ich noch von einem Grenadier einen Bajonetsstich
in die rechte Seite, daß das Blut stromweise von mir
floß. Obwohl dieser Grenadier auf Befehl seines Gene-
rals sogleich aufgeknüpft wurde, konnte mir solches doch
nichts helfen und so ward ich doppelt verwundet, in
tausendfacher Betäubung über die Schrecknisse des heutigen
Tages, in das Hospital nach Brüssel gebracht, wobei
ich von zwei braven Schweizern, die bei jenem zusam-
mengekauenen Bataillon Stoffel dienten und auch blessirt
waren, viele freundschaftliche Dienstleistungen empfing.
Sobald sie hörten, daß ich eine Schweizerin sei,
zeigte sich die liebe Landsmannschaft in ihrer ganzen
Stärke. Als mich die Wundärzte verbinden wollten,
entdeckten sie, zu ihrem nicht geringen Erstaunen, mein
Geschlecht. Meine Halswunde war nicht so gefährlich,
das Kugelschen ging auf der einen Seite hinein und auf
der andern wieder heraus, wie noch heut zu Tage die
Merkmale zeigen. Gefährlicher aber war die Seitentwunde
wegen dem unglaublichen Blutverlust, der sich fast gar
nicht wollte stillen lassen, so daß die Aerzte auf den

Einsall kamen, die Wunde mit einem Zapfen von Kork-
 teffel-Holz zu verstopfen und es ganze sechs Wochen
 anstand, ehe man es wagen durfte, mich nach Paris
 zu transportiren. Als ich hier natürlich in der Uniform
 ankam, ward ich ins Hôtel-Dieu gebracht, in dem
 sonst keine Frauenzimmer aufgenommen werden dürfen.
 Man gab mir auf der zweiten Etage ein artiges Stüb-
 chen gegen den Garten, was mir aber erst spät von
 einiger Annehmlichkeit seyn konnte; da nun die aller-
 strengste Cur begann, die je ein Frauenzimmer ausste-
 hen mußte. Vorher aber werde ich von meiner Auf-
 nahme noch etwas erzählen. Am Morgen nach meiner
 Ankunft kam gleich der Beichtvater des Hauses zu mir
 und fragte mich: sind Sie katholisch? Ich antwortete:
 Warum? „Ich bin beauftragt für das Heil Ihrer Seele
 zu sorgen.“ Ich bin apostolisch-katholisch und habe
 meinen eigenen Beichtvater, sagte ich, Sie dürfen sich
 mit mir gar keine Mühe geben. Der Herr verstand mich
 und sagte: Adieu, leben Sie wohl. Bald darauf kam
 die Frau Wbstiffin der kartholischen Schwedisch, welche
 im Hôtel-Dieu die Kranken besorgen und sorgte mir
 viele Theilnahme an meinem Schicksale. Darnach sprach
 sie sehr beredt von Ergebung in den göttlichen Willen
 und der Empfehlung in den Schutz und die Fürbitte
 der heil. Mutter. Madame, sagte ich, Sie sehen
 ich bin sehr krank, gönnen Sie mir Ruhe, ich be-
 darf derselben. Sie ging und kam seither unangefragt
 nie wieder.

Ich hatte inzwischen meine Ankunft ein paar Freunden wissen lassen, durch welche sie auch das reformirte Consistorium erfuhr, in Folge dessen Vermittlung ich dann eine reformirte Pariserin zur Abwartung bekam; mit der ich sehr wohl zufrieden war. Nun auch etwas von der Cur selbst. Die Herren Aerzte am Hôtel-Dieu zu Paris wissen auch, daß Opium schlafen macht und ließen mich eine ordentliche Portion davon nehmen. Als nun der liebe Schlaf meine Augenlein um und um geschlossen hatte, siehe da ergriffen diese Herren Nadel und Faden und näheten mir meine Seitenwunde ohne Umstände so zusammen, daß es kein Schneider hätte besser machen können. Freilich war es mir, als ich wieder erwachte, gar nicht leid, daß ich nichts davon empfunden hatte, aber es ist doch ein wunderbares Ding, daß den Herren Aerzten dergleichen Freiheiten bei uns Frauenzimmern erlaubt sind, die doch leicht mißbraucht werden könnten, während dem wir wehrlosen Geschöpfe ein so approbates Hausmittel nicht einmal an unsern eignen Männern versuchen dürfen, wenn es auch noch so wohl angewandt wäre. Dieß aber ist nicht die einzige Grausamkeit, welche man im Hôtel-Dieu an mir verübte. Als ich wieder erwachte, ward mir von ärztlicher Behörde angetrigt, daß ich vier Wochen lang kein Beet reiden sollte! Gewiß werden die vorweisen Männer behaupten wollen, daß das keinem Weibe möglich sei und vielleicht mögen auch einige schwache Wittchwestern selbst empfinden, daß

es ihnen gewiß sehr schwer gefallen wäre, allein ich habe es überstanden und habe 28 Tage oder 784 Stunden so stumm zugebracht, als immer Zacharias vor der Beschneidung Johannes, obgleich ich gar nicht sagen will, daß mein liebes Mäulchen sich nicht seither für dieses kurze Stillschweigen, hier oder dort etwas schadlos gehalten haben mag. Es war damals die Zeit der stillen Seufzer für mich gekommen und meine Leser werden mir wohl glauben, daß ich mehr als eine Ursache für solche gesunden haben werde. Der Verlust meines geliebten Vatten war schon Stoff genug zum stillen Nachdenken über mich und meine durchlaufenen Schicksale und da mein künftiges Fortkommen auf dem Eingang von meines Mannes Forderung an die Regierung für Solbriekstände und eingelöste Bona beruhete, so waren meine Aussichten nichts weniger als heiter und meine Gemüthsstimmung wirklich zum Stillschweigen geeignet. Einmal nur hätte ich daselbe gerne unterbrochen, da nämlich die beiden Kaiser von Oestreich und Rußland und der König von Preußen das Hôtel-Dieu besuchten und so wie sie alle Zimmer besahen, auch in das meinige kamen. Sie mußten aber schon unterrichtet seyn, was hier für ein Patient läge und ehrten das gebotene Stillschweigen heilig. Als sie ein paar Augenblicke mich und meine an der Bettstelle hangende Uniform angesehen hatten, gingen sie stillschweigend wieder weg und Kaiser Alexander gab mit der Hand mir ein Zeichen seiner gnädigen Theilnahme.

Wie erstaunte ich aber des folgenden Tags, als dieser huldreichste aller Monarchen, dessen Schritte mit Wohlthaten bezeichnet sind, mir jenes Mitgefühl thätlich zu beweisen geruhte; seine Gnade beschenkte mich nämlich mit 300 Rubel in Gold und 25 gesiegelten Bouteillen Ungar-Wein, ein Labfal, das mir vortrefflich zu Statten kam und bewies dadurch, daß er als gütiger Kaiser sich nicht nur nach anderer Unglück erkundigen, sondern auch am zweckmäßigsten helfen könne; denn da mein ganzer Unterhalt täglich in wenigen Unzen Reis-Suppe, einer Art Sulz von Eitronen und einer genau vorgeschriebenen kleinen Portion Wein bestand, dabei mich auch mein fast sechsmonatlicher Aufenthalt in diesem Hause täglich 40 Solb kostete, so hätte dieser Monarch mir wohl keine angemessenere Wohlthat erweisen können. Eine Tröstung anderer Art, die aber nicht die gleiche Wirkung auf mich machen konnte, war der Antheil, den man selbst in den Tuilleries an meinem Schicksal zu nehmen schien. Alle Tage ward nach meinem Befinden gefragt, aber dieses edle Mitleid, das vielleicht der König selbst und die königl. Prinzessinnen fühlten, stand sehr im Widerspruche mit dem was ich sonst vom Hofe zu hören bekam.

Ich hatte nämlich, als ich wieder ein wenig besser war und auch wieder sprechen durfte, durch einen meiner Freunde ein ehrerbietiges Memorial verfertigen und an Behörde übergeben lassen, worin ich meine Ansprüche reclamirte. Da die Legimität derselben nicht dem gering-

nen Zweifel unterworfen seyn konnte, so glaubte ich hof-
fen zu dürfen, freilich in dem Augenblicke nicht das
Ganze, aber doch auch einen Theil auf Abschlag zu er-
halten und für das Uebrige auf Termine verwiesen zu
werden. Nichts von allem dem! Ich bekam den näm-
lichen Bescheid, den man damals allen Bittstellern gab:
„Die Kassen sind erschöpft — es sind keine Fonds vor-
rätzig.“ Einer der Büralisten oder Sekretärs des Mi-
nisters wollte mir meine Anforderung, die sich auf 136,000
Franken belaufte, ablaufen und bot mir dafür 6000
Franken. Wäre der Niederträchtige nicht von ihrer Gültig-
keit überzeugt gewesen, er hätte mir keinen Solb da-
für geboten, aber so wollte sich der Elende auf Kosten
einer unglücklichen Witwe bereichern. Was für niedrige
Seelen es doch in der Welt giebt! Ich wies den kauf-
lustigen Herrn mit Verachtung ab und sagte auf gut
französisch: wenn 136,000 Franken verloren gehen müs-
sen, so hol der Teufel — auch das Uebrige.

Der Kaiser von Rußland ließ mir nebst oben er-
wähntem Geschenk noch huldreichst anbieten: wenn ich
nach Petersburg kommen wolle, so würde man mir 15
franz. Franken tägliches Reisegeld und eine jährliche
Pension für meinen Unterhalt anweisen lassen. Eine
Großmuth, von der ich herzlich gern Gebrauch gemacht
hätte, allein meine Gesundheit würde mir vorerst damals
eine solche Reise nicht erlaubt haben und dann hoffte ich
noch immer, daß ich meine alten Tage im Schooße

irgend eines meiner lieben Kinder werde zubringen können. Leider habe ich nun diese Hoffnung fast aufgegeben und darum, ich bin ja erst 60 Jahre alt, und wenn meine Kräfte noch so etwa zwanzig Jährchen wieder zunehmen, wie sie seither zugenommen haben, könnte mich noch wohl die Lust ankommen, diese Reise zu machen, wozu ich mir aber von einem etwa vier französische Fuß großen Offizier eine noch in gutem Stand sich befindende alte Uniform und aus einem alten Kistkasten, einen wahren Sarraz erbitten müßte, um als wahre Amazone in Petersburg auftreten zu können.

Zwölfter Abschnitt.

Kritische Lage. — Abreise von Paris und vielfältige Schicksale bis zur Einschiffung nach Amerika in Havre de Grace.

Trauriger kann wohl kaum eine Lage seyn, als die meinige, da ich wieder genesen das Hôtel-Dieu verließ. Ich war ganz ohne Hilfe und mußte in der Hoffnung, bald wenigstens doch etwas von der französischen Regie-

rung zu bekommen, einstweilen von der Großmuth meiner
 Gläubiger leben. Von den 5 Kindern, die mir von 21 bis
 jetzt noch übrig geblieben waren, lebte nur ein einziges
 in Frankreich und zwar, wie man bald hören wird, auch
 in einer höchst peinlichen Lage. Einer der drei Söhne,
 die früher im Gefolge des Königs Joseph waren, war
 nach Amerika gegangen, um dort sein Glück zu versu-
 chen und die beiden Egyptier begleiteten ihren Lauspatzen
 Napoleon Bonaparte nach der Insel St. Helena. So
 stand ich vereinzelt und entblößt von allen Hilfsquellen
 da. In dieser Verlegenheit kam mir die Großmuth
 dreier Landsleute zu Hülfe. Die Herren Gebrüder G.
 aus Zürich und Hr. Brupbacher von Gluntern unter-
 stützten mich auf die edelste Weise und nahmen warmen
 Antheil an meinem Schicksale. Wie wohl thut im Aus-
 lande eine solche Landsmannschaft, vornehmlich wenn man
 im Elende ist! Auch die beiden reformirten Prediger
 Momet aus Genf und Poissard aus Straßburg erwiesen
 mir sehr viel Gutes. Doch ich mußte Paris verlassen.
 Mein Plan war, nach der Schweiz zu gehen und die
 Großmuth meiner Landesregierung anzusprechen; ich kam
 aber nur bis nach Genf. Von dort ging ich auf den
 Rath einiger Freunde nach Besançon, wo sich eines der
 vier neuen Schweizer-Regimenter (von Steiger) formirte.
 Die Offiziere dieses Corps bezeugten mir ebenfalls sehr
 viele Theilnahme und halfen mir großmüthig, so daß ich
 nach Lyon reisen konnte. Herr von Steiger fragte mich

in einer langen Unterredung unter anderm: warum denn mein Mann so anhänglich an Napoleon gewesen und nach den Ereignissen von 1814 noch mit ihm nach Elba gegangen sei? Ihro Gnaden, erwiederte ich, mein Mann hatte dem Kaiser Napoleon den Eid der Treue geschworen und ein Offizier verläßt die Fahne nicht, zu der er geschworen hat. In Lyon traf ich meine jüngere Tochter Nanette in der peinlichsten Unruhe an. Ihr Mann, Sekretär beim General Mouton, der unlängst erschossen worden war, saß schon fünf Monate im Gefängnisse und sie fürchtete, daß er mit dem General gleiches Schicksal haben würde. Sogleich ließ ich eine Bittschrift verfertigen und überreichte dieselbe des folgenden Tags auf dem Parade Plage Sr. K. Hoheit dem Herzog von Angoulême. Der Prinz war zu Pferd, durchlas sie alsbald und sagte sehr gnädig: gehen Sie heim und bleiben Sie ruhig, Sie sollen heut' noch ihren Tochtermann wieder haben. Voll froher Dankbarkeit küßte ich den Saum der Schabrake seines Pferdes. Wirklich kam der gute Schwiegersohn den nämlichen Abend wieder nach Haus, aber so erbärmlich entstellte, daß wir ihn kaum mehr erkannten. Die Erzählung seiner ausgestandenen Drangsale vermehrte unglimpflich die Unruhe seiner bedängstigten Gattin und beförderten eine zu frühe Niederkunft. Sie brachte ein todt's Kind zur Welt und starb selbst auch bald darauf. So schreckliche Folgen haben innerliche Kriege,

Parteilichkeit und blinde Rache, sie können die Unschuldigen ins Verderben stürzen:

Nach diesem für mich so schmerzhaften Verluste mochte ich nicht länger in Lyon verbleiben, besonders da auch mein Tochtermann Anstalten machte, Frankreich zu verlassen und nach Amerika zu gehen. Ich ging nach Teulouse, wo ich mehrere freundschaftliche Bekanntschaften hatte, von denen ich auch sehr gut aufgenommen wurde. Den betrübenden Stoff zu jeder Unterhaltung boten jedoch damals die leidigen Ereignisse der Zeit in traurigen bürgerlichen Zerwürfnissen und den fürchterlichen Scenen des Bürgerkrieges dar. Wer mußte nun bei dergleichen Erzählungen mehr angegriffen werden, als ich, die noch immer in der Nähe eines Schauplatzes lebte, auf welchem unlängst einer ihrer lieben Söhne geblieben war und die nebst zweien seiner Brüder erst kürzlich auch den besten Gatten und eine lebenswürdige, zärtlich dankbare Tochter verloren hatte? Diese Gedanken und daß ich jetzt auch von den dreien mir noch einzig übrigbleibenden Kindern durch unübersteigliche Klüfte getrennt war und von 21 Gebornen, die beinahe über die ganze Erde zerstreut wurden, keines in meiner Nähe und wahrscheinlich von keinem der noch lebenden eine Unterstützung zu erwarten hatte — diese Gedanken, sage ich, überwältigten meine Seele und meine Sinne wurden verwirrt. Meine Freunde bemerkten den bösen Eindruck, den ihre Erzählungen auf mich gemacht hatten und rietzen mir nach St. Montauban zu

gehen, um etwas entfernter von der Gegend zu seyn, welche so nachtheiligen Einfluß auf meine Seele ausübte. Ich war nicht lange in Montauban, als es mir hier auch zu grauen anfang. Auch hier begann man, den Reformirten die Kirchen zu verschließen und die Wuth der Intoleranz unter dem Namen der Vaterlandsliebe loszulassen. Ein trauriger Fanatismus tobte überall und man durfte der ruhigste Bürger von der Welt seyn, dabei aber reformirt heißen, so war man sicher verfolgt zu werden. Man rieth mir nach Nismes zu gehen, weil dort jetzt alles ruhig sey und die größte Sicherheit herrsche. Ich reiste auch dahin ab. Als ich in der Nähe der Stadt war, hatte ich die Unvorsichtigkeit meinem Kutscher zu sagen, er möchte mich in ein reformirtes und nicht in ein katholisches Wirthshaus führen. Derselbe erwiderte: sehr gut, Madame, wie sie befehlen. Der Schurke führte mich aber gerade entgegengekehrt und brachte mich ins Hôtel du Louvre, wo die Polizei ihr Bureau hatte und die Wirthsleute erkatholisch waren. Der verrätherische Kutscher hatte noch nicht Zeit, der Frau Wirthin, welche mich empfangen hatte, zu sagen daß ich eine Reformirte sei, als ich schon die Dummheit beging mich selbst zu verrathen. Madame, sagte ich ihr, als sie mich auf mein Zimmer führte, ich bin ungemein froh, mich in einem reformirten Hause und in so sichern Händen zu sehen. Es freut mich sehr, versetzte die Gleichnerin, daß sie bei uns

abgesliegen sind, sie werden hier alle Sicherheit finden; sogleich aber ging sie mit dem Kutscher, um der Polizei anzuzeigen, daß sie einen schönen Fang gethan hätten. Der Kutscher sagte aus: ich habe ihm schon vor der Stadt befohlen, in einen reformirten Gasthof zu fahren, da sey ihm gerade eingefallen, es müsse etwas zu bedeuten haben u. s. w. Die Frau Wirthin erzählte, was ich für einen großen Werth darauf gelegt habe, bei reformirten Leuten zu seyn, das seie gewiß nicht ohne Grund, es werde sich aber bei der Untersuchung finden. Man brauchte diesen Herren nicht halb so viel zu sagen, sie waren gleich vom Schlimmsten überzeugt. Einer der Büroalisten von zwei Gensdarmes begleitet, brachten mich aus meiner Unbefangenheit wieder zu mir selbst. Man versiegelte meine Sachen, nahm mir meine Papiere ab, führte mich zum ersten Verhör auf's Bureau und dann unter Begleitung zum Präsekt. Zufälliger Weise hatte sich unter meinen Papieren ein abgerissenes Stück eines Briefs oder Befehls vorgefunden, worauf der Name Napoleon stand und dies war genug diese Herren glauben zu machen, ich sei ein gefährlicher Spion. Da haben wir ein rechtes Vögelchen gefangen, sagte einer unter ihnen, das wollen wir pfeifen lehren. Ein anderer, mein von Krankheit, Schmerzen und Kummer entstelltes Gesicht und mein finsternes, eine halbe innere Wuth verrathendes Aussehen, mochten ihn fast dazu berechtigen, wollte in mir durchaus die Mutter des Kaisers, La-

titia, sehen u. s. w. Am Ende sagte der Präfect spitzelnd: wir wollen Sie jetzt in ein reformirtes Hotel in gute Sicherheit bringen lassen, da werden sich Madame ganz ruhig befinden. Man führte mich ins Gefängniß und wies mir auf dem 4ten Stockwerke, 152 Tritte hoch, ein Zimmer an, das auf einer Seite gegen den Hof und auf der andern gegen die prächtige Promenade la Reine hin, die Aussicht hatte und für eine Gefangene geräumig genug, doch so stark vergittert war, daß ich von dieser Seite keinen Einbruch zu besorgen hatte und in so weit befand ich mich also in völliger Sicherheit.

Mein Aufenthalt in diesem neubezogenen Logis, in welches ich, ohne einen Miethkontrakt geschlossen zu haben, sogleich einziehen konnte, dauerte nun lange genug, um meinen Lesern etwas davon erzählen zu dürfen, jedoch nicht etwa, daß ich einem davon rathe. wollte, er mag hinkommen, wohin er will, in einem solchen Gasthose einzukehren. Die Wirthsleute sind nicht die artigsten und begegnen einem oft unfreundlich und spröde. So hatte z. B. der Kellner, den man aber hier Geolier heißt, was sonst auch ein Gefangenwärter oder Schlüsselverwahrer bedeutet, sich viele Vertraulichkeit gegen mich erlaubt und nannte mich bisweilen Canaille protestante, oder gab mir ähnliche oder gar noch schönere Namen. Das gab mir einen kleinen Begriff von der Höflichkeit dieser Leute und doch hatten sie, ungeachtet ihrer Grobheit, dazumal beinahe 300 Gäste im Hause. — Nicht besonders

kommod war auch das Zimmer, das man mir als Visiten-Zimmer angewiesen hatte. Es befand sich nämlich sehr hoch und um Besuche zu empfangen, mußte ich öfters mal die 152 Stiegen-Tritte herunter spaziren und wenn wir dann ins Zimmer kamen, so sah es fast so aus wie in einem Schauspielhause *). Doch durfte man da nicht leise sprechen, sondern man mußte, wie es Lauten ansteht die gute Gewissen haben, laut reden und das ist erst recht, man ladet dann keinen Argwohn auf sich. Dieser kleinen Unbequemlichkeit ungeachtet besuchten mich doch die vier reformirten Prediger: Olivier, Wessart und Talschard, mit dem jungen liebenswürdigen Vicarius gar sehr fleißig und waren mir immer herzlich willkommen, wären mir aber noch erfreulicher gewesen, wenn ich nur nicht so manche Staffel hinunter und eben so viele hinauf hätte steigen müssen. Diese würdigen Hirten der Herde thaten an mir, als einem verirrten Schafe, sehr viel Gutes. Sie erweckten die Gutthätigkeit ihrer Gemeinden für mich, worunter sich auch mehrere Schweizer-Familien befinden und sorgten so für meinen Unterhalt, daß ich nicht nur für mich selbst genug, sondern noch Wermern mitzutheilen hatte. Auch für meine Erbauung waren sie bedacht und schickten mich gegen die Langeweile, indem sie mir Bücher brachten, die beides, Erbauung verschaffen und die Zeit

*) Es war das Bureau der Polizei, wo alle künftliche Leute ankamen und abgingen und wo es oft ziemlich laut war.

verkürzen konnten. Dieses Letztere thaten oft auch wissend und unwissend meine Mitgefangenen. Unter diesen war auch ein Oberst eines leichten Cavallerie-Regiments, der gerade gegen mir über sein Quartier hatte, wir erman-
 gelten nicht uns fleißig: Guten Tag und Gute Nacht zu sagen, auch sonst etwa vom schönen Wetter oder sonst dergleichen Wichtiges zuzurufen. Drei Stock-
 werke unter mir saß ein Musikanf gefangen, der aus der Fülle seines Herzens gerufen haben soll: Es lebe Napoleon! Es lebe der Kaiser! und für diese Herzens-
 regiehung ward der arme Teufel für 15 Monate auf das Depot gesetzt. Dieser gute Bursche nun machte meinem Nachbar und mir viele Freude. Er hatte ein gutes
 Blasinstrument und blies alle Morgen früh seine Reveille, Abends die Retraite und um die Paradezeit einige schöne
 Märsche. Ich dachte lange nach, wie ich dem lieben Manne meinen Dank für seine schöne Musik bezeigen
 könnte, da fiel mir einmal ein Gedanke ein. Ich nahm alles, was ich von Schnüren, Bindfaden u. d. gl. ver-
 rätig hatte, zusammen, knüpfte eines an's andere und brachte so ein langes Seil heraus, an das ich, was
 ich ihm geben konnte oder wollte anband und es ihm so
 bis an sein Gitter herunter ließ und wenn die Lockspeise
 abgenommen war, die Schnur wieder hinauf zog. So
 dankte ich dem Musikanf.

Es war ein trauriger Anblick, die armen Leute im Hofe zu sehen, wie sie abgemergelt und blaß aus ihren

Löchern hervorkrochen, wo ihre Lagerstätte versauletes Stroh war und sie vom Ungeziefer fast gefressen wurden. Unter ihnen zeichnete sich ein alter, ehrwürdiger Capuziner aus, der, weil er keine besondern Schriften oder Zeugnisse bei sich hatte, auch als ein Spion angesehen und eingekerkert wurde. Sein Anblick war abschreckend, bereits hatte eine Ratte ihre Zähne an seinem hageren Gesicht versucht und seine mitleidigen Elendsgefährten bemühten sich vergebens ihn von den unartigen Thierchen zu befreien, die seinen Leib verzehrten und die Farbe seines Ordenskleides unkenntlich gemacht hatten. Auch mit diesem Elenden theilte ich mein kleines Wittwen-Schärfchen redlich, weil ich nicht selber Ueberfluß genießen und andere Mangel leiden sehen kann. Dafür riefen mir die Unglücklichen mehrmal wenn sie mich am Gitter erblickten, ein dankbares: es lebe die Christis-Wittwe! die guten Seelen, sie wußten nicht, daß ich aus andrer Leute Leder Riemen schnitt, doch mir wards geschenkt und Erispinus hatte es gestohlen, ist also doch wohl ein Unterschied.

So saß ich beinahe drei Monate, ohne daß sich die liebe Gerechtigkeit um mich bekümmert hätte, als ich endlich in meinem Zimmer Anstalten treffen sah, die einen baldigen hohen Besuch ankündeten. Der Procureur du Roi (Bevollmächtigter des Königs) und der Präsekt kamen nämlich um mich zu verhören. Es war nicht schwer, mich zu verantworten, aber es blieb noch zweifelhaft,

ob die Wahrheit überzeugen und siegen würde. Auf die Frage des Procureur du Roi: Warum, wenn ich doch unschuldig sei, ich denn so viel darauf gesehen habe, in einem reformirten Gefängniß abzustiegen, antwortete ich: Monseigneur, ich bin Protestantin und habe leider oft genug gesehen, wie meine Glaubensbrüder von den Katholiken verfolgt werden, sollte das ihnen meine Zuneigung gewinnen? Ueberdies, da ich durch den Verlust meines Mannes und die Ereignisse der Zeit unglücklich geworden bin, wer unterstützte mich? Die reformirten Consistorien und die Freimaurer-Logen! Bei wem soll ich mich also lieber aufhalten — bei Lehrern, oder bei den verfolgungsfüchtigen Katholiken? — Der Procureur lächelte, klopfte mir auf die Schulter und sagte: Sie sind ein Weib (vous êtes femme) man muß ihnen schon etwas zu Gute halten. Es war ein sehr schöner großer junger Herr von 22 Jahren, recht dazu gemacht, Frauen einzulösen. Er endete nun das Verhör und sagte sehr freundlich, ich hoffe ihnen bald ihre Freiheit ankündigen zu können.

Es vergingen indessen noch einige Wochen, ehe ich meine Freiheit erhielt, endlich aber erschien der Tag der Erlösung, wofür ich Gott herzlich dankte. Das thätige und für seine nothleidenden Glaubensbrüder christlich besorgte reformirte Consistorium, das in seiner Wohlthätigkeit besonders auch durch die da etablirten Schweizer-Kaufleute unterstützt wird, hörte nicht auf, für mich besorgt

zu seyn und übergab mich nun, bis meine Gesundheit etwas stärker geworden wäre, einem reformirten Schulmeister, der auch ein Schweizer und aus Yverdon gebürtig war. Bei diesem blieb ich nun noch drei Wochen, doch bald fing es an mir wieder in Frankreich unheimlich zu werden, weil ich da des Krieges und der Verfolgung immer kein Ende sahe. Ich entschloß mich nun nach Amerika zu gehen, da aber ein solches Vorhaben eher gefaßt als ausgeführt ist, so bedurfte es doch einiges Nachdenken wie ich die Sache anstellen wolle. Ich reiste nach Havre de Grace, freilich nicht ohne auch hie und da anzuklopfen, denn die Lehre unsers Herrn: Bittet, so werdet ihr empfangen; suchet, so werdet ihr finden; klopfet an, so wird euch aufgethan werden — war nun für mich zur unumgänglichen Regel geworden, aber Gottlob auch an mir in Erfüllung gegangen. Allenthalben wo ich hinkam, fand ich christliche Herzen, die von der Härte meines Schicksals gerührt, es großmüthig zu mildern suchten.

Mögen auch einmal diejenigen gerechten Sinnes auf mich zurück blicken, die dieses Schicksal nicht bloß erleichtern, sondern die es ganz umschaffen sollten! Wie froh würde ich dann andern mittheilen, was ich empfangen, denn ich habe auch schon an mir selbst die tröstliche Wahrheit erfahren: Geben ist feliger als nehmen.

Ich langte in Havre de Grace an und fand auch da eine wahrhaft christlich theilnehmende Aufnahme. Nachdem ich meine Wünsche, nach Amerika zu gehn, meinen

Freunden mitgetheilt hatte, beiseiterten sie sich in die Wette, solche in Erfüllung zu bringen. Auch hier thoten meine Landsleute, die in Havre etablirten Schweizer, in Verbindung mit Herrn Hottinger aus Zürich, der in Paris etablirt ist und der mich nach Havre empfohlen hatte, das Beste. Es ist, als ob Gott diese Nation bestimmt hätte, Segen über die Welt zu verbreiten, allenthalben zeichnen sie sich durch Wohlthun und Werke der Barmherzigkeit aus. So kam meine Reise nach Amerika zu Stande und die Ueberfahrt auf dem Schiffe Favri unter Befehl des Capitän Lemberger aus Newyork — ward bis an diesen Ort für 800 Franken bedungen.

Dreizehnter Abschnitt.

Reise nach Newyork und von da nach Philadelphia. — Joseph, gewesener König von Spanien.

Nicht ohne die innigsten Dankgefühle gegen meine Wohlthäter und dem zärtlichsten Abschied bei den großmüthigen Werkzeugen derselben, den englischen und den

französischen reformirten Predigern, schiffte ich mich, noch immer halb krank, zur Reise auf dem oben erwähnten Schiffe ein. Diese beiden würdigen Prediger christlicher Liebe, übten sie an mir in vollem Grade aus. Sie allein besorgten die Anstalten zu meiner Ueberfahrt, verschafften mir ein recht gutes Bett und alle Bequemlichkeiten, so daß mir nichts abging, als meine Gesundheit. Auch darf ich der Großmuth des holländischen Consuls Hrn. Merians nicht vergessen, der mich mit noch einem Freunde auf das Schiff begleitete und als wir gerade abfahren wollten, noch mit mehreren Pfunden von dem besten Levantischen Kaffee und drei großen Zuckerhüten beschenkte und mir so Gelegenheit gab, auf dem Wege einmal regalisieren zu können. Den 13. September fuhren wir von Havre ab und hatten die ganze Reise über herrliches Wetter. Einen einzigen Tag nur traf uns ein ziemlich starkes Gewitter, mit Donner und Blitz, doch stürmte es nicht stark, überhaupt hatten wir keinen Sturm auf dem ganzen Wege. Unsere Reisegeellschaft bestand aus ungefähr 30 Personen, worunter 13 Frauenzimmer sich befanden. Die meisten waren auswandernde Offiziere mit ihren Frauen, unter denen auch der General Lefebre und ein Sohn des Generals Ney war. Drei Amerikanerinnen, die nur einen kurzen Besuch bei ihren Verwandten in Europa gemacht hatten, kehrten nun wieder heim. Das sind Visiten, die mehr kosten als eine Schale Thee mit Butterbrot!

Meine Gesundheit gewann nichts auf der Reise, die See hatte mich noch kränker gemacht, ich mußte mich immer im Bette halten und man trug mich auch in demselben auf's Verdeck. Ich war sehr schwach geworden, daß wenn ich nur ein wenig aufstehen wollte, mich zwei Personen halten mußten. Diese Schwäche war aber auch ganz natürlich, denn ich konnte keine Speise halten und was ich genoß, mußte ich wieder von mir geben. So ging es fast bis ans Ende der Reise. Das schmerzte mich um so mehr, weil ich eigentlich Lust zum Essen gehabt hätte, da wir überhaupt sehr gute Tafel hielten und es uns der Capitän an nichts mangeln ließ. Wir hatten Schafe und Schweine und verschiedene Arten Geflügel waren nebst Geräuchertem im Ueberflusse auf dem Schiffe, so daß wir, obgleich die Reise, des meist widrigen Windes wegen, weit länger als wir gehofft hatten, dauerte, doch keinen Mangel an gutem Fleisch zu befürchten hatten. Der Capitän hatte auch eine Milch gebende Ziege an Bord genommen, von der wir ungefähr vier Wochen lang Milch hatten, da mußte man sie aber tödten, denn diese Amden der Freiheit lassen sich nicht gerne in enge Gefängnisse einsperren. Es war ein herrlich schöner Oktober-Monat und so warm wie mitten im Sommer. Auch hatten wir einst das amüsante Schauspiel eine Menge Fische auf der Oberfläche des Meeres tanzen zu sehen. Diese Geschöpfe schienen die warme Sonne aufzusuchen und streckten Kopf und Schwanz hoch aus dem Wasser

hervor, während sich der Leib hüpfend fortbewegte und so schienen sie eigentlich auf dem Meere zu tanzen. Die See war fast immer so still, daß wir uns füglich auf den Fischfang hätten legen können; auch fingen unsere Matrosen bisweilen einen solchen, es war aber meistens eine Art, von der sie sagten, daß das Fleisch nicht gut wäre und so schickten sie selbige wieder in ihre Heimath zurück. Auf der ganzen Reise trafen wir nur fünf englische Freegatten an, die nach den Colonien gingen und uns geschwind vorüber segelten. Verschiedene unserer Passagiers versuchten durch das Sprachrohr mit ihnen zu reden und auch mich forderte der junge Ney auf, es zu probiren. Ich rief dann also auf deutsch: Wer seid ihr? Woher kommt ihr? Wohin geht ihr? Von der Antwort verstand ich aber nichts, sonst würde ich sie dem geneigten Leser gerne erzählen. Auf einer Seereise giebt es Freudiges und Trauriges, durch einander. Da uns der liebe Gott mit Sturm verschonte, so wollte er uns durch etwas Anderes Stoff zu einem Stündchen ernstern Nachdenkens geben. Wir hatten auf dem Schiffe einen alten Matrosen, ein reformirter Ungar von Geburt, denn Capitän Zemberger war selbst ein Protestant und nahm keine andere als protestantische Leute in seine Dienste. Dieser hatte einen kleinen Handel mit Liqueur, Branntwein u. dgl. und jeden Morgen machte er seine Tour bei den Passagiers, um seinen Kram anzubieten. Er ward nun krank und starb am zweiten Tage. Der Capitän hatte scharfen

Befehl gegeben, mir nichts davon zu sagen; denn da ich die älteste Person auf dem Schiffe und krank war, so besorgte der gute Mann, ich möchte etwa Furcht bekommen und noch kränker werden.

Am dritten Morgen nun, da der alte Ungar ausgeblieben war, erkundigte ich mich bei einem Schiffsjungen, diese müssen auf dem Schiffe alles thun, was andere nicht wollen, man nennt sie deswegen auch, ihrer edeln Verrichtungen wegen, in der Schiffmanns-Sprache ganz ausdrucksvoll: Schiffshunde, und solcher war nun der einzige, der von dem Verbote des Capitains nichts wußte und mir deswegen gerade heraus sagte, daß der Alte gestorben sei und heute die Leichenceremonien wären. Die Stunde kam nun, daß man mich gewöhnlich auf's Verdeck abholte, es kam niemand. Ich rief, daß man mich holen sollte. Da hieß es: der Capitain habe verboten, mich heute hinauszubringen. Ich ward böse und ließ den Capitain zu mir rufen. Warum Herr Capitain, verbieten Sie mir zu sagen, daß der alte Ungar gestorben sei, fragte ich, und warum wollen Sie mich heute nicht auf das Verdeck bringen lassen? Er antwortete, er habe es gethan, um mich zu schonen, indem er fürchtete, einen nachtheiligen Eindruck auf mich zu machen. Glauben Sie denn, daß ich den Tod fürchte, ich habe ihn in allen Gestalten gesehn und fürchte mich nicht vor ihm, auch auf dem Meere nicht, ob mich die Fische oder die Würmer fressen, das wird gleich sein.

Bravo, sagte er, Sie kommen also auf's Verdeck. — Als ich hinauf kam, war alles mit schwarzem Tuche ausgeschlagen, vor dem Plaze des Capitains stand ein etwas erhöhtes Pult, in Form einer kleinen Kanzel und ringsum standen die sämtlichen Passagiere mit den nicht im Dienste stehenden Matrosen. Zur bestimmten Stunde brachten diese ihren verstorbenen Mitbruder auf einer niedern Tragbahre und stellten solche mitten auf dem Verdeck nieder. Er war in ein schönes weißes Leinentuch gewickelt und sein Gesicht mit Brantwein sauber gewaschen. Nun trat der Capitain auf sein kleines Catheder und hielt eine sehr rührende Rede, worin er zuerst die treuen Dienste des Verstorbenen herausstrich, dann aber auch davon redete: daß ein Todter auf dem Meere in's Wasser gesenkt und ein anderer auf dem Lande in ein Grab gelegt, vor dem Herren Eines seien und daß einst das Meer, so wie die Erde, ihre Todten wiedergeben werde. Hierauf ward ein Gebet gesprochen und nach dessen Beendigung die Leiche auf ganz dünnen dazu bestimmten Brettern, unter Anrufung des Namen Gottes und dem stillen Gebete der Umstehenden, über Bord gebracht und sachte herabgesenkt. So endete sich das Leichenbegängniß eines Matrosen, bei welchem wahrhaftig mehr Feierliches war, als ich auf dem festen Lande bei der Beerdigung manches Großen der Erde gesehen hatte. Noch muß ich einen Umstand beifügen, man sagte nämlich, ein sogenannter Todtenfisch (Hai, Squalus Carcha-

rias) sei dem Schiffe 40 Tage lang bis zur Stunde der
Befestigung dieses Matrosen gefolgt.'

Am dritten Tage nach diesem Austritte sahen wir
endlich Land. Ich jauchzte in meinem Bette laut auf,
als ich das Wort hörte und schrie immer: Neuyork!
Neuyork! Man brachte mich geschwind auf's Verdeck,
damit ich auch selbst sehen könne! Man kann die Sonne
nicht beschreiben, die ein solcher Anblick, nach einer so
langen Reise, der Seele gewährt und das Anschauen des
grünen Ufers setzte mich ganz in Entzücken. Erst sieht
man bloß die obersten Aeste der höchsten Bäume, als wenn
sie aus dem Meere hervorstiegen, dann werden sie all-
mählich größer, es erscheinen die Spitzen der Häuser und
endlich die ganze Küste in einem Zauberlichte, dessen
Schönheit dem sich nach Land sehnenden Auge doppelt an-
genehm ist. Wir liefen in den Canal ein und kamen end-
lich den 28. Nov. 1816 drei Stunden von Neuyork vor
Anker, nachdem unsere Ueberfahrt 76 Tage gedauert hatte.

Wir hatten nicht sobald Anker geworfen, als meine
reißigen Reisegefährten in kleinen Boten sich ans Land be-
gaben, mich aber wollte der sorgsame Capitain nicht aus-
sehen lassen ehe ich mich ein wenig erholt haben würde und
befiehlt mich deshalb noch drei Tage auf dem Schiffe.
Unterdessen hatte er Herrn Iselin, einem in Neuyork
etablierten Basler Kaufmann und Benquier, an den ich
von den Schweizerhäusern in Havre empfohlen war, von
meiner Ankunft benachrichtigen lassen und dieser schickte

auf die bestimmte Stunde einen seiner Commis, Herrn Frey aus Nidau, mich in seiner Chaise am Ufer abzuholen. Beim Abschied von dem braven Capitain war ich nicht wenig erstaunt, als mir derselbe noch 200 Franken einhändigte, welche ihm in Havre waren zugestellt worden, um mir solche, wenn ich in Newyork ankommen würde, zum Behuf meiner fernern Reise zu übergeben, im Fall ich aber auf der Reise sterben sollte, selbige bei seiner Rückkehr wieder zurückzubringen. So dachten meine Wohlthäter in Havre und Paris auch noch daran, meine Reise bis zum ersten Endpunkte derselben, nach Philadelphia, zu sichern. Beim Aussteigen aus Land konnte ich nicht mehr auf dem Erdboden stehen, ich sprang unwillkürlich auf und wäre ohne anders zu Boden gefallen, wenn Hr. Frey mich nicht gehalten und mir in die Chaise geholfen hätte. Eine gewisse Spannung hatte meine Glieder wie gelähmt und es dauerte beinahe drei Wochen, ehe ich mit Sicherheit die Erde betreten durfte. Herr Iselin empfing mich mit aller Wärme und Herzlichkeit eines rechtschaffenen Landmannes und hatte mir schon in dem großen hier allgemein bekannten Hotel der Frau Elisabetha Bahet, bei welcher alle reisende Kaufleute absteigen, ein Zimmer bestellt. Die ersten Nächte schlief ich sehr unruhig, noch war's mir immer, als ob das Schiff mit mir schaukelte, ich hörte das Schreien der Matrosen, glaubte in's Meer zu fallen u. d. gl. Ich hatte aber auch die ersten Tage gar keine Ruhe und

würde fortwährend mit einer Menge Bistten bestärmt. Meine Reisegefährten und alle Schweizer = Kaufleute, deren aus Genf, Lausanne und Neuenburg mehrere hier etablirt waren, auch der würdige reformirte Prediger Herr Hubert von Neuchatel beehrten mich mit ihren Besuchen. Von ein paar anderen will ich weiter unten erzählen und vorerst sagen, wie es mir mit meiner Gesundheit gegangen war.

Den zweiten Tag nach meiner Ankunft im Hotel der Frau Bahrt fing ich an einen Hunger zu empfinden, dergleichen ich in meinem Leben nie gehabt hatte. Ich schrieb ihn auf Rechnung der wieder einathmenden Landluft und freute mich des wiederkehrenden Appetits recht herzlich. Ich sagte der Frau Bahrt, ich fühle wieder einen sehr guten Appetit und wolle einmal heute auf meinem Zimmer speisen, um denselben nach Herzenslust befriedigen zu können, ich bat sie, mir dabei Gesellschaft zu leisten und ja meine Eßlust wohl in Anschlag zu bringen. Die gute Frau lachte und sagte, es wäre noch niemand hungrig von ihr weggegangen und auch ich werde wohl zu sättigen seyn, sie wolle schon dafür sorgen, besonders da ich die Güte habe, sie zu Gast zu bitten, so werde sie schon bedacht seyn auch selbst nicht zu kurz zu kommen. Wir hatten wirklich ein vortreffliches Essen und ich that, als ob ich alles allein verschlucken wollte. Besonders sprachen eine Art Fische, die sehr fett sind und das schöne neugebackene

Weißbrod meinen Appetit an und von Lektüre allein aß ich $1\frac{1}{2}$ Z. Daß es Krankheit und nicht ein gesunder Appetit war, was mich dazu antrieb, werden meine Leser bald errathen. Die Folge davon war ein so erschreckliches Erbrechen, daß man glaubte, ich möge es nicht überstehn, dann kamen Fieber und endlich Verwirrung im Kopfe, die eine ganze Verstandes-Pervertung befürchten ließen. Ein und zwanzig Tage brauchte es, ehe ich wieder hergestellt war. Eine unerwartete alte Bekanntschaft war das Werkzeug meiner Genesung; Napoleons Leibarzt von der Insel Elba war zufällig in Newyork, dieser ward gerufen und nahm jetzt mit meiner irdischen Hütte eine totale Ausfäuberung vor. Vermitteltst rothen Rhabarbers reinigte er alle Zimmer des obern und untern Stockwerks so sauber aus, daß auch nicht ein Winkelfchen war, wo noch alter Staub angeklebt hätte. Freilich machte mir der Herr Baumeister viele Mühe, denn ich mußte bei der ganzen Reparatur Handlanger Dienste thun und hatte keine Ruhe weder Tag noch Nacht, es war des Rufens bald oben, bald unten gar kein Ende, so daß ich ganz entkräftet ward. Dafür verordnete mir nun mein Herr Doktor eine gute Chocolate, in welche jedesmal ein Ei eingeklopft werden mußte und probatum est! es hat geholfen. Ich bekam wieder eine ordentliche Eßlust, konnte aber doch nach langer Zeit noch keine Fische und kein Brod mehr genießen.

• Zwei ganz besondere Begegnisse hatte ich auch in Neuport mit zwei meiner ehemaligen Mitbürger von Gluntern. Der eine, wenn ich nicht irre, Brupbacher mit Namen, ward mir von Herrn Iselin, als sein Schneider angekündigt, wie er aber zu mir kam, glaubte ich in ihm einen vornehmen englischen Kaufmann zu sehn. Dieser Mann hatte durch Fleiß und Arbeitsamkeit hier sein Glück gemacht, hält viele Arbeiter undourniert aus seinem Magazine alles, was nur immer zur Kleidung gehört. Er darf sich hierin mit den größten Marchands Tailleurs (Kleidermachern) in Paris oder andern großen Städten Frankreichs messen, auch besitzt er eine recht artige Campagne. Dieser glückliche Mann denkt jetzt nicht mehr an sein altes Vaterland und kaum mögen seine Verwandte wissen, daß er noch lebt und im Wohlstande ist. So gewiß ist es, daß wo wir Brod finden, unser Vaterland ist. Denn seit der Auflösung der mosaischen Verfassung hat der liebe Gott kein Volk mehr so eingeschränkt, daß es sich nicht mit andern vermischen dürfte und seine allgemeine Vaterliebe hätte gewiß Wohlgefallen daran, wenn sich die Menschen besser mit einander vertragen würden.

Ein anderer alter Mitbürger war mir nicht halb so angenehm, obgleich er mein leiblicher Vetter ist. Caspar Egli, ein Bruder-Sohn meines sel. Vaters, ging als Schussler in die Fremde; hatte dort schon als Lehrjunge kein Sigleder und mußte beständig zur Arbeit gezwungen werden. Er trat bei mir ein, einen großen runden Put

auf dem Kopfe, der wenigstens so breit war, daß man daraus füglich zwei oder drei Bergeres, wie sie jezt unsere Schönen allerliebste tragen, hätte machen können. Ein blauer Rock, ganz gerade geschnitten und mit einer langen Reihe Knöpfen versehen, harmonirte prächtig zu dem samösen Kopfgerüste und zeigte auf der Stelle den Quäker an. Ich empfing ihn nichts weniger als freundlich und fragte ihn, wie er denn hieher gekommen wäre und er erzählte mir, er sei auf seinen Wanderungen bis nach Rußland gekommen, habe sich auch daselbst verheirathet, da es ihm aber nicht mehr dort gefallen habe, sei er mit seiner Frau und einem Kinde hiehergekommen und sei da unter die Quäker aufgenommen worden, es gefalle ihm aber auch hier nicht und er würde weiter reisen, wenn er nur Geld hätte. An dem Fieber bin ich auch krank, sagte ich, wenn du ein rechter Kerl gewesen wärest, so würdest du jezt bei Haus in deiner Heimath sitzen und Schuße machen, es hätte dir wohl seyn können; man hat euch bei der Theilung alles zugewiesen und wir dagegen sind bevorthcilt worden. Der Better Quäker war gar nicht wohl mit mir zufrieden und wenn es schon die Beschriften seiner Sekte erlaubt hätten, er würde den großen Hut nicht vor mir gelupft haben. So aber konnte er frei weggehen, wie er gekommen war, er durfte sich im geringsten nicht geniren und das ist auch etwas werth.

Nach meiner Wiedergenesung verweilte ich nun nicht mehr lange in Newyork und riste auf einem Dampf-

schiffe nach Philadelphia, wo ich den 6. Januar 1817 ankam. Die Entfernung von einem Orte zum andern beträgt 26 franz. Lieues, wir legten sie aber in zwölfen zurück. Einen sonderbaren Anblick gewöhren diese neu erfundenen Fahrzeuge, wenn man sie zum erstenmal siehet. Ich glaubte auf eine Holzsägemühle zu treten und konnte mir gar nicht vorstellen, was das werden würde, auch gleicht die Bewegung der Maschine jener einer Sägmühle vollkommen, indem sie sich immer auf und ab bewegt. Diese Erfindung ist für Passagiers sehr nützlich, weil man sehr schnell befördert wird und folglich viel Zeit und Geld erspart.

Ich nahm mein Logis im Lombardstreet bei Herrn Wähl, der auch Leihgardist gewesen war und sich jetzt mit seiner Frau hier niedergelassen und ein neues Hotel errichtet hatte. Dort ließ ich mir sogleich den prächtigen Landsitz des Erkönigs Josephs zeigen und eilte dahin, vernahm aber zu meinem großen Erstaunen, daß mein Sohn nicht mehr bei ihm sei. Ich fragte den König selbst um die Ursache und er erzählte mir: die zwei auf meinen Sohn folgenden Sekretärs, welche beide geborne Corsen waren, seien immer auf den Vorzug, den er meinem Sohne gegeben habe, eifersüchtig gewesen und das habe dann viel Streit unter ihnen verursacht. Mein Sohn habe sich darüber geärgert und da er gehbet habe, daß mehrere junge Franzosen nach Sudamerica gehen und er von seinem Freunde, dem Sohn des Markhalls-Gruechi

aufgemuntert worden sei, auch mitzukommen, so habe er um Erlaubniß gebeten, mitgehen zu dürfen und er habe sie ihm nicht abschlagen können. Nach seinen letzten Briefen habe er sich aber wieder aus Südamerika zurückgezogen, da dort der Krieg auf barbarische Weise geführt werde und man die Gefangenen auf unmenschliche Art ermorde *). Grouchi und er seien wirklich auch einer solchen Massacre entronnen und so glücklich gewesen ein Schiff zu finden, das sie nach Neu-Orleans herübergebracht habe. — Welch eine Nachricht für eine Mutter, die in dem Augenblicke, wo sie glaubte sich in die Arme ihres Sohnes werfen zu können, sich wieder mehrere hundert Stunden von ihm entfernt sieht. Ich sagte sogleich zu dem König, ich wolle zu meinem Sohne reisen. Ja! das werdet Ihr wohl bleiben lassen, sagte Joseph, man reist in Amerika nicht wie in Frankreich oder Deutschland zur Zeit der großen Armee, habt Ihr Geld? — Etwas hastig, über die Einwendungen schon aufgebracht, antwortete ich: noch 50 Franken, Monseigneur. Das heißt also keines und ich gebe Euch auch keines!

Also mußte ich in Philadelphia verweilen. Ich befand mich zwar in meinem Hotel sehr wohl und alle Abend war große Gesellschaft da, wobei sich auch mehrere Sekretairs und Hausoffizianten Josephs einfanden,

*) Das müßte also ohne Noth geschehen sein, denn daß es die Noth erlaube, hatte ja der Herr Bruder in Egypten bewiesen.

denn obgleich derselbe hier nur privatisirt, so hatte er doch dazumal noch über 20 Personen in seinem Gefolge und das war auch mitunter Ursache, daß ich gerne zu meinem Sohne gegangen wäre. Der gute König, dachte ich, habe bereits Kostgänger genug, wenn er mich nur so weit unterstützte, daß ich zu meinem Sohn kommen könnte, so werde mir dieser wohl behülflich seyn können. Ich war überdies in Philadelphia sehr beängstigt, weil derselbe seine königl. Hand nicht öffnen und mir kein Geld geben wollte; wie sollte ich Herrn Wäli bezahlen? Mein Kostgeld betrug wöchentlich 9 französische 5 Liv. Thaler, meine Haarschaft reichte also just für eine Woche aus. Der Wirth empfing aber jede Woche seine 9 Thaler richtig von Joseph, durfte mir jedoch davon nichts sagen und vertete mich vielmehr etlichemal, indem er sagte: ich würde ihm doch den Gefallen thun und wenigstens auch etwas auf Abrechnung bezahlen, er sei ein neuer Anfänger und habe nicht Fonds, um so viel aussetzen zu können. Da mußte ich also den guten Wirth auf meine Wechsel vertrusten, er wußte aber so gut als ich, wo sie steckten, oder besser zu sagen, er hatte sie schon in der Tasche. Der Carneval kam und es ward ein großer Ball bereitet. Die Leute des Königs sagten mir, daß ich auch dabei erscheinen müsse, aber ich müsse mich weiß und recht prächtig kleiden. Ich wollte lange nicht, man sagte mir aber, der König wolle es haben und so mußte ich gehorchen, denn wer Geld hat, ist Mei-

ster, daß ist der Gebrauch in Amerika, wie in der Schweiz. — Auch er wohnte dem Balle bei und tanzte einige Tänze. Es sollten unter anderm Walzer getanzt werden, aber die Frauenzimmer verstanden die Sache nicht und ich war die einzige, die walzen konnte, allein beim ersten Tanz empfand ich, daß ich meine jungen Beine nicht mehr hätte und der alte Narr von Kopf fing auch zu wirbeln an; ich entzog mich deshalb höflich dem Tanzen und setzte mich auf den Alten-Weiber-Stuhl, um zu sehn, wie's die Jungen können.

Der Frühling rückte nun heran und meine Gesundheit war wieder ziemlich gestärkt, deswegen wachte auch die Sehnsucht nach meinem Sohne von neuem auf. Ich bat also den guten König, daß er mich doch nach Neu-Orleans zu meinem Sohne gehen lassen und mir dazu den nöthigen Vorschub thun möchte. Alles, was Sie mir hier Gutes thun könnten, sagte ich, ist nichts gegen die Wohlthat, die Sie mir beweisen, wenn ich zu meinem Sohne kommen kann. Der Großmüthige willigte endlich ein und versah mich mit dem Benöthigten zu meiner Reise.

Vierzehnter Abschnitt.

Reise nach Neu-Orleans zu meinem Sohne. —
Schweizer-Kaufleute. — Heimweh.

Da ich jetzt von meiner großen Reise auf dem Continent Nord-Amerika's zu erzählen beginne, muß ich meine Leser zum voraus erinnern, daß ich weder als Naturforscher, noch als Staatsmann oder mercantillischer Speculant reise, man auch von mir keine gelehrten Abhandlungen über dergleichen Materien erwarten soll, die über meine Beurtheilungskraft gehen und von denen ich, wenn ich davon reden wollte, vielleicht ganz unrichtige Ansichten geben könnte, woraus sich zwar viele Schriftsteller nichts machen sollen, die sich selbst sonst groß dünken, wenn sie nur der Welt ihre hochweise Meinung haben aufstischen können. Was ich indessen von den Sitten und der Lebensart der Einwohner dieser Länder beobachtet habe, das will ich in meiner Einfach, wie ich's gesehen, mittheilen und will also gleich bei den zwei Städten New-York und Philadelphia den Anfang machen, aus denen ich so eben komme und von welchen ich fast sagen dürfte: c'est tout comme chez nous, es ist alles wie bei uns. Europäische Lebensart, aber durchaus mehr Luxus, in Folge größeren Verdienstes, vornehmlich bei der dienen-

den Klasse, die man in großer Anzahl hält und wenn es nicht gekaufte Neger sind, gut belohnet. Bei den Weißen ist es wie in Paris und an andern Orten; wenn die Frau heute einen neumodigen Hut aufsetzt, so trägt die Kammerjungfer morgen einen köstlichen; läßt jene ihre Neben mit zwei Reihen Spitzen besetzen, so müssen bey dieser vier Reihen seyn u. s. w. Man hält aber sehr viel Negerinnen, besonders zu niedrigen Arbeiten. Diese armen Geschöpfe, denen der Mangel persönlicher Freiheit keine Lust zur Arbeit geben kann, müssen in der Regel wöchentlich ein bis zweimal die Karbatsche bekommen, wenn sie ihre Pflicht erfüllen sollen, geschieht dieß nicht, so glauben sie, die Herrschaft beobachte sie nicht und werden noch träger. Joseph gab mir in Philadelphia eine solche zur Bedienung, es war ein äußerst gleichgültiges Mädchen. Da ich unter dem französischen Militair gewesen war und den preussischen Corporalsstock nicht kannte, so wollte ich lange nicht von solchem Aufmunterungsmittel Gebrauch machen, doch endlich riß mir die Geduld und ich hieb die Schwarze so derb durch, daß sie die possirlichsten Sprünge machte und viele Freude darüber zu empfinden schien, daß die gnädige Herrschaft sie einmal ihrer gültigen Aufmerksamkeit gewürdigt habe.

Die Bewohner der vereinigten Staaten zeichnen sich in diesen größern Städten vor uns Europäern vorzüglich durch einen weit höhern Grad von Religiosität und Frömmigkeit aus. Die Sabatsmandate stehen hier nicht

blos auf dem Papier, sondern sie werden auch pünktlich und von jedermann ohne Widerrede gehalten. Nicht nur wird der Sonntag gar still gefeiert, sondern man hat ihm noch Vorbereitungs-Stunden gegeben, die eben so gewissenhaft beobachtet werden. Am Samstag Abend um vier Uhr werden alle Gemölde, Läden und Handwerkstätten geschlossen. Jeder muß um diese Zeit sein Brod, sein Fleisch, sein Getränk, was er über den Sonntag gebraucht, angeschafft haben. Der Tabakraucher würde sich vergebens nach Tabak oder einer Pfeife umsehen, der Caffeelustige sein Lieblingsgetränk missen müssen; sogar die Küchen müssen mit Wasser versehen seyn und die Brunnen haben Sabatruhe. Kein Hund oder andere Hausthiere, dürfen sich mehr auf der Straße sehen lassen, kurz — man kann im eigentlichen Verstande des Wortes sagen: der Rüsttag des Herrn ist angegangen.

Am Sonntage wird fünfmal Gottesdienst gehalten, das letztemal Abends von 8 bis 9 Uhr und mit diesem endet sich auch die Sonntagsfeier und es beginnen wieder alle Werke der Finsterniß, ein jeder thut, was ihn gelistet und alles Weisliche zieht sich zurück, bis es am Samstag Abend wieder 4 Uhr schlägt.

Auf dem Postwagen verließ ich Philadelphia. Es waren unser zehn Passagiere, von denen ich zufällig, was in dieser Weltgegend selten ist, die einzige Schweizerin war; denn von meinen Landsleuten, deutsche und wälsche, trifft man hier beinahe in allen Etablissements an

und wahrlich man wird sich nicht wundern, daß der zur Freiheit geborne Schweizer sich hier wohl befindet, da bürgerliche Freiheit nirgends uneingeschränkter herrscht, als in den vereinigten Staaten und ein jeder, wenn er nur den Gesetzen gehorsam ist, thun kann, was er will. Doch wollte ich meinen lieben Landsleuten herzlich gerathen haben, daß wer nicht arbeiten mag, sein schön bei Hause bleibe, sonst könnte es ihm gehen wie meinem Wetter Schuhmacher, es dürfte ihn auch wieder reuen; freilich hat man noch für Millionen Menschen Platz zum Anbau, allein die Wälder reuten sich nicht von selbst aus, die Häuser wachsen nicht aus dem Boden hervor und wenn man erndten will, so muß man erst pflügen und säen. Wer Ohren hat zu hören, der höre!

Der erste beträchtliche Ort, wohin man von Philadelphia aus kommt ist Lancaster, eine ansehnliche Stadt, in einer schönen und fruchtbaren Ebene gelegen. Von ihrer Größe und Einwohnerzahl sage ich nichts, denn die Städte Nordamerikas sind in stetem Wachsthum und wer dies Jahr wieder hinkäme, würde gewiß mehr Häuser und mehr Einwohner finden, als ich bemerkt hatte, und so ist's mit jeder Niederlassung durch alle diese Staaten. Auch ohne neue Ansiedler vermehren sie sich durch sich selbst; Handel, Kunstleiß, Arbeitsamkeit des Landbauers steigern die Bevölkerung; erst wenn man den Tag überflüssig gearbeitet, erfüllt man bei nächtlicher Ruhe desto segensvoller den Befehl des Schöpfers: seid

fruchtbar und mehret euch. Die Einwohner von Lancaster sind beynahe alle Deutsche, von jeder Art Religion, am wenigsten doch Katholiken. Jede Confession hat ihre eigene Kirche und alle leben friedlich unter einander; hier ist keine dumme Verfolgungssucht, keine alleinse-
ligmachende Religion, wie man in dem aufgeklärten Europa noch höret, sondern die Amerikaner haben begriffen, was Gott schon dem Apostel Petrus im Traum-
gesichte zu merken gab: daß aus allem Volk, wer Gott fürchtet und recht thut, ihm angenehm ist. Von Lancaster kommt man nach Columbia, einer auch aufblühenden Stadt, am Flusse Susquehanna, den man auf einer Fährre passirt und von da nach York, welches eine beträchtliche und ganz deutsche Niederlassung ist. Von hier führen wir nach Dover, wo erst noch wenige Häuser stehen und das Land anfängt uneben und bergigt zu werden, deswegen auch Niederlassungen hier seltner sind. Carlisle und Sippenburg folgen nun, worauf Straß-
burg kömmt, das eine eigentliche Elsäßer-Kolonie ist, in welcher der Glaube der Quäker herrschend ist. Diese Leute sind nun in der That fromm und wer mit ihnen Umgang haben will muß sich wenigstens auch fromm stellen, das Mäulchen spiken und die Augen verdrehen können. Die Leute sehen alle sehr blaß aus, ob dieses eine Wir-
kung ihrer Frömmigkeit und geistlichen Meditationen ist, weiß ich nicht, das aber habe ich bemerkt, daß sie sich nicht wie unsere europäischen Separatisten zu geistlichen

Müßiggängern verleiten lassen, sondern das Beten und
 Arbeiten weislich mit einander zu verbinden wissen.
 Der Wirth bei dem wir einkehrten gab mir davon einen
 Beweis; als ich ihn deutsch gegrüßt hatte, sagte er:
 Wo bist du her Frau; was fragst du mich das?
 i bin nä Schwizeri. Wenn dä ä Schwizeri bist
 worom bist denn i das Land cho? gäll du häst
 was agstellt. Ich ha nid agstellt, aber du werst wol
 was agstellt ha. I binn än Bärner Oberländer
 vo Thun, wenn d'weischst wos lyd, ha was gha
 mit dä Herra vo Bern, da binn i gäng ganga.
 I ha mers ppilt. Was witt jez du i dem Land
 thu? I ga na Neu-Orleans weni an Soh ha, dä mächti
 b'sucha. So, sonst wenn d'witt da blibe und
 iseri Landssbräuch anä, so chast gäng blibe
 wer weid für di sorge. So unterredeten wir uns
 ziemlich lange. Es war ein großer und stattlicher Mann
 mit einem kleinen und kurz zugeschnittenen Bart,
 der ihm ein patriarchalisches Aussehen gab. Er zeigte
 mir nun seine Hausordnung und einen Stall voll prächtiger
 Kühe. Sieh, sagte er, wenn uns düerstet so haben
 wir Milch und Eier, vom Wein wissen wir nichts. Es
 waren drei Franzosen aus Neuport bei mir, diesen mußte
 ich unsere Unterredung verdolmetschen, sie hatten große
 Freude über die Nativität und die ganze Handelsweise
 dieses Mannes und gewiß lebt er jetzt in seiner neuen
 Heimath glücklicher, als er an seinem Geburtsort

hätte leben können. Zu diesem hat also Gott auch gesprochen: ziehe aus aus deines Vaters Hause und ziehe in ein Land, das ich dir zeigen will. Als wir nach der Beche fragten sagte der gute Schweizer: er halte kein Wirthshaus. Diese Antwort erfolgt in den kleinen Niederlassungen aller Orten, man ist bei jedem Colonisten wohl aufgehoben und findet immer so viel, um seinen Hunger und Durst zu stillen, eine kalte Hammelskeule, Schinken, Hühner oder sonst so etwas, nebst Milch oder wenigstens Wasser. Da man keine Beche macht, so bedankt man sich und legt nach Belieben auf den Tisch, was man glaubt schuldig zu seyn; auf diesem Weg wird man von den Wirthen nicht geprellt. Von Strassburg fuhren wir nach Pittsburg, bis wohin nur der Postwagen geht.

Ehe ich ihn aber verlasse, muß ich bemerken, daß man sich sehr irren würde, wenn man sich unter diesem Namen einen Postwagen, wie sie in Deutschland oder Frankreich aussehen, vorstellen wollte. Es ist ein Wagen, ungefähr wie unsere Bauernkarren, die in der Zürcher- sprache Bännen heißen; darauf befinden sich Sitze für zwölf Personen und Platz für's Gepäck. Pittsburg ist einer der wichtigsten Plätze in Nordamerika. Es soll vor Zeiten ein wichtiger Grenzplatz gegen die Wilden gewesen seyn, was aber jetzt nicht mehr statt findet. Desto bedeutender ist es nun des Handels wegen. Es liegt am Zusammenflusse zweier großen Flüsse, des Mo:

nangahale und Alleghani, welche hier den Ohio bilden und ist der Stapelplatz aller Waaren, die auf diesen beiden Wassern aus dem Inneren und von Philadelphia aus auf der Achse kommen und von hier weiter verschickt werden, oder auch von andern Orten kommen und nach Philadelphia, Newyork, Baltimore bis nach Neu-Orleans versandt werden sollen. Es ist deshalb hier außerordentlich lebhaft und dabei sind auch alle Einwohner, die durch den starken Verkehr sehr wohlhabend werden, von dem lebenswürdigsten und menschenfreundlichsten Charakter. Vor einigen Jahren sollen beynahe alle Kaufleute hier noch bloße Faktors der großen Handelshäuser in Philadelphia und Newyork gewesen seyn, jetzt sind gewiß noch manche Commanditaires derselben, aber auch viele, die sich so viel erworben haben, daß sie für sich selbst arbeiten können. Sie haben gewöhnlich in Neu-Orleans und andern westlichen Plätzen ihre Commissionairs, die ihre Geschäfte in jenen Gegenden besorgen, welche immer anwachsen müssen, so wie sich die Bevölkerung Amerika's vermehret.

Wenn nun der Ohio seinen Lauf nach Westen in gerader Linie nähme, so wäre die Reise sehr bequem zu machen; allein da er sehr große Krümmungen macht, so nehmen selbst Kaufleute, die darauf ihre Waaren verladen, ihren Weg über Land, wobei man nach seiner Bequemlichkeit zu Fuß gehen oder wenn man will und Geld hat, sich ein Pferd kaufen und reiten kann. Glück-

licherweise hatte ich das letztere. Es würde zwar nicht
 so ermüdend seyn, wenn die Gebirge nicht wären, über
 die man gehen muß, denn da man immer in nicht
 gar großer Entfernung Niederlassungen antrifft, so ist
 man auch immer sicher. Nachtquartier zu finden, wenn
 man nur keine große Gasthöfe sucht und mit Hausmanns-
 Kost zufrieden ist; doch weit unangenehmere und sehr
 gefährliche Passagen auf diesem Wege sind die Seen,
 über die man schiffen muß. Ihre Namen sind mir
 entfallen, man könnte sie aber süglich zu allen Win-
 den nennen, denn hier blasen Ost, West, Süd und
 Nord in einem fort und sind diese Herren streitig mit
 einander, dann muß es der Reisende entgelten und wird
 oft 8 bis 14 Tage aufgehalten, ehe er sich einschiffen
 kann. Ist er vollends auf der See und die Winde
 fangen an sich zu zanken, so wagt er sein Leben, da
 Unglücksfälle hier nicht selten sind. Auch bei dem gün-
 stigsten Winde schwanken die Fahrzeuge so fürchterlich von
 einer Seite zur andern, daß man beherzt seyn muß,
 um sich nicht zu fürchten. Ich wenigstens, die doch
 über den großen Ocean gekommen war, fürchtete alle
 Augenblicke, daß das Schiff umschlagen möchte und be-
 tete dann mit Inbrunst mein altes: Errette mich o
 Herre Gott und hilf o Helfer! hilf in Angst
 und Noth, erbarm dich meiner, O du treuer
 Gott u. s. w. Schwerlich aber sind wir um meines
 Gebetes willen gerettet worden, denn es mangelte ihm.

an Zuversicht und festem Glauben, ohne welche das Gebet keine Erhörung hoffen kann, ich aber zitterte am ganzen Leibe und konnte mich der Furcht nicht entziehen, bis wir wieder auf festem Lande waren. Ich weiß in der That nicht, woher diese außerordentliche Furcht bei dieser Ueberfahrt kam, da ich doch schon oft zur See gewesen war; doch die Bewohner dieser Seeufer schildern die Gefahr selbst so groß und machen den Reisenden natürlich dadurch um so bänger. Ob sie es thun, um sich wichtig zu machen, oder ob sie selbst die Gefahr zu sehr fürchten, weiß ich nicht. Immer aber ist es thöricht, sich allzu angsthafte Vorstellungen im voraus von einer Gefahr zu machen, die man nicht vermeiden kann. Ich empfand dadurch die nachtheiligste Wirkung auf meine Gesundheit, die auf's neue erschüttet wurde. Ehe man an diese bösen Seen kommt, trifft man auf dem Wege dahin von etlichen hundert Stunden weit, noch viele Orte an, deren mehrere schon von einiger Bedeutung, andere aber erst seit wenig Jahren angelegt sind und oft bloß aus 10 oder 12 Häusern bestehen. Sobald so viele bei einander sind, so heißt man dieses eine Stadt, vermuthlich nach der alten Regel: was nicht ist, das kann noch werden. Von den ältern jetzt bereits blühenden Städten, die ich von Pittsburg aus passirt habe, sind mir noch folgende im Gedächtniß: Wherling am Ohio, Mariette am Fluße Mulingum, wo er in den Ohio fällt. Es ist eine Schiffswerfte hier, wo die

ersten großen amerikanischen Schiffe gebaut worden sind. Ferner Gallipolis, Alexandrie, Linnenstone, hier scheidet sich die Straße gegen Süden und Westen, von denen ich letztere verfolgen mußte.

Beinahe aller Orten trifft man auf neue Colonien, die gewöhnlich die Namen der Orter bekommen, von wo die Colonisten ausgegangen sind. So traf ich auch eine Stadt Bern an, die aber noch einige Jahre bedarf ehe sie dem alten Bern gleichkommen wird. Welche fromme Seelen ein Nazareth und Bethlehem hier gestiftet haben, weiß ich nicht, wenigstens sind diese Plätze nicht aus Syrien von den Engeln hieher getragen worden, wie die Kapelle der Mutter Gottes zu Loretto, denn sie haben ganz die amerikanische Bauart *).

Die wichtigste aller neuen Niederlassungen und die sich gewiß in kurzer Zeit, zu einer bedeutenden Höhe er-

*) Da ist das Gedächtniß der Frau Engel untreu gewesen. Man trifft zwar viele kleine Städte von so unansehnlicher Bauart an, aber diese gehören ganz in eine andere Klasse. Beispielsweise ist die Niederlassung der Herrenhutischen Brüder in den vereinigten Staaten, in einer sehr angenehmen Lage zwischen dem Lehigh River, der sich in den Delaware ergießt und einem anderen großen Bache, der einen starken Fall hat und viele große Mühlen treibt. Der Ort hat so von Stein gebaute Häuser und eine große Kirche. Nazareth liegt etliche Meilen höher an dem Wege über die blauen Gebirge und ist der zweite Ort dieser Art und halb so groß als Bethlehem. Man legt darüber Reise durch die amerikanischen Freistaaten und durch Ober- und Unter-Canada in den Jahren 1795 und 1797 von Isaac Wald aus dem Englischen. Berlin bei Haude und Spener 1800. S. 38 — 404.

heben wird, ist unkreuzig Neu: Vivis am Ohio, in einer Lage, die völlig geeignet ist, einer der wichtigsten Handelsplätze Amerikas zu werden. Diese von einigen der vornehmern Familien aus dem Waadtlande gestiftete Colonie, hatte 1817, da sie erst ein paar Jahre entstanden war, schon 30 massiv gebaute Häuser, so nach dem herrlichsten Entwurfe angelegt den Anfang einer Stadt zeigten, die sicher eine der schönsten der neuen Welt werden wird. Der ganze Plan davon war damals schon ausgesteckt, herrliche Promenaden waren bereits im Werke, wo man eine unvergleichliche Aussicht, auf eine weite Strecke des Flusses und die an demselben liegende Stadt hat. Da die Häuser alle gleich hoch und mit flachen Dächern gedeckt werden, die als ich da war, mit den herrlichsten Blumen besetzt waren, so war es jetzt schon von der Promenade her, die hinter der Stadt auf einem angenehmen Sandhügel liegt, ein entzückender Anblick und wird es einst noch mehr seyn, wenn die Anlage sich vergrößert haben wird, wozu ich schon eine ungeheure Menge von Steinen und Holzvorräthen bereit liegen sahe. Es ward auch wirklich stets eifrig gebaut; einige Jahre später erfuhr ich in der Schweiz, daß in diesen schönen Umgebungen seither eine Anpflanzung des schweizerischen Reis- und Lacôte-Wein durch schweizerische Rebleute versucht wurde und daß derselbe vortreflich gedieh, auch an Güte und Annehmlichkeit sogar den Cap-Wein übertressen soll. Da meine Gesundheit, wie ich eben sagte,

durch die beschwerliche Reise wieder ziemlich gelitten hatte, so war ich sehr froh hier ausruhen und mich erholen zu können. Ich blieb drei Wochen an diesem angenehmen Orte und genoss sehr viel Gutes. Wohl brachte ich Empfehlungen mit, bin aber versichert, daß wenn ich auch keine dergleichen gehabt hätte, ich von diesen edeln und gastfreundschaftlichen Leuten mit derselben Liebe aufgenommen worden würde. Diese glücklichen Ansiedler sind beinahe alle, entweder so geheißen Herrenhuter (evangelische Brüder) oder Freimaurer. Beide machen dem Evangelio Ehre und ihre Betribsamkeit und ausgebreitete Kenntnisse setzen sie in den Stand ihren Mitmenschen nützlich zu seyn und vielen Segen um sich her zu verbreiten. Ihre Geistlichen sind vortreffliche Männer und sie geben sich sehr viel Mühe für die Bildung der Jugend. Einige und auffallende Gebräuche habe ich freilich auch beobachtet.

So haben sie z. B. aus ihrem Sprachgebrauche das Wort Herr durchaus verbannt. Sie nennen sich durchgehend Meister und ihre Geistlichen nie anders als Minister. Unter sich haben sie durchaus das Du eingeführt, nicht daß sie nicht wissen sollten, wie sie mit Fremden von jeder Nation reden müssen und es auch ihre Kinder lehren, wer aber nicht in Handelsgeschäften zu ihnen kommt und sich in diese Gebräuche schickt, ist ihnen desto lieber. Nach meinem schwachen Ansichten

hatte ich hier das vollkommenste Muster einer wahrhaft christlich republikanischen Gemeinde gesehen.

Es that wehe von so guten Leuten zu scheiden und auch sie würden mich gern länger bei sich behalten haben, allein es war nun einmal ein Schiff zur Abreise nach Neu-Orleans fertig und mit diesen ist es nicht wie mit den Lehnkutschen in Paris und anderen Städten, man kann sie nicht haben, wenn man will, sondern wenn man zur See reisen muß, so gilt das Sprüchlein: erkaufet die gelegene Zeit. Ich schiffte mich also in Gottes Namen wieder ein und wir stachen in die See; es ging aber diesmal nicht so sanft zu, wie auf jener Uebersahrt von Havre nach Neuport, wir hatten einen sehr starken Sturm auszustehen, der mir auch ein wenig Angst machte, doch fühlte ich dabei nicht die Furcht, wie auf oben erwähnten Seen, wozu theils das größere, besser gebaute Fahrzeug, theils die Unerschrockenheit des Capitains und der Matrosen, die auf dergleichen Fälle vorbereitet waren und derselben gewohnt schienen, beigetragen haben mögen, kurz wir kamen ohne Schaden davon und erreichten nach einer Uebersahrt von 10 Tagen glücklich den Ort unsrer Bestimmung *).

*) Ich habe mir Mühe gegeben diese weite und mühsame Reise der Frau Engel etwas näher zu beleuchten, allein es ist mir bei dem Mangel an genügsamen Hülfsmitteln nur sehr wenig gelungen; Weid hat die vereinigten Staaten nicht in einer geraden Linie, sondern als Naturforscher in die Kreuz und Quere durch-

Der Capitain ließ mich bei unserm Aussteigen, da ich noch sehr schwach war, nach dem ersten Hotel der Stadt tragen und begleitete mich selbst dahin. Die Wirthin war eine Creolin **) und es kehrten in ihrem Hause alle Offiziere und Kaufleute ein, die nach Neu-Orleans kamen. Ich traf da wirklich den General Lallemand mit sehr vielen Offizieren an. Als ich mich nach meinem Sohn erkundigte, vernahm ich zu meinem großen Schrecken, daß er am gelben Fieber und zwar sehr gefährlich krank liege. Ich ließ mich sogleich zu ihm führen. Die Ueberraschung war sehr stark. Als ich in's Zimmer trat, erkannte er mich sogleich und schrie überlaut: ah, ma chère mère, ma chère mère! o, meine liebe Mutter,

richt, ich konnte also nur Bruchstücke von ihm entnehmen. Die Landarten, die ich zur Hand bringen konnte, sind von zu kleinem Maasse, als daß man daraus recht Kling werden könnte. Inzwischen wäre ich so ziemlich über ihren Weg im Reinen, wenn ich nur die besten Seen nennen könnte. Die bekannten liegen mir alle zu weit nördlich; doch da sie so dist sind, mag ich lieber ihre Namen nicht wissen. Der ganze Weg von Philadelphia aus geht also durch Pensilvanien, Maryland, wo man durch die so geheißenen Strophen kömmt, dann in Virginien über einen Theil der blauen Berge und dann an den Ohio.

Kragt nun an diesem die Niederlassung von Neu-Orléans, so ist es klar, daß die gute Frau Enael den Mississippi-Strom, auf dem sie leicht eben so großen Sturm als auf der offenen See gehabt haben kann, für einen Theil von dieser angesehen hat. Immer war's Wasser, worauf sie nach Neu-Orléans kam.

**) Creolen heißen die von einem Euroder mit einer Negerin erzeugten Menschen.

meine liebe Mutter! ich fiel auf ihn hin, wie umarmten uns mit dem schmerzlichsten Gefühl. Der gute Jüngling war durch fehlgeschlagene Hoffnungen, ausgestandene Strapazen und die Reue, den guten Fürsten Joseph verlassen zu haben, schon halb krank in Neu-Orleans angekommen, wo nun vollends das böse Klima seine Gesundheit untergrub und ihn zur Beute des sich alle Sommer hier einstellenden gelben Fiebers machte. Wir hofften zwar und selbst der Arzt schmeichelte es sich am Abend meiner Ankunft, daß diese unerwartete Ueberaschung eine heilsame Erschütterung in seinem Körper bewirken dürfte; allein unsere Hoffnung war vergebens, es zeigte sich, daß es seine letzten Anstrengungen waren, seine Kräfte nahmen von Stunde zu Stunde ab und er starb am dritten Tage nach meiner Ankunft zu meiner unaussprechlichen Betrübnis und zum Bedauern Aller, die ihn kannten. Besonders war der junge Grouchi fast trostlos; sie waren Herzensfreunde und der Verlust dieses Freundes soll nicht wenig zur Schwächung seiner Gesundheit und zu seinem eigenen nicht lange hernach erfolgten frühzeitigen Tod beigetragen haben. Feierlich war das militairische Begräbnis, aber herzzerreißend für die hinterlassene Mutter, die Meere durchschiffet, Berge, Flüsse und Seen mit Lebensgefahr passirt hatte, um diesen ihren Sohn, als die einzige Stütze ihres anrückenden Alters, aufzusuchen und ihn in dem Augenblicke gefunden hatte, wo der Tod schon seine kalten Arme

um ihn geschlagen und ihn unerbittlich zur Beute des Grabes gemacht hatte.

Das war nun das achtzehnte meiner Kinder, das ich dem Herrn zurück gab, der mir's gegeben hatte. Ich hoffe sie alle in der Ewigkeit wieder zu finden, ob es mir aber vergönnt sei eines der drei, Gott gebe es! noch lebenden Kinder, hier auf dieser Erde noch einmal zu sehen, das weiß nur der, der all unsere Schicksale leitet und unter dessen allweiser Fürsorge auch ich wunderbar bis hieher gekommen bin.'

Es war nun unmöglich, daß ich Neu-Orleans so bald wieder verlassen konnte und da mein Aufenthalt hier zehn Monate währte, so darf ich meinen Lesern schon etwas von diesem Orte erzählen. Wer einmal in Neu-Orleans ist, glaubt in Frankreich zu seyn, Sitten, Lebensart, Gebräuche alles ist französisch. Die Franzosen haben die Gabe, wo sie hinkommen alles zu französisiren. Sogar die schwarzen Negerinnen entgehen ihrer Aufmerksamkeit nicht, denn sie müssen nach ihrem alten Sprichwort auch hier stets etwas zur Abwechslung haben, deshalb sind die weißen Frauenzimmer durchgehends auf diese gefälligen Schwarzen eifersüchtig und viele haben mir's geklagt, daß wenn ein europäisches Schiff ankomme, die Männer alle nur zu den Schwarzen liefen. Das ist sehr natürlich, sagte ich ihnen, Sie haben ja ihre eigene Männer und die armen Schwarzen sind verlassen, die mitleidigen Männer müssen sich also ihrer erbarmen. Man muß indessen

gesehen, daß diese Vereinigung von Weiß und Schwarz eine recht angenehme Mischung hervorbringt. Die Creolinnen sind meistens recht schöne Mädchen, bei welchen das afrikanische Phlegma mit der Lebhaftigkeit ihrer französischen Väter sehr angenehm verbunden ist. — Auch hier traf ich ein paar Schweizerfamilien an, bei denen ich wie einheimisch war. Diese lebten ganz nach ihrer Väter Weise und das war es, was in mir wiederum das Heimweh erweckte.

Die großen prachtvollen Anlagen von Neu-Orléans vermochten es nicht. Hier aber kam es in seiner ganzen Stärke und die liebe Schweiz, besonders aber meine Geburtsstadt Zürich mit ihren so mannigfaltigen schönen Umgebungen standen mir immer im Sinne, so daß für mich kein Vergnügen mehr in Amerika zu finden war. Freilich mochte auch das ungesunde böse Klima dieses Orts dazu beigetragen und die Furcht, das alle Sommer hier einkommende gelbe Fieber möchte etwa noch vor meiner Abreise sich spüren lassen, mußte mir die Beschleunigung derselben noch wünschbarer machen; dabei auch erschreckten mich die vielen hier gewöhnlichen Erdbeben sehr, deren wir in den zehn Monaten meines Aufenthalts sieben hatten, die Einwohner sind zwar, so zu sagen, daran gewöhnt, mir aber verursachten sie allemal große Furcht, und alles dieses zusammen machte mich sehr froh, als man mir die Abreise eines Schiffes nach Newyork ankündete.

Fünfzehnter Abschnitt.

Rückreise nach Newyork; Landung zu Charles-
town. — Noch eine Fahrt nach Philadelphia zu
Joseph und Rückkehr nach Newyork.

Auf dem Schiffe, die Jungfrau (la Pucelle) Capitain Dubleau, schiffte ich mich nach Newyork ein. Der Wind war erst günstig, änderte sich aber bald und ward nun widrig und endlich so stürmisch, daß er uns zwang, Sicherheit in dem Hafen von Charlestown zu suchen, wo wir nun wider unsern Willen einlaufen mußten. Kaufleute ermangeln nicht dergleichen Anlässe zu benutzen und deswegen stieg alles ans Land was schachern konnte. Ich hatte da nichts zu thun, als mich ein wenig umzusehen. Auch hier ist das Klima sehr ungesund, dessen ungeachtet aber haben sich auch hier viele Schweizer niedergelassen: wo Geld zu verdienen ist da ist gut wohnen. Man verwahrt sich gegen die gewöhnlichen Krankheiten so gut man kann und geht in den Sommermonaten, in welchen die bösen Fieber gewöhnlich entstehen, von der Küste hinweg einige Meilen ins Land hinein, wo die Luft gesünder ist. Auch erlauben dies

die Geschäfte gar wohl, denn die europäischen Kauffahrer sind dann mit ihren Ladungen abgegangen und bis zu ihrer Rückkunft dieselben von keiner Bedeutung. Auch in Charlestown habe ich Schweizer aus mehreren Kantonen angetroffen und unter andern den reformirten Prediger Herrn Mayer von Lausanne, einen sehr achtungswürdigen Mann. Eine Familie Siegfried von Zürich *) hat sich ebenfalls hier niedergelassen. Alle diese guten Landsleute haben mir die Zeit von 8 Tagen, die wir hier zubrachten, sehr angenehm verkürzt und mich mit dem bösen Winde, der uns hier einzulaufen zwang, vollkommen ausgehöhnt. Besonders verstand diese Kunst recht gut der brave Landsmann und Gastwirth Herr Stachelin (ich glaube von Basel), der, als ich ihn um die Feche fragte, mir nichts abnahm und mich gratis logierte, um welchen Preis ich noch lange bei ihm geblieben wäre. Die Lebensart in Charlestown ist wie in England und auch die Schweizerhäuser machen davon keine Ausnahme. Wir gingen nun wieder unter Segel und langten nach ungefähr 24 Stunden glücklich in Newyork an. Ich traf bei meiner Ankunft einen Bruder des ersten Secretairs von Joseph, der mich sehr höflich empfing und in einer Chaise, die er sogleich

*) Ich finde in meinem Bürger-Stat keinen Bürger von Zürich, der in Amerika wäre. Da aber dieses Geschlecht in mehreren Gemeinden unsers Kantons blühet, so dürfte es vielleicht einer unser Landbürger sein.

Kommen ließ, in mein vorheriges Logis zu Madame Bahet begleitete. Er schrieb alsobald seinem Bruder, daß ich wieder angelangt sei, worauf der Fürst selbst mir zurückschreiben ließ: er werde nach Newport kommen, ich solle für einmal nur da bleiben. Diese Nachricht war mir sehr erwünscht, denn es war mir wirklich um Ruhe zu thun. Sobald ich nur allein war, besonders auf dem Schiffe, überdachte ich meine Schicksale und dabei ward mein Kopf immer warm und ich wurde krank. Dann kam das Heimweh mit erneuerter Stärke und ich sehnte mich nur nach Europa zurück. Zwar machten mir die sich wieder erneuernden Besuche meiner lieben Landsleute ziemliche Zerstreuung, sie fanden sich alle fleißig bey mir ein und erkundigten sich, wie es mir auf meiner weiten Reise ergangen sei, so daß ich genug zu thun hatte immer zu erzählen; aber eben diese ewigen Wiederholungen ermüdeten den Kopf und hätten mich krank machen können, wenn ich sonst auch keinen Stoff dazu in mir gehabt hätte. So sehr mir daher die vornehmen Besuche der großen Kaufleute, des Hrn. Minister Hubert und anderer bedeutender Personen (darunter auch zwei französische Generale waren, von denen ich gleich wieder reden werde) auch schmeichelten, so war mir doch mein alter Wittbürger der Schneider dermalen der liebste. Er führte mich auf seine artige Campagne, wo ich 14 Tage das ruhigste und ungezwungenste Leben von der Welt führte. Ich konnte es aber nicht länger genießen,

denn König Joseph kam und rief mich nach der Stadt zurück. Dieser edelmüthige Fürst nahm an dem Verlust meines Sohnes den wärmsten Antheil und bezeugte mir denselben nicht bloß mit Worten, sondern auch thätlich. Er schloß sogleich mit Madame Bahrt einen Pensions-Traktat für mich, zu Folge dessen ich in ihrem Hause mein eigenes Zimmer, eine Schwarze zur Abwartung und alle Bequemlichkeit hatte; die anwesenden Generals bezeugten nun auch dem König ihre Ehrfurcht. Es waren Bernard, ein Straßburger von Geburt, der bereits das Glück gehabt hatte, von der amerikanischen Regierung eine Anstellung zu erhalten und mit seiner Familie nun zu Neu-York sich häuslich niederließ und Kollemand, der Bruder von demjenigen, den ich in Neu-Orleans angetroffen. Der eine war General bei der Infanterie, der andere bei der Artillerie. Eine sehr große Menge französischer Offiziere aller Grade waren während meiner Reise in Neu-York angekommen, welchen immer noch andere folgten. Wenn die amerikanischen Staaten einen Krieg zu führen gehabt hätten, sie würden eine Auswahl der vortrefflichsten Anführer für ihre Milizen haben machen können. Wir hatten bei Mad. Bahrt immer 50 bis 60 an der Tafel. Da ich als eine im Haus pensionirte den ersten Platz einnahm, so lernte mich alles kennen und ich machte da sehr viele angenehme Bekanntschaften, besonders auch von einigen Essaiern und deutschen Familien, die sich in Amerika niederlassen wollten und die

mehr oder mindere Zeit sich in Neuport aufhielten, bis sie sich einen Niederlassungsort ausgesucht hatten. Einen Aufenthalt von einigen Monaten nahmen auch in unserem Hause die Herren Wetter und Fehr von St. Gallen, welche unglückliche Handelsereignisse aus ihrem Vaterlande getrieben hatten. Schon hatten sie einen Aufenthaltsort ausgemittelt, da es aber mitten in einer englischen Niederlassung war, wo man nichts als englisch sprach, so blieben sie hier um in der englischen Sprache Unterricht zu nehmen. Sie wurden bald meine Tischnachbarn und dies freute mich herzlich; wir lebten die ganze Zeit über auf dem freundschaftlichsten Fuß. Herr Wetter, der mich immer bei der Tafel servierte und auch wie ich, gerne plauderte, gewährte eines Tages, daß ich gar nicht zum Schwachen aufgelegt sei und fragte nach der Ursache. Ich sagte sie ihm. Er stand vom Tische auf und sprach mit einem englischen Arzt, der auch an der Tafel saß. Hierauf kam er zurück und sagte mir, er habe mit dem Doctor gesprochen und der werde mir etwas schicken, das ich morgen nüchtern zu mir nehmen solle, das werde mir gewiß Linderung verschaffen. Die Medicin kam und ich hatte sie nicht sobald genommen, als schon mein Herr Wetter bei mir stand, um sich nach der Wirkung zu erkundigen. Der schlimme Landsmann hatte nämlich den Doctor nicht consultirt, sondern ihm das Rezept gegeben. Es war eines von denen, die man in ältern Zeiten gebrauchte, wo man

noch die Teufel austrieb und daß es böse Geister gewesen seyn mußten, die mich geplagt hatten, bewies sich sogleich dadurch, daß sie alle zum obern Thürröhrchen ausflogen, kurz mein vermummter Herr Arzt verstand seine Kunst, leistete mir auch allen möglichen Beistand und kam mir den ganzen Tag nicht von der Seite. Es war mir gegen Abend, als die Kur vorüber war, nur leid, daß ich ihm und meiner guten Schwarzen so viele Mühe gemacht hatte.

Welche Erleichterung mir indessen auch diese Kur wieder gewährte, so war doch meine Gesundheit, so lang ich in Amerika war, von keiner Dauer. Das ungesunde, stark abwechselnde Klima setzte mir immer zu. Es ist entweder zu kalt oder zu warm. Diese Veränderungen vermochte mein durch so viele Strapazen geschwächter Körper nicht mehr zu ertragen. Wollte ich vorsichtig seyn und zu Hause bleiben, dann regte sich plötzlich das Heimweh und ich sehnte mich wieder nach Europa hinüber. Der beste Ausweg war Zerstreuung zu suchen. Ich machte daher bisweilen kleine Ausfahrten und da diese für mich zu theuer wurden, Spaziergänge in die umliegenden Pflanzungen. Einmal ging ich einen Weg, der mir noch nicht bekannt war, ich kam längs des Secusers zu einigen einzeln stehenden Häusern und fand deren von Distanz zu Distanz, so weit ich noch fortwandelte; beinahe war ich nun 4 Stunden gegangen, als mich Hunger und Durst erinnerten, ein

wenig Erholung zu suchen. Ein niedliches Häuschen schien mich zur Einkehr einzuladen. Da ich anklopfte, traten zwei niedliche artige junge Mädchen, es waren Töchter, und ihre Mutter mir entgegen, der Vater war auf der Reise; ich erkundigte mich nach der Gegend und dem Zweck der vielen zerstreut liegenden Wohnungen und sie sagten mir, daß es lauter neue Ansiedlungen seien und daß wenn ich noch ein wenig weiter gegangen wäre, ich am Ende derselben gewesen seyn würde, man fahre aber alle Jahre fort auszureuten und anzubauen. Sehr freundlich gaben sie mir einige Erfrischungen und ich kehrte wieder zurück, bei welcher Excursion meine Kräfte nicht wenig erschöpft wurden. Sonst waren kleine Bewegungen mir sehr gesund und erheiterten immer ein wenig meinen Kopf, wenn er zu finster werden wollte. Daß wußte nun auch der gütige Joseph, der nie aufhörte auf alle seine Umgebungen und Angehörigen (man darf wohl alle diese so heißen, die von seiner Gnade leben) ein väterlich sorgsames Auge zu richten; auf seinen Befehl mußte ich auch oft größere Touren mit ihm machen, da er bei schöner Jahreszeit bald nach Newyork, bald nach Lancaster, Baltimore und andere Orte reist. In Baltimore traf ich denn auch wieder eine Menge Schweizer, Elsässer, Deutsche von allen Enden der Welt an und es mangelten mir immer nur die lieben Zürcher, die wie es scheint noch die größte Vaterlandsliebe besitzen, das gewiß rühmlich ist. Doch habe ich in

Neuyork einen jungen hoffnungsvollen Kaufmann, Herr Hess aus Zürich, angetroffen, der sich mit dem amerikanischen Klima ziemlich gut zu vertragen schien. In Philadelphia traf ich drei Brüder Spörri an, deren Vater Jakob Spörri aus Zürich, aber schon vor 84 Jahren, nach Philadelphia gekommen war. Der erste aus ihnen ist gegenwärtig preussischer und schweizerischer Consul. Sie bewiesen mir viele Freundschaft und boten mich, wenn ich wieder nach Zürich käme, mich nach ihrer Familie zu erkundigen. Ich machte diese Bekanntschaft, da ich dem Herrn Consul meinen Paß vorzeigte, bei dessen Durchlesung er voller Freude ausrief: Sie sind ja meine Waidhülgerin, mein Vater war auch aus Zürich. Auch in Washington fand ich eine Familie Näs aus Zürich, deren Großvater schon nach Amerika gekommen war. Auch lebt an diesem Orte eine Familie Steiner von Winterthur.

Ich sollte nun nach einem fünf monatlichen, nur wenig unterbrochenen sehr freundschaftlichen Umgang meine zwei St. Galler Freunde verlieren, die nun an ihren neuen Wohnungsort, einer Campagne 1 ½ Stunden von Neuyork, abgingen, welcher einer Predigers Wittwe, deren Mann aus Bern gebürtig war, gehörte; die Trennung that mir sehr wehe. Ich vermisse besonders ungern die muntere Tischgesellschaft des Herrn Wetter, der, ich gestehe es frei, der einzige Mensch gewesen wäre, der mich von meinem Heimweh nach Europa hätte heilen

können. Allein da stand es vor mir mit großen goldenen Buchstaben geschrieben: Du sollst dich nicht lassen gelassen. Als wir am letzten Abend mit einander tafelten und ich ihm mein Bedauern über seine Abreise erzählte, sagte er mir: meine Stelle hier am Tisch ist bereits ersetzt, es ist heute wieder ein Pensionair von Prinz Joseph angekommen, den Sie wahrscheinlich kennen und dieser wird meinen Platz einnehmen, ich will ihn sogleich Ihnen vorstellen. Es war ein französischer Cavallerie-Offizier, der beste Freund meines seligen Mannes; wir freuten uns unseres Wiedersehens recht herzlich. Doch war es kein Schmelzer, er konnte mir meinen Verlust nicht ersetzen. Dazumal war ich wirklich noch in einer seltsamen Laune und hätte mein Vaterland und ganz Europa aufgegeben, wenn ich nur meine Jugendblüthe hätte zurückerufen und irgend einen solchen schönen Mann in meinem Netz fangen können; ich glaube das Heimweh wäre mir gewiß vergangen. Dergleichen Gedanken entlunden mir bei verschiedenen Anlässen und da ich bald nacheinander in Philadelphia und Newyork an zwei Hochzeiten geladen wurde, wo man recht lustig war, so machte mich dies wieder lustern; dabei gefiel mir auch die Leichtigkeit, mit der man in Amerika Ehe schließen kann, wo es nicht halb so vieler Ceremonien wie bei uns bedarf. Wenn sich zwei Menschen einander gefallen und sich zu heirathen entschließen, so gehen sie zum Prediger und geben ihr Vorhaben zu

erkennen. Dieser fragt jedes besonders, ob es noch frei sei und in keiner anderen Verbindung stehe; beide verneinen dies natürlich, denn wenn der Mann ein Europäer ist und in jedem europäischen Staate eine Frau hätte, so sagt er in Amerika Nein, was sollten ihm auch alle europäischen Weiber helfen, wenn sie nicht mit ihm über's Wasser kamen? Er nimmt sich also eine neue, wo er sie nöthig braucht. Es ist mir auch, seitdem ich in der Schweiz bin, wieder aufgefallen, welche wunderbare Veränderungen der Ehestand von seiner Stiftung an erlitten hat. Die ersten Männer mußten Weiber nehmen, wo sie solche fanden. Die Patriarchen heiratheten aus Uebermuth und Gefesseltigkeit aus ihren Familien; ihre Frauen waren so artig und legten, wenn sie selber keine Kinder hatten, ihre Mägde den lieben Herren bei, um die Familien nicht aussterben zu lassen. Heut zu Tage dagegen erschwert man das Heirathen und doch zählen die Fürsten die Stärke ihrer Staaten nach deren Bevölkerung.

Jedoch mit dergleichen Betrachtungen komme ich von meinem Zweck ab, obschon ich nur erzählen wollte, wie wenig Ceremonien es in Amerika braucht, um eine Frau zu bekommen. Der Prediger nun, der ehelichen Leuten auf ihr Wort glaubt und nicht wie es in Europa der Fall ist, alles was man ihm anvertraut wieder von offener Kanzel herabruft, merkt sich die Namen der Leute und fragt sie, wenn sie sich wollen copuliren lassen. Man

bestimmt die Stunde. Bräutigam und Braut nehmen jedes zwei Zeugen mit und gehen ganz unbemerkt und wenn sie wollen im größten Neglige hin; der Priester empfängt sie in seinem Kirchen-Ornate auf seinem Zimmer, liest die Trauungs-Formel und segnet sie ein. Er protokolliert die geschehene Handlung mit den Namen der Zeugen und gibt dem neuen Ehepaar einen Copulations-Schein, daß Gott sie durch seine Hand zusammengefügt habe; nun erst geht man heim und rüstet sich zum Hochzeit-Schmaus, mit weit mehr Sorgfalt, als — zu der geistlichen Ceremonie, was, glaube ich, die Europäer mit den Amerikanern gemein haben, obschon das Sprichwort sagt: jedes Land hat seine eigne Sitte.

Ich machte während meines verlängerten Aufenthalts in Newyork noch zwei Ausflüge nach Philadelphia und kam unter andern einmal daseibst zu einem großen Gastmahle, so zu Ehren eines vornehmen dänischen Kaufmanns und seiner Gemalin, der wegen bedeutenden Handelsgeschäften hieher gekommen war, gegeben ward. Die zahlreiche Gesellschaft bestand aus den vornehmsten Personen der Stadt, denn da Philadelphia, wie bekannt, der Sitz der Pensilvanischen Regierung ist, so giebt es hier auch immer sehr viele reiche und vornehme Familien. In dieser Gesellschaft befanden sich nun auch unter andern zwei Herren von deutscher Herkunft, welche nach meinen lieben Schweizern mich, ich weiß selbst nicht recht warum, allenthalben ansprachen; es waren Herr

Eignert aus Carlsruhe, der drei Jahr Präsident des Pensylvanischen Staates war, diese wichtige Stelle aber, deren Dauer sonst sechs Jahre währt, wieder resignirt hatte und Herr Fischer aus München, Präsident der deutschen Hülfsgesellschaft in Philadelphia. Daß eine solche, aus Leuten von so verschiedenen Gegenden, Sprachen und Zungen zusammengesetzte Gesellschaft, Anlaß zu vielerlei Gesprächen geben müsse, kann man sich leicht vorstellen. Neuigkeiten aus Europa besonders sind da sehr willkommen. Es ist natürlich, daß die Amerikaner, von welcher europäischen Nation sie auch abstammen, Interesse für ihr ehemaliges Mutterland haben und gerne davon reden hören.

Je verschiedener demnach ihre Gesellschaften oft zusammen gesetzt sind, desto lebhafter und interessanter werden gewöhnlich auch ihre Gespräche; der Rheinländer, der Schwabe, der Baier u. s. w. streiten über die Vorzüge ihrer Regierungen; die Schweizer zanken sich unter einander über ihre alte Kantonsverfassung und schmählen auf alles Neue und am Ende vereinigen sie sich alle in Anpreisung ihres jetzigen Zustandes, denn sie leben unter der glücklichsten Verfassung der Erde und können uns arme Europäer nur bemitleiden.

Wir hatten ein sehr köstliches Mittagmahl, das uns nun den besseren Stoff gab über die Vorzüge der verschiedenen Küchen zu reden, als wieder bald darauf der prachtvolle Nachtiſch das Gespräch auf andere Eigen-

stände lenkte. Unter den Früchten, die da aufgestellt wurden, befanden sich zwei Stücke von so außerordentlicher Größe, dergleichen alle anwesenden Gäste gestanden noch nicht gesehen zu haben. Ein Leder-Reinette-Apfel, der 7 $\frac{1}{2}$ wog und eine weiße Traube, die 15 $\frac{1}{2}$ an Gewicht hielt; natürlich wurden diese beiden Stücke nur bewundert ohne angegriffen zu werden, sie gaben aber den Anlaß vom Weinbau und einigen anderen landwirtschaftlichen Gegenständen zu reden, wobei ich zwar nicht als Eingeweihte der Kunst, doch als bisweilige Beobachterin ein Wörtchen mitsprechen konnte. In Hinsicht des in Amerika durchgehends größer werdenden Obstes, bemerkte ich, daß es bloß dieserhalb nicht den guten Geschmak unsrer Schweizer Obstarten haben könne und daß auch ihre Bäume bei weitem nicht den Nutzen bringen, den sie tragen würden, wenn sie sorgfältiger behandelt wären, denn wenn dorten der Baum gezwieget und an seinen bestimmten Platz versetzt ist, so heißt es Gott befohlen. Man läßt ihn wachsen und Früchte bringen, aber niemand denkt daran, ihn von Zeit zu Zeit auszureißen, wie wir es nennen. Die wilden unfruchtbaren Schosse bleiben stehen und entziehen den fruchttragenden ihre Nahrung. Die wenigen bloß hie und da zerstreut wachsenden Früchte mögen nun wohl zu einem etwas größeren Wachsthum kommen, ersetzen aber das nicht, was der Baum tragen würde und da die Frucht in allzublicker Waldung wächst, so entgeht ihr

eben so gut das stärkende oder kochende Feuer der Sonne, als der benötigte Nahrungsfest des Baumes selbst. Eine gleiche Bewandniß ungefähr wird es mit den Rirschen haben, deren ich in Amerika keine einzige schmackhafte genossen. Wenn sie dem Auge noch so schön scheinen und man sie essen will, so hat man nichts als den Stein und die bloße Haut darüber, das so schmackhafte und saftreiche Fleisch unserer Schweizerkirschen mangelt ihnen ganz.

In Hinsicht auf den Weinbau, von dem man behaupten will, daß er in Amerika nicht gedeihe, behauptete ich gerade das Gegentheil; habe ich doch auf meiner Reise nach Neu-Orleans viele Gegenden angetroffen, die mir dazu sehr geeignet schienen. Sind hie und da einige Versuche mißglückt, so beweist das nichts dagegen. Man hat vielleicht für dieses oder jenes Klima nicht die passendste Art von Gewächs gewählt und doch weiß man ja, daß auch in Europa jede Wein erzeugende Gegend ihre eigene vorzügliche Art von Gewächs hat, das nur da am besten gedeiht; es käme also darauf an auch in diesem Lande die schicklichsten Gattungen von Reben aufzufinden und das sollte wohl möglich seyn.

Das Haupthinderniß aber besteht wohl darin, was auch auf die Obstzucht anzuwenden ist, daß die Bauern nicht gern arbeiten und zu träge sind; denn die außerordentliche Fruchtbarkeit des Bodens und die Beichtigkeit, mit der sie alle ihre Produkte absetzen können, macht sie

nachlässig; sie werden zu bald reich und verklären das arbeiten; der Weinstock aber will sorgsame und fleißige Pflege haben, vom Frühling an bis zum Herbst darf der Weinbauer nicht aus den Reben u. s. w. So philosophirte ich und es wundert mich noch heut zu Tage, daß mich die naturforschende Gesellschaft in Philadelphia nicht zu ihrem außerordentlichen Mitgliede ernannt hat. Doch die Männer können es nicht leiden, wenn ein Weib Talente zeigt und ich fürchtete nur und nicht mit Unrecht, es möchte mir einst in Zürich auch so gehen.

Noch etwas muß ich von diesem Gastmale erwähnen. Als wir aufgestanden waren, zeigte mir die dänische Dame zwei kleine Kinder aus dem Kanton Zürich von circa 7 bis 9 Jahren, deren Eltern unbedachtsamer und leichtsinniger Weise ausgewandert waren und die bei ihrer Ankunft in Amerika von dem Capitain, der sie hinüberbrachte und den sie nicht bezahlen konnten, verhandelt wurden. Ob die Eltern bei einander geblieben, konnte man mir nicht sagen, ihre Kinder aber mußten sie zurück lassen, ohne nur ahnen zu können, was aus ihnen werden würde. Zum Glück fanden diese unschuldigen Kleinen gutherzige Menschen; sie sahen gesund und frisch aus und waren sehr munter, hießen Regula und Jakob Sauter und ich glaube mich zu erinnern, daß man mir gesagt habe, sie seien von Stäfa.

Dieses dänische Ehepaar nun löste diese Kinder ein und nahm sie mit sich. Sie sollen bei ihrer Ankunft in

Amerika beide schon gesprochen haben, jetzt aber verstanden sie nur noch englisch, ich that verschiedene deutsche Fragen an sie und sie beantworteten alles mit lachen. Wie gut ist Gott, daß er sich solcher unschuldiger Geschöpfe erbarmet und was laden leichtfertige Eltern für Verantwortung auf sich, die sich und ihre Kinder einem so ungewissen Schicksale aussetzen!

Ehe ich Philadelphia verlasse, muß ich noch einer religiösen Fehde erwähnen, die im Jahr 1819 in dieser Stadt zwischen den neu- und alt-deutschen evangelischen Gemeinden ausgebrochen ist. Unter den Leuten versteht man jene, die schon lange da angefahren und vermittelt ihrer Verbindungen mit den englischen Familien, fast ganz angemanifert sind und in ihren Familien sich nur der englischen Sprache bedienen. Die Neudeutschen, als die später angekommenen, hielten noch etwas darauf Deutsche zu seyn, denen darum, wenn auch alles andere, doch die englische Kirche nicht gefiel. Alle zusammen hatten bis dahin ihre gemeinsamen lutherischen und reformirten Kirchen. Nun verlangten die Alideutschen, daß die Prediger alle Monate zweimal in englischer Sprache predigen sollten. Diesem Begehren widersezte sich die Geistlichkeit und besonders predigte der erste lutherische Pfarrer, Heldenmauth aus Braunschwieg, ein ehrwürdiger Greis von beinahe 80 Jahren, dessen zwei Söhne eins der ersten Handelshäuser in Philadelphia besaßen, sehr stark dagegen, wobei er so viel von deutschem Muth und deutschem Blut sagte, daß beinahe der gute

Herr bewies hätte, daß beides in der Kirche selbst erprobt worden wäre; denn als die Gemeinde versammelt wurde, um über das Begehren zu deliberiren und einer der Prediger sich bereitwillig zeigte den Altheutschen zu willfahren, so erhoben sich die Fleischer und Bäcker (beinahe alle Würtemberger) und sie würden den guten Pfarrer in der Kirche todtgeschlagen haben, wenn sich nicht vernünftiger, kaltblütige Männer dazwischen gelegt und die unzeitige Hitze dieser frommen Brausköpfe gebändigt hätten. Indessen hatten hier die Alten das Spiel verloren und man sagte ihnen kurz weg: wenn sie englisch predigen hören wollten, sollten sie in die englische Kirche gehen, hier werde deutsch gepredigt. In der reformirten Gemeinde ging man vernünftiger zu Werke, das Consistorium rief die Gemeinde zusammen und legte ihr die eingelaufene Petition zur Entscheidung durch Mehrheit vor. Da bei dieser Confession die Alten weit zahlreicher sind, so mußte solche natürlich zu ihren Gunsten ausfallen; die Neudeutschen aber beklagten sich darüber gar nicht, sondern eröffneten noch an dem nemlichen Tage eine Subscription zum Bau einer deutschen reformirten Kirche, wozu unter vieler Feierlichkeit der Grundstein noch während meiner Anwesenheit gelegt wurde. Die ausgenommene Subscription fiel so gut aus, daß über die bedungene Summe des Kirchenbaus noch 15,000 Dollars (Thaler) übrig blieben, was schon ein schöner Anfang zur Gründung des Consistorial-Fonds war.

Ich kehrte nach meinem Standorte Newyork zurück. Obgleich ich hier täglich Besuche von guten Freunden hatte, von denen besonders die Herren Wetter und Fehr wechseltweise mich alle Tage besuchten, so half doch alles nichts, meine Sehnsucht nach Europa wollte sich nicht stillen lassen. Ich sah so viele Europäer vor mir, die in Amerika ihr Glück gemacht hatten und die hier vollkommen zufrieden lebten, sah beinahe mit jedem Schiffe neue ankommen, die es daselbst suchten; nichts konnte meinen eigensinnigen Kopf brechen. Im Sommer 1819 spazierte ich eines Morgens an dem Strande und bemerkte fünf angekommene Schiffe vor Anker, bald sah ich einige Weiber in der mir wohl bekannten so gefälligen Berner Tracht und wusste nun, daß Schweizer angelangt seyn mußten: ich erfuhr, daß es eine Colonie Berner sei, die unter Herrn Steiger von Bern, in Begleitung der Herren Lavolet und de Witte sich in Amerika ansiedeln wollten. Diese kamen nun nicht auf gut Glück oder unvorbereitet, sie hatten bereits vom Kongress ein großes Stück Land zu ihrer Niederlassung angekauft und waren mit allem was zu einer solchen Unternehmung gehört, im Ueberflusse versehen. Es waren 89 Personen, alle gesund und munter; die Leute hatten große Freude an dem Anblick der schönen Küste und waren von Zutrauen und Achtung für ihren Führer begeistert, was gewiß ein wahres Vergnügen war anzusehen. Herr Steiger hatte hier angelegt um Erfrischungen einzunehmen und einige

Geschäfte mit seinen Freunden abzuthun. Ich hatte zweimal die Ehre bei ihm auf dem Schiffe zu speisen und ihm herzlich Glück zu seinem Unternehmen zu wünschen.

Nur dergleichen überdachte, von vernünftigen Männern geleitete und mit genugsamen Mitteln versehene Auswanderungen können stets gelingen und werden meistens von glücklichen Folgen seyn. Vereinzelte, unbemittelte Haushaltungen aber, die nur auf die falschen Lockungen geldgieriger Seelenverkäufer hören, müssen im Elende untergehen und stürzen sich unrettbar ins Verderben. Ich selbst aber hegte nun gerade einen entgegengesetzten Wunsch, mit dem ich mich unaufhörlich beschäftigte. Es war der Plan nach London zu gehen und mir dort die Erlaubniß auszuwirken, zu meinen Söhnen nach St. Helena reisen zu dürfen. Erst glaubten meine Freunde ich scherzte und Joseph dem man davon gesagt hatte, lachte darüber. Bei mir aber ward es immer mehr Ernst und jemehr sich die Schwierigkeiten häuften, desto stärker ward meine Sehnsucht. Ich ward krank und man sah, daß mich nichts angegriffen hatte, als die unbefriedigte Hoffnung diesen Wunsch erfüllt zu sehen. Der Arzt verordnete mir warme Seebäder, die ich drei Wochen lang gebrauchen mußte. Die stärkende Wirkung derselben diente bloß dazu meinen Freunden mit desto mehr Hefigkeit anzuliegen, daß sie sich für mich bei Joseph verwenden möchten. Herr Wetter, die Herren Brüder Commaus, Uhrenmacher, die Herren Kruger und Sauter von Harburg, welcher

lehtere der erste Wechsel: Senjal in Neuhyork ist und andere
 schrieben jetzt an Joseph, alle sagten ihm, daß für meinen
 Verstand zu besürchten sei, wenn er mir nicht zur Reise
 nach London behülflich seyn wollte. Der gütige Fürst,
 von allen Seiten besürmt und wohl einsehend, daß auf
 meinen haltstarrigen Kopf keine Vorstellungen wirkten,
 willigte endlich ein und ließ zurückschreiben, daß man
 sich noch einer Schiffsgelegenheit umsehen könne. Wie
 froh ich war und welche Dankesempfindungen gegen den
 großmüthigen Joseph in meiner Seele auflebten kann ich
 nicht beschreiben. Es war gerade ein französisches Kauf-
 farttheischiff (l'Amadée) zu Neuhyork eingelaufen, von dem
 wir vernahmen, daß es eine Ladung nach London einneh-
 men werde. Sogleich schloß man mit dem Capitain eine
 Uebereinkunft zu meiner Ueberfahrt, da aber das Ausla-
 den eines Kauffarttheischiffes, die Berichtigungen, die Fracht-
 rechnungen, die Einnahme der neuen Ladung und nöthi-
 ger Provisionen, mehr Zeit braucht, als das Umladen
 eines Güterwagens in Zürich, Basel oder andern Städt-
 ten auf dem festen Lande, so mußte ich noch drei Mo-
 nate in Neuhyork verweilen, hatte nun aber einmal die
 sichere Hoffnung wegzukommen und — Hoffnung läßt
 ja nicht zu Schanden werden!

Sechszehnter Abschnitt.

Reise von Newyork nach London. — Ansuchen
bei dem englischen Ministerio daselbst, zu meinen
Söhnen nach St. Helena reisen zu dürfen. —
Abschlägiger Bescheid. — Reise über Dover nach
Calais.

Den 3. December 1819 lichtete das Schiff l'Amadée
vor Newyork die Anker und ging unter Segel. Un-
geachtet meiner großen Sehnsucht abzureisen, hatte mich
doch der Abschied von meinem großen Protecteur und Wohl-
thäter und so vielen achtbaren Freunden, die ich in
Amerika zurückließ, nicht wenig Mühe und Thränen
gekostet. Besonders verdienten auch Frau Zahet, ihrer
für mich gehaltenen Aufmerksamkeit wegen, so wie die
gute Schwarze, für ihre unausgesetzte Sorgfalt und die
Geduld, die sie oft mit meiner übeln Laune haben mußte,
meine dankbarste Anerkennung.

Wir waren zwölf Passagiers auf dem Schiffe, Herr
Amadée von Neuchâtel, der Ausrüster des Schiffes
selbst, nebst noch zwei welschen Schweizern, ein Herr
Bernoulli aus Basel, sieben Franzosen und meine

Benignität. Es bleibt ein großer Beweis der Verträglichkeit der Männer, daß sich diese eilse auf der ganzen Fahrt nie um mich gezanft haben; doch jeder hatte vielleicht die Hoffnung bei Hause etwas Besseres zu finden, das wohl die Ursache gewesen seyn mag. Vierzehn Tage hatten wir das herrlichste Wetter und den günstigsten Nachwind, der uns in einer Stunde, viere weit brachte. Wir speissten immer auf dem Verdecke und hatten in dieser Zeit das Vergnügen, den Geburtstag unsers Herrn Schiffsratons zu feiern, der ein prächtiges Gastmal gab. Wir hatten wirklich die Hoffnung mit diesem Winde nach England zu kommen, allein die Scene änderte sich und wir mußten einen sechstägigen sehr starken Sturm aushalten, in welchem wir jeden Augenblick befürchteten unterzugehen. Die See tobte fürchterlich, doch war der Wind gerade und die Wellen schlugen nur von hinten so gewaltig über das Schiff her, daß sie es mit jedem Momente zu begraben droheten. Wir machten während dieses Sturmes in einer Stunde 6 bis 7 Stunden. Nachdem sich die See wieder ein wenig beruhigt hatte, sahen wir beständig eine Art schwarzer Fische die Köpfe aus dem Wasser hervorstrecken, was die Matrosen für eine böse Vorbedeutung hielten und uns prophezeiten, daß wir noch Schlimmeres zu erwarten haben würden. Es währte auch wirklich nicht lange, so fing das Meer wieder von Neuem zu toben an. Das Schiff schwankte nun fürchterlich, die Schiffsleute mit den Speis-

wurden und im Anfange schon umgeworfen und wir mußten sie am Boden zusammensuchen, wenn wir etwas genießen wollten. Bald lagen wir auf einer, bald auf der andern Seite. Im Nu stand das Vordertheil des Schiffes hoch bergan und pflotschnell ward es wieder in den Abgrund versenkt. Die Matrosen selbst bezeugten, solch einen Sturm kaum noch gesehen zu haben. Segel und Tauwerk wurden von der Gewalt des Windes zerissen und man ward endlich genöthigt einen Theil der Ladung über Bord zu werfen. So wurden wir in einer Stunde 10 Stunden weit fortgeschleudert und wir fingen an, an unserer Rettung zu verzweifeln. Viele junge Schweine, die an Bord waren, machten bei dem beständigen Herumwerfen des Schiffes ein jämmerliches, unerträgliches Geschrei. Auch die sonst des Wassers so sehr gewöhnten Enten fanden diese Partien gar nicht angenehm und führten mit ihrem ga, ga, ga, eines solchen Zitterlärmen, daß wir oft uns selbst nicht dauer hörten. Wir halfen diesen guten Thieren, dem größern Theile nach von der Angst, in der sie schwabten, indem wir sie schlachteten und genoßen, so gut sich dieses thun ließ, denn was wir nicht mit den Händen festsassen und verzehren konnten, war nun keine Nahrung mehr für uns. Endlich legte sich der Sturm allgemach und wir fingen an uns vom Schrecken zu erholen. Auf der ganzen Reise trafen wir kein einziges Schiff an, als das Wrack des vor drei Jahren schon verunglückten Schiffes

St. Johannes, das damals mit einer Ladung Holz aus Amerika kam, in Brand gerieth und von seiner Besatzung eiligst verlassen wurde. Wir hielten es beim ersten Anblick für einen markirten afrikanischen Corsaren, riefen es durch das Sprachrohr an und da keine Antwort erfolgte, fuhren einige unserer Matrosen in einem Bote hin, um sich zu erkundigen. Sie erkannten selbiges bald und fanden, daß es nur halb verbrannt und durch einen besondern Zufall, etwa durch die überstürzenden Wellen oder einen starken Regenguß, der gänzlichen Zerstörung durch's Feuer entgangen war. Um nun nicht ganz vergebene Mühe gehabt zu haben, bestiegen sie es und füllten das Boot mit Holz, wovon sie noch vieles darauf fanden und kamen dann wieder zum Schiffe zurück. Dieses Fahrzeug wurde nun schon drei Jahre auf offener See herumgetrieben und wird es vielleicht jetzt noch, in zwischen so manches andere mit Leuten, Hab und Gut untergegangen ist; eben so lebt auch in der Welt mancher Taugenichts, während das unerbittliche Schicksal viele brave Männer in der Mitte ihrer nützlichen Laufbahn dahintruffte. Nach einer Ueberfahrt von 28 Tagen langten wir den 31. December Abends, 39 engl. Meilen von London, glücklich in England an.

Daß die ausgestandenen Stürme meiner ohnehin geschwächten Gesundheit nicht wohl zu statten gekommen seien, werden meine Leser leicht glauben. Wirklich war ich so schwach, daß ich weder stehen noch gehen konnte.

und meine Brust war so angegriffen, daß ich Blut speien mußte. Man trug mich in das große, mitten in London gelegene Hôtel Lloyd, welches zugleich das erste so wohl berühmte Caffehaus der Stadt ist.

Ein unaufhörliches Gedränge von Zeitungslesern, Neuigkeitskrämem und politisirender Mißiggängern aus allen Ständen findet hier zu jeder Stunde statt, auch große Wetten werden da gemacht und die ganze Welt auf die Waagschale genommen. Natürlich war ich nicht selbst Augenzeugin, aber der Austritte, die es da gibt, wurden mir viele lustige erzählt. Sobald ich nur ins Haus eintrat und vollends auf mein Zimmer kam, glaubte ich, daß mich der fatale Steinkohlengeruch erstickern würde. Das Uebrige davon muß einem jeden Fremden, der das erste mal nach London kommt, sehr auffallen. Ich ließ mir nun einen Arzt rufen, der meine Umstände so bedenklich fand, daß er mich jeden Tag zweimal besuchte, ich trachtete aber bald, diese Visiten ein bißchen einzuschränken, denn die Herren Aerzte in London sind theure Herren; jeder Besuch kostete mich eine halbe Guinee. Das Zimmer, das man mir angewiesen hatte, war zwar schön und reinlich, entsprach aber gar nicht der Eleganz, die ich in einem großen englischen Gasthose erwartete; ich machte nach Landesfitt mit meinem Wirth den Accord für meinen Unterhalt, der mir zweimal Caffee mit Weißbrod und Butter, zu Mittag eine Portion halbgelochtes Fleisch, oder ein Plättchen mit Fischen

an einer weißen Brühe, die nicht zu genießen war, das Zimmer eingerechnet, täglich für 15 Schilling gab. *) Was ich bei der Bewirthung am meisten vermifste, war eine gute Suppe, welche die Engländer gar nicht kennen. Sie schütteten die Fleischbrühe aus und die schwachhaften, in Frankreich und Deutschland so beliebten Saucen, sind bey ihnen nicht einheimisch, alles wird nur halb gekocht oder gebraten. — Als ich mich wieder ein wenig erholt hatte, ließ ich mir, um täglich ein halb Gläschen davon zur Stärkung zu nehmen, eine Flasche Wein geben, diese kostete 7 Schilling; da möchte wohl manchem der Gang zum Verauschen vergehen. Was mir in dem Hotel am besten gefiel, war die frohe liebeliche Aufwärterin, ein schnippiges Mädchen, aber sehr gefällig. Das artige Kind hatte sehr viel Attachment für mich, obgleich ich ihr oft ihr freundliches How do you do? (Besinden Sie sich wohl?) mit einem verdammt trocknen: *werry well* (sehr wohl) erwiderte. Dennoch sagte die Kleine mehrmal zu mir, sie wünsche nur mit mir nach der Schweiz gehen zu können.

Sobald ich mich so weit gestärkt fühlte um mich mit dem Entzweck meines Daseins in London beschäftigen zu

*) Ein englischer Schilling ist ungefähr ein halber unsrerer Gulden zu machen ein Pfund Sterlin, was aber nur eine eingetheilte Münze ist. Ich habe sie hier im Wechsel überall und unter 20 Gulden gesehen. Die derselben nachkommende Geldsorte heißt *Guinea*.

können, ließ ich eine sehr dringende und allerehrerbietigste Bittschrift an S. K. H. dem Prinz Regenten verfertigen, in welcher ich kurz meine traurige Lage erzählte und darin bat, zu meinen Söhnen nach St. Helena reisen, oder wenn dieses nicht möglich wäre, ihnen doch von hieraus schreiben zu dürfen. Diese Bittschrift, die mich in der Schweiz kaum zwei Thaler gekostet haben würde, kostete mich in London 85 Schilling, also ungefähr 4 $\frac{1}{4}$ Louisdor — und da ich sie selbst nach dem Palais brachte, so mußte ich für die Fahrt dahin 9 Schilling bezahlen. Die wunderbaren Engländer! Sie thun, als ob sie das Geld mit Löffeln schöpfen könnten, so theuer ist alles bei ihnen und doch, wenn sie heut zu Tage in die Schweiz herüber kommen, wo es viel wohlfeiler ist, beklagen sich alle Witthe, daß sie so sehr knausern. Es ist ein eigenes Volk.

Während dem ich nun die allergnädigste Resolution auf meine eingegebene Bittschrift erwartete, hatte ich Zeit mich ein wenig in London umzusehn und es war wie immer meine erste Sorge, die lieben Landsleute aufzusuchen, worunter natürlich die zwei noch daselbst etablirten Zürcher, die ersten waren. Den in der ganzen Welt berühmten Maler Herrn Füßli, dessen Munterkeit und gutes Aussehen nicht auf das Alter schließen läßt, das er wirklich hat und Herrn Römer, des durch freundschaftliche Gefälligkeit alles übertraf, was ich nur von einem Landsmanne erwarten durfte. Herzlich bedauerte

ich, den nicht nur unter seinen Landsleuten sondern überall geschätzten Herrn Escher nicht mehr getroffen zu haben. Es hätte mich besonders gefreut, ihm als dem würdigen Nessen des großen Protektors meines sel. Vaters, meine Ehrerbietung bezeugen zu können. Er nahm, auch ferne vom Vaterlande, den Ruf, der seiner edeln Familie eigenen Wohlthätigkeit, mit ins Grab.

Sonst habe ich auch zu meinem Bedauern gefunden, daß bei einigen längere Zeit in London etablirten Schweizerfamilien ihr mitgebrachter National-Charakter dem englischen schon ziemlich Platz gemacht habe. So gab mir einer dieser Herren, dessen Geschlecht in mehr als einem Kanton blüht, als ich ihn im Gespräche freundlich fragte: aus welchem Canton er abstamme? die spröde und ungeschällige Antwort: Warum? — Mit Besichtigung aller Merkwürdigkeiten, die London aufzuweisen haben mag, konnte ich mich, so gerne ich auch gewollt hätte, nicht abgeben, theils weil ich merkte, daß mein Beutel in dieser geldfressenden Stadt ein ziemliches Loch bekommen würde, theils weil vieles, besonders Kenntniß und Urtheil über Kunstfachen, meinen Horizont übersteiget. Auch wird der Leser das alles leicht vermissen, da eine solche Menge Bücher davon handeln, daß meine schwache Beschreibung ganz überflüssig seyn würde. Unter den öffentlichen Gebäuden in London zog mich besonders die schöne St. Pauls-Kirche mit ihrer prachtvollen Bedeckung an. Auf die Börse, die größte, die ich je gesehen hatte, führte

mich der Sohn des ältesten hier etablirten Schweizer Kaufmanns und präsentirte mich mehreren unsrer Landleute. Es ist eine unabsehbare Gallerie mit den herrlichsten Glasthüren, durch welche man, ohne einzutreten, seinen Mann suchen und finden kann. Auch die königliche Bank ist ein imposantes Gebäude von vier Flügeln, wovon aber, zum Beweise des nicht überflüssigen Geldes, nur einer offen stand. Diese zwei Gebäude werden von einer ganz eigenen Garde bewacht, die mir Furcht einjagte. Es sind alte, weißgraue, vielleicht hundertjährige Männer in langen rothen Röcken, mit weiten Ärmeln; ein kleines winziges Hütchen mit einem fast unsichtbaren Goldbörtchen verbrämt, bedeckt ihr ehrwürdiges Haupt und an ihrer Waffe, einem langen Spieß, hängt der Rost vieler Jahrhunderte.

Von den drei in London sich befindenden Theatern kann ich sagen: J'entends bien, mais je ne comprends pas (ich hörte wohl, aber verstand nichts) und eben so fruchtbar war ich auch Zuschauerin bei der Sitzung eines Criminal-Gerichts, das einen jungen Menschen verurtheilte, gehangen zu werden, eine Ehre, die man sich in England um sehr wenig Geld verdienen kann. Was mich eigentlich dahin führte, war die mit gerühmte für unsere Zeiten sehr seltsame Amtsstracht der Richter, die, in ihren großen, in unzähligen Locken über Achsel und Rücken weit herabhängenden Perücken, nie ein mehr komisches als ernst richterliches Aussehen zu haben schie-

nen. Warum diese großen Perücken nur hier in den Gerichtshöfen beibehalten werden müssen, weiß ich nicht; da sie die Ohren so gut bedecken, so scheinen sie sowohl der Stimme des Mitleids als der Gerechtigkeit im Wege zu stehen.

Die lutherischen und reformirten deutsch- und französische Kirchen, die die Engländer Kapellen heißen, besuchte ich auch und hörte da mehrere sehr rührende Predigten. Von den da angestellten geistlichen Herren hatte ich die Ehre den Herrn Doktor Schwab aus Frankfurt und Herrn Marechal von Genf näher kennen zu lernen. — Sonst gestehe ich, daß mir weder London, in Vergleichung mit andern großen Städten, noch seine Einwohner vorzüglich gefallen haben. Der Londoner, wenn man ihn über die Straße laufen sieht, scheint nicht bloß stolz, ja auch mitunter etwas grob zu seyn. Er rudert gewöhnlich mit Armen und Händen so gewaltig um sich, daß man alle Augenblicke befürchten muß, entweder einen Rippenstoß oder einen Schlag in's Gesicht zu bekommen, auch gleicht nichts der weltbekannten Roumadiesen Leute; sie springen von einem Extrem zum andern über und sind im Stande morgen mit der größten Leichtigkeit oder Gleichgültigkeit eine Handlung zu thun, die sie heute mit Hize für Raserei und Unsinn erklären würden. Nirgends wie in London trifft man den unglückseligen Gegensatz von dem größten und übertriebensten Reichtum und Luxus bis zur allerniedrigsten Armuth und Bettelerei.

so häufig und auffallend an. Ich habe sogar in London Bettler gesehen, die in ein bloßes Schaffell eingehüllt waren.

Endlich lief die allergnädigste Resolution des Prinz Regenten auf meine Bittschrift ein. Sie lautete dem Inhalt nach kürzlich also: Der Bittstellerin ist nicht erlaubt nach St. Helena zu gehn; dagegen steht ihr frei an ihre Söhne dahin zu schreiben; der Brief muß aber offen an das Ministerium übergeben werden. Ich schrieb zwar einen solchen und übergab ihn; ob er aber abgeschickt worden, das weiß ich nicht, wenigstens habe ich noch nichts von meinen Söhnen gehört. Ich hatte nun meinen Bescheid und schickte mich zur Abreise an und obgleich während meines Hierseins der famöse Prozeß des Prinz Regenten mit seiner Gemahlin und den Irändischen Angelegenheiten die ganze Nation in eine Art von Gährung setzten, so konnte doch ich dafür kein Interesse gewinnen. Als ob ich eine geborne Französin wäre und die Antipathie dieser Nation gegen die Engländer mit der Muttermilch eingesogen hätte, so war mir in London alles zuwider. Ich war deswegen auch die ganze Zeit über verdrießlich, unverträglich und mit niemand zufrieden.

An die englische Küche konnte ich mich gar nicht gewöhnen und ich sehnte mich sehr nach Calais hinüber, um nur einmal wieder eine gute Suppe kosten zu können. So am Gemüthe mehr als am Körper krank, verließ ich London. Einige welsche Schweizerfreunde beschenkten

nich noch auf den Weg mit verschiedenen englischen Erfrischungen, von denen ich aber so zu sagen nichts genoß, sondern selbige in Calais noch an Kinder vertheilte. Ich hatte indessen in dieser weltberühmten Hauptstadt 1500 Fr. liegen lassen und ging mit schwerem Herzen und desto leichterm Beutel eines Abends um 7 Uhr in der Diligence von London ab und langte Morgens um 8 Uhr in Dover an. Hier ging das Paquet-Boot oder, wie wir in der Schweiz sagen würden, das Postschiff um 1 Uhr unter Segel und da der Wind fehlte, so brauchten wir, was bei gutem Winde in 4 Stunden geschehen kann, gerade das Doppelte und erreichten Abends um 9 Uhr das von mir so sehr ersehnte Calais.



Siebenzehnter Abschnitt.

Das feste Land der alten Welt,
Empfängt mich krank und ohne Geld.

Reise durch Belgien, in der Hoffnung, Schweizertruppen anzutreffen. — Das Regiment Sprecher in Löwen. — Fortsetzung der Reise nach Brüssel. — Wallfahrt zu den Gräbern von Waterloo. — Eharlotrol. — Weinbruch und langer Aufenthalt. — Weitere Reise über Maubenge, Avennes, Sedan, Nancy und Metz — von da wieder nach Lyon.

Unmuthig, wie ich von London abreihte, kam ich auch in Calais an. So vortrefflich die englischen Diligencen auch sind, so macht doch schon ihre Geschwindigkeit sie für eine geschwächte Gesundheit nicht gar empfehlend. Das langweilige der Ueberfahrt von Dover war mir auch zuwider und vermehrte mein Mißbehagen und als wir nun anlangten, wurde daselbe noch vollends durch einen Vorfall aufs höchste gebracht. Die See war nämlich so klein, daß die Boote nicht ans Land kommen konnten und große starke Männer waren daher gleich bereit uns

auf dem Rücken ins Trockne zu bringen. Diese Art von Reiterei gefiel mir nun gar nicht, aber es war nun einmal so und ich mußte mir's gefallen lassen.

In Calais hatte ich einen alten Bekannten, den ich im Lager bei Boulogne kennen gelernt hatte, wo er dazumal Regiments-Schuhmacher war. Er ist ein Schweizer, aus Einsiedeln gebürtig und war bereits seit 40 Jahren hier etablirt, wo er sein Glück machte und vier Häuser als Eigenthümer besitzt. Sein Name ist mir entfallen, das nur weiß ich noch, daß er mit den ersten Familien des Fleckens, namentlich aus den Gasthöfen zur Blume und Adler verwandt ist. Dieser brave Landmann nahm mich mit sehr vieler Liebe und Freundlichkeit auf und ich blieb acht Tage bei ihm, während welcher Zeit ich wenigstens bei dieser guten Schweizer-Familie meine üble Laune ein wenig ausschlafen konnte. Mit Dank und heißen Segenswünschen verließ ich diese wohlthätige Familie und reiste in der Dilligence nach —

Dünkirchen. Auch hier fand ich einen noch nähern Landmann, Herrn Bösch, Zuckerbäcker von Daxos in Blinden. Dieser edle menschenfreundliche Mann nahm sich meiner mit mehr als landsmännischer Treuherzigkeit an. Kein Bruder könnte an seiner unglücklichen Schwester mehr thun, als er an mir that. Da jede starke oder anhaltende Bewegung mich nach so viel ausgestandenen Strapazen niederwerfen konnte und sich jetzt dazu kummervolle Aussichten eröffneten, so drängte sich mir

unterwegs obiger Heim Welt und Geld unentfäglich auf. Der Gedanke, welche ruhige Tage hättest du leben können und welcher unsicheren Zukunft gehst du nun entgegen? bemächtigte sich meiner in seiner ganzen Stärke und ich kam wirklich sehr krank in Dinkirchen an. Der liebe Herr Bösch brachte mich in ein sehr gutes Hotel, verschaffte mir alle mögliche Bequemlichkeit und überhäufte mich mit Wohlthaten und Freundschaftsbezeugungen und so fand ich mich nach einer Ruhe von circa vier Wochen im Stande meine Reise weiter fortzusetzen. Herr Bösch begleitete mich selbst bis an den Postwagen und mit der tiefstenührung schied ich von dem edelbedenkenden Landsmann.

Meine Absicht war, nach Belgien zu gehn, weil ich gehört hatte, daß mehrere Schweizertruppen in den Besatzungen daselbst lägen. Auf der Hureise hatte ich Lille zu passieren und ich freute mich recht darauf, diesen Ort, in welchem ich einige schöne Jahre verlebt hatte, wieder zu sehn, weil ich da alte Freunde anzutreffen hoffte. Aber, mein Gott, wie hatten sich da die politischen Glaubens-Grundsätze geändert. Da, wo man 1792 die ihrem Eide getreuen Schweizer meuchelmordete und wo 1815 Ludwig XVIII. keinen Zufluchtsort mehr fand, da galt nun nichts als was Bourbon hieß. Diese ganze Eimeränderung fiel mir sehr auf und ich konnte mich kaum darein finden. Ein so leichter Umschwung von einem politischen System auf das andere bezeichnet den

französischen Charakter, der immer nur neues sucht und Abänderung liebt.

Man berichtete mir, daß das Schwelzer-Regiment von Sprecher in Löwen garnisonire. Dahin hatte ich nun meinen Weg richten wollen, allein ich weiß selbst nicht wie es ging, ehe ich mich's versah war der Postwagen auf der geraden Straße nach Brüssel fortgefahren.

Welche Erinnerungen mußten sich mir in dieser alten belgischen Hauptstadt aufdrängen! Hier war es, wo ich nach jener großen Schlacht, die das Schicksal Frankreichs und meines großen Wohlthäters Napoleon entschied, in Offiziers-Kleidung schwer verwundet in's Hospital gebracht wurde. Nicht weit entfernt war das mörderische Schlachtfeld, wo mein Mann mit zwei unsrer Söhne sein Leben aushauchte. Bald war es beschlossen: ich mußte hingehen, mußte ihre Gräber auffuchen und darauf sterben. Das war mein festgewurzelter Entschluß. Nachdem ich mich die ganze Nacht über mit diesen Gedanken beschäftigt hatte, machte ich mich am Morgen auf den Weg und fand nahe an der Pfarrkirche zu Beerst, die ein wenig seitwärts vom Dorfe im Bezirke des zweiten Schlachtfeldes liegt, einen Grabhügel der erschlagenen Krieger, an welchem die Lagerstätte mehrerer gefallener Anführer, die man nicht auf Haufen, sondern einzeln zur Ruhe gelegt hatte, mit Steinen bedeckt waren. Ich kann nicht mehr sagen, waren ihre Namen darauf eingehauen, oder waren es bloße Merkmale, daß hier Hel-

den Sägen, deren Andenken man ehren wollte; genug, man hatte mir schon im Hospital zu Brüssel gesagt, daß mein Mann auch unter einem dieser Steine begraben liege; ich untersuchte also nicht und gleich, als ob der Geist meines seligen Vatten mir mit lauter Stimme zugerufen hätte — hier bin ich! warf ich mich auf dem ersten besten Steine, vor dem ich ankam, der Länge nach nieder. Gott, laß mich hier sterben! rief ich und indem ich meine Arme ausbreitete um den Schatten meines seligen Vatten aufnehmen zu können, umflammerte ich fest den kalten Stein, von dem ich glaubte, daß er seine Gebeine bedeckte. So lag ich, bald weinend, bald bestend — dann wieder zürnend — daß der Tod noch nicht käme und mich zu meinem Manne führen wollte. Wie lange diese herzzerreißende Unruhe gedauert haben mag, kann ich nicht bestimmen, ich fiel in eine gänzliche Besinnungslosigkeit, in der mir selbst wohl war, weil ich schon bei meinem seligen Manne zu seyn glaubte und nichts mehr von meinem körperlichen Dasein empfand. In diesem Zustand blieb ich den ganzen Tag und die folgende Nacht, niemand sah oder hörte mich. Die ganze Nacht durch soll es geregnet haben, doch ich spürte davon nichts.

Am Morgen frühe kam der Todtengräber, der auf dem anstoßenden Kirchhof ein Grab zu machen hatte und sah mich zufälliger Weise. Er eilte zurück und zeigte es dem Pfarrer an. Der gute Mann hatte mich für tod

angesehen, weil ich nicht die geringste Bewegung machte und nicht den leisesten Laut von mir gab. Nun kam der Pfarrer von einem seiner Consistorialen, dem Küster und Todtengräber begleitet, um zu sehen, was mit mir zu thun wäre. Bei der ersten Berührung gab ich Zeichen des Lebens von mir. Der Pfarrer fragte hierauf in einem ziemlich rauhen Tone: was macht ihr da? Was geht das euch an? erwiederte ich trohlig. Er befahl mich aufzuheben — mich sträubend rief ich: laßt mich, der Platz ist mein, ich will hier sterben — das ist mein Familiengräßniß, mein Mann und meine Söhne liegen hier, ich will auch hier liegen, geht weg, laßt mich, ich will sterben. Der Pfarrer wußte nun, woran er war. Gute Frau, hub er an, das steht nicht in eurer Gewalt. Freilich, wenn man euch nicht gefunden hätte, hätte euer Wunsch wohl erfüllt werden können, aber dann wäret ihr als Selbstmörderin gestorben. Der Mensch empfängt sein Leben von Gott und Gott bestimmt die Stunde seines Todes; seinem uthabenen Willen diesen wir nicht vorgreifen; es scheinen schwere Prüfungen über euch ergangen zu seyn, ihr müßt euch mit Geduld darcin schicken und Gott vertrauen, daß Er es auch wieder besser machen werde. Jetzt seid nicht widerspenstig und folget uns, ich müßte euch sonst mit Gewalt wegtragen lassen; mein heiliges Amt gebietet mir, jedem Menschen heizuspringen, den ich im Elend sehe, wir wollen an euch thun, was Menschen können, das

Uebrigc wicd Gott thun. Eine solche erlöhrende Anrede konnte nicht ohne Wirkung bleiben, ich ließ mich aufrichten, was ich schon selbst nicht mehr hätte thun können. Kopf, Arme und Beine waren dick aufgeschwollen, der ganze Körper beinahe völlig erstarrt und die Kleider wie aus dem Wasser gezogen. So saßen mich der Küster und Todtengräber unter die Arme und brachten mich, mehr tragend als führend, in den Pfarrhof. Hier übergab mich dieser menschenfreundliche Pfarrer der Sorgfalt seiner eben so gesinnten Jungfrau Schwester, die mich mit Hülfe ihrer Köchin auskleidete, trockne Wäsche anzog und zu Bette brachte. Es stellte sich nun wohl der Schlaf, aber mit demselben eine gänzliche Sinnlosigkeit ein. Ich versiel in ein förmliches Delirium. In diesem Zustande wollte ich den guten Leuten zum zweiten male wieder entwischen und nach den Gräbern zurückkehren, sie mußten mich daher streng bewachen. Die guten Leute waren in Verlegenheit, um zu erfahren, wer ich wäre und woher ich käme. Sie richteten verschiedene Fragen an mich, allein mein zerütteter Kopf verstand nichts und ich schwatzte nur ganz verworrenes, unzusammenhängendes Zeug. Die besorgte Schwester des Pfarrers hatte indessen meine Kleider trocknen lassen und mir solche mit vieler Mühe wieder zurecht gemacht, sie brachte mir selbige zum anziehen und sagte: Wenn Sie nun angekleidet sind, so wollen wir einen Spaziergang mit einander machen, es ist heut so herrliches

Wetter. Ich ließ mir alles gefallen. Sie-führte mich zuerst in den Garten des Pfarrhofs, doch ohne mich je vom Arme zu lassen, hernach auf die entgegengesetzte Seite des Dorfs und suchte mich auf die schönen Saaten und Gewächse aufmerksam zu machen, ohne mit einer Silbe meine Geschichte zu berühren. Dieses kluge Verfahren wurde ihr wahrscheinlich von ihrem Bruder vorgeschrieben, der nur allgemäch meine Geisteskräfte wieder in Wirksamkeit bringen und mich nicht durch unzeitige Fragen aufs Neue zurückwerfen wollte. Ich blieb aber noch ganz stumpf und einsilbige abgebrochene Worte waren alles, was die gutmüthige Begleiterin zur Antwort bekam. Die edle Seele hatte dabei genug zu thun, mich nur nachzuschleppen, meine Beine waren noch so erschlaft, mein Kopf so aufgedunsen, daß es schon einen großen Grad christlichen Mitleidens bedurfte, um mich nur spazieren zu führen. Die warme Sonne und die erfrischende Lust waren indessen von wohlthätiger Wirkung; ich verfiel in einen ruhigen Schlaf. Man beobachtete und belauschte mich und da hörte man, daß ich im Traume mehrere male den Namen Monsieur Michel deutlich nannte. Dieser Monsieur Michel ist ein Zuckerbäcker von Rüblis aus dem Prettigau gebürtig, hat eines der besuchtesten Hotels in Brüssel und ist dort und in der ganzen Gegend bei jedermann bekannt. Als nun der Herr Pfarrer mich diesen Namen rufen hörte, schickte er gleich hin und ließ Hrn. Michel sagen, was

hier vorgefallen sei. Dieser, der über mein Ausbleiben schon lange in Angsten gewesen, kam sogleich heraus und fand mich in noch sehr schwachem Zustande. Der Pfarrer aber schrieb nun einen amtlichen Bericht an das holländische reformirte Consistorium in Brüssel und dieses machte sogleich Anstalt, mich dahin zurückbringen zu lassen. Als ich bei Hrn. Michel ankam, waren gerade mehrere Offiziere von dem Regiment Sprecher aus Löwen zugegen; diese wollten, daß ich nach Löwen zu ihrem Regimente transportirt werden sollte und wollten mich in einer Schuife dahin bringen lassen. Das sind die hier gewöhnliche auf den Kanälen hin und her fahrenden Marktschiffe, deren sich die Passagiere zu bedienen pflegen; ich beharrte aber halsstarrig darauf, daß ich den Weg zu Fuß machen wollte. Es sind zwar vier Stunden, die Straße ist aber ganz flach und wie auf einem Zimmerboden zu gehen.

Da ich indessen noch sehr geschwächt war und mit halbverbundenen Augen gehen mußte, so hatten die Offiziers die Sorgfalt, mir ein holländisches Weib zur Begleitung mitzugeben, die für mich Sorge tragen sollte. Diese Frau aber ließ mich meiner Wege gehen, fand allenthalben Bekannte, mit denen sie schwatzte, rief den Schiffleuten auf dem Kanale zu, kurz, beschäftigte sich mit allen Gegenständen nur nicht mit mir. Nun waren wir kaum eine Stunde von Brüssel, so fanden sich am Berde des Kanals, an welchem ich mit verbundenem

Köpfe halb blind und auf's Gerathewohl fortstolperte, kleine runde Löcher gegraben, um junge Bäume darin zu setzen, ich stürzte mit dem rechten Fuße in eines derselben und verdrehte ihn auf eine traurige Weise. Nicht im Stand das Bein zurückzuziehen, mußte ich hier sitzen bleiben, während meine Begleiterin zurücklief und den Vorfall erzählte. Sogleich setzte sich einer der Offiziere in eine Chaise und kam mir zu Hülfe. Es war keine geringe Arbeit mich heraus und in die Chaise zu heben; doch gelang es endlich und der brave Mann begleitete mich nach Löwen, wo ich unter den heftigsten Schmerzen und einer unbeschreiblichen Ermüdung ankam. Dieser Unfall war wieder eine Folge meines unbezwingbaren Starrsinns, denn hätte ich gutem Rath gefolgt, so würde ich im Schiffe wohl schwerlich den Fuß verrenkt haben. Man ließ nun gleich einen Feldscherer rufen, der mir ihn wieder einrichten sollte, allein der Herr Chirurgus hatte wahrscheinlich auch schon Füße, aber nur eingerichtete gesehen, wie man aber das Ding, wenn's einmal verschoben wäre, wieder in einander fügen müsse, verstand er nicht.

Er machte indessen seine Geschäfte mit vielem Kunstair oder anmaßlicher Geschicklichkeit und hatte die Ehre Madame zu versichern, daß bald wieder alles in Ordnung seyn würde. Nun hätten freilich auf die Operation die Schmerzen sich mindern und die starke Geschwulst sich setzen sollen; allein es geschah just das Ge-

gentheil, beide nahmen so sehr überhand, daß man genöthigt war, den Hrn. Feldscherer wieder rufen zu lassen und nun zeigte es sich bei Auflösung des Verbandes, daß der gelehrte Herr in seinen Exertitionen noch wenig bewandert sei und eine ganz schiefe Richtung genommen hatte, denn der Fuß war nun erst recht verdreht und stund seitwärts anstatt gerade voraus. Es war da nichts zu thun, als ihn wieder auseinander zu reißen und aufs neue einrichten zu lassen. Daß ich mich aber diesem Herrn nicht wieder anvertrauen wollte, wird man sehr leicht begreifen, er wird sich auch meiner Höflichkeit nicht stark rühmen können; dabei war es mir bei allen meinen Schmerzen doch noch ein leidiger Trost, als ich hörte, daß er kein Blindtner wäre. Der kleine Lärm, den ich machte, zog alle Hausgenossen herbei. Unter diesen war auch ein reicher Jude, ein Kaufmann aus dem Elsaß gebürtig, mit Namen Moses. Dieser sagte, er wolle mir Rath schaffen, ich solle mich nur wenige Stunden gedulden. Er warf sich auf sein Pferd und ritt, was er reiten konnte, nach Brüssel. Von da brachte er den berühmtesten Chirurgen major zurück, dessen Geschicklichkeit in ganz Belgien und Holland bekannt ist.

Als dieser seine Operation beginnen wollte, wurde ich vor Schmerz halb rasend. Wild sing ich an, rechts und links auszuschlagen und zu toben, daß es eine Lust war. Engländer und Türken hätten da unter meiner

Hände kommen sollen, ich hätte sie — zu Pulver gerieben. Allein doch war aller Widerstand vergebens. Vier große baumstarke Männer bemächtigten sich meiner kleinen Person und hielten mich an allen vier Gliedern so fest und sanft, daß ich glaubte, sie wollten mich nach allen vier Welttheilen zu annageln. Der rechte Fuß blieb in Europa, das merkte ich wohl und die Umstehenden hörten, daß ich es merkte. Schreie ließ ich hören, die durch alle Niederlande ertönten und die mir der größte Deklamator von Europa nicht hätte nachmachen können.

Unter diesem melodischen Concerte setzte indessen der Operator sein Geschäft mit einer solchen Ruhe und Unbefangtheit fort, als wenn er auf seinem Zimmer bei einer Pfeife Tabak an einer chirurgischen Meditation arbeitete und brachte glücklich in Ordnung, was nach einer solchen Verpfuschung noch in Ordnung gebracht werden konnte, denn einen sichtbaren Ueberrest dieses Unfalls muß ich nachschleppen so lange ich lebe.

Das Offizier-Corps des Regiments von Sprecher nahm nun an meinem Schicksale einen wirklich sprechenden Antheil. Der General selbst befand sich nicht in Löwen; dagegen besuchten mich Hr. Obrist von Salis und Hr. Regiments-Quartiermeister Hauptmann Abyss von Ebur und ersterer hatte sogar die Güte, alle Morgen durch seinen Ordonnanz-Offizier sich nach meinem Befinden erkundigen zu lassen. Besonders verdient

der hilffreiche und theilnehmende Regiments - Fähndrich und Adjutant, sein Geschlechtsname ist meinem ungetreuen Gedächtniß entfallen, doch war er Gemeindegürger von Langwies, meinen wärmsten innigsten Dank. Dieser liebe Mann war mir allenthalben behülflich. Unter anderm hatte ich gar keinen Appetit, oder wollte vielmehr aus Unmuth nichts essen, da kam der gute Mann auf den Gedanken, mir ein festes Bündnergericht zu bereiten. Er hatte große Freude, als er sah, daß ich nun mit vielem Appetite aß und brachte mir von jezt an bald dieses, bald jenes, nach schweizerischer Art gekocht; auch war er mir durch seine Bemühungen um mich so werth geworden, daß ich alles verschluckt hätte, wenn's nur von ihm gekommen wäre. Er erzählte mir, sein Vater sei jezt der älteste Bürger in unserer Gemeinde; möge auch ihm ein glückliches langes Leben beschereet seyn! auch sein Bedienter, ein gemeiner Soldat, Schmid mit Namen, war einer unserer Mitbürger aus Langwies und wetteiferte so zu sagen mit seinem Herrn, mir alle möglichen Dienste zu leisten, so daß ich es besonders dem Beistande dieser beiden wackern Mitbürger verdanken kann, daß ich trotz meiner Ungeduld, so lange im Bette bleiben zu müssen, auf dem Weg zu baldiger Heilung blieb. Ich war, Gott sei es geklagt, immer eine ungeduldige Duldlerin und hätte in diesem Fache noch manches zu lernen, wenn ich es nur fassen könnte.

Die edeln Stabs-Offiziere des Regiments von Sprecher hatten indessen für ihre Landsmännin eine Kollekte gesammelt, deren Ertrag alles übertraf, was man je nur Großmüthiges von einem Regimente hätte erwarten dürfen. Wenn mir ihre Bescheidenheit nicht verböte, die Summen zu nennen, die ihre Großmuth für mich zusammengeschossen hatte, würde man über solche bedeutende Opfer erstaunen müssen. Unstreitig wollten sie der Wittve ihres Landmannes und Mitbürgers, der mit sechs seiner Söhne vor und nach ihm, mit den Waffen in der Hand, auf dem Schlachtfelde geblieben war, die Achtung beweisen, welche sie seiner Tapferkeit und Pflichttreue zollten. Vaterland! was hast du von Söhnen zu erwarten, die auf diese Weise erfüllte Berufstreue ehren, wenn auch sie einst der Ruf des Fürsten, dem sie dienen, oder der Deinige zu Thaten auffordern wird?

Ich war wieder hergestellt und auch schon wieder ungeduldig weiter zu kommen und sehnte mich heftig nach der Schweiz. Meine großmüthigen Wohlthäter und Landsleute aber wollten mich durchaus nicht weglassen, bis mein Fuß seine volle Stärke erlangt und ich ohne Gefahr würde reisen können. Mein böser Genius verhinderte mich auch hier wiederum gutem Rathe zu folgen. Ich drang durchaus darauf verreisen zu wollen, um bald mein liebes Zürich wiederzusehn und Schweizer-Luft einzuathmen, von der ich behauptete, daß sie allein

meine Gesundheit mir wieder geben könnte. Ich konnte indessen noch kaum recht im Zimmer herumgehn und hätte nöthig gehabt noch mehrere Wochen der sorgfältigen Pflege des, von jenem geschickten Chirurgen major aus Brüssel in der mir nöthigen Behandlungsart wohl unterrichteten Feldchirurges, zu unterliegen. Aber, wenn nicht zu rathen ist, dem ist auch nicht zu helfen; ich reißte ab. Bis auf den letzten Augenblick verließen mich meine lieben Landsleute nicht. Die zwei Herren Adjutanten begleiteten mich bis an die Portiere der Diligence, in welcher ich nach

Namür abging. Dies war nun freilich eine rückgängige Bewegung, doch die größten Generale machen oft dergleichen und selbst meinem lieben Vatter, sel. Andenkens ist dieses begegnet. Kurz, ich wollte nun noch einmal Namür besuchen, weil ich da ein Paar alte Bekanntschaften hatte, von denen ich mit aller Wärme aufgenommen wurde. Von dem hier garnisonirten Schweizer-Regiment von Zürich bewies mir Herr Ott Aide de Camp Ex. Excellenz des Generals, sehr viele Höflichkeit und Theilnahme und er hätte mir mehrere Bekanntschaften verschafft, wenn mich nicht mein rechtes Bein an die Rückkehr erinnert hätte, weshalb ich bloß den ersten Postwagen erwartete, um nach

Charleroi abzugehn. Als ich da ankam, war ich schlimmer daran, als nie, ich konnte beinahe weder stehen noch gehen, der ganze Fuß war wieder schrecklich

verschwellen, die Schmerzen begannen von neuem und ich mußte mich zu Bette bringen lassen. Ich hatte in Charleroi noch von unseren ersten holländischen Feldzügen her mehrere gute Bekanntschaften und diese empfahlen mir einen schweizerischen Feldarzt, von Schaffhausen gebürtig, den ich rufen ließ. Dieser geschickte Landsmann machte ziemlich große Augen, als er das Ding ansah, ich mußte ihm den ganzen Hergang meines Unfalls erzählen und er schalt mich nicht wenig aus, da ich mich gar nicht zu schonen wisse und nicht in Löwen so lange geblieben sei, bis mich die Aerzte selbst für ganz geheilt erklärt haben würden. Danken Sie dem Himmel, sagte er, daß Sie unter die Hände des Chirurgien major gekommen sind, es ist leichter zehn Beinbrüche einzurichten und zu heilen, als einen so verschobenen und ganz verdrehten Knöchel wieder in Ordnung zu bringen. Jetzt seyn Sie ruhig und halten Sie sich nur geduldig und still, durch Wärme und fleißige Ueberschläge müssen wir erst versuchen, dem Geschwulst wieder Meister zu werden und dann wollen wir sehen, was weiter zu thun seyn möge. Diesmal aber müssen sie aushalten, denn wenn Sie sich nicht ganz kuciren lassen, so dürfte die Folge ihrer Widerspenstigkeit leicht die Abnahme Ihres Beines seyn.

Ich merkte nun, daß es Ernst galt und schickte mich gern oder ungern in die Nothwendigkeit. Als sich die Geschwulst nach einigen Tagen gelegt hatte, sand er

eigentlich nichts anders zu thun, als den Fuß selbst durch fortgesetzte Wärme und nun abgeänderte stärkende Ueberschläge allgemach wieder zu Kräften zu bringen, was aber eben viel Geduld und Zeit erforderte. Diese Letztere erlaubten mir nun meine Geschäfte wohl, aber die Erstere — die liebe Geduld — wie schwer mußte diese einer Bonapartistischen Schülerin werden? Mein Herr Oeuvatter Napoleon war aber auch kein großer Professor in dieser Kunst, dafür aber bewies solche desto besser nun mein braver Arzt und der lehrte mich zu thun nach seinem Willen. Freilich hielt mich der gute Mann drei ganze Monate in Charlesroi auf, ich hatte aber, als einmal die Schmerzen vorbei waren, keine Langeweile und war selten ohne Besuche, alte und neue Bekannthschaften kamen täglich zu mir. Ganz besonders freute mich der regelmäßige wöchentliche Besuch des braven Juden aus Löwen, der mir den geschickten Arzt aus Brüssel geholt hatte. Da er alle Wochen einmal in Handlungsgeschäften nach Charlesroi kam, so ermangelte er nie mich zu besuchen. Dieser fromme und menschenfreundliche Israelite, aus welchem Stamm er auch seyn mag, gehört gewiß auch zu den hundert vier und vierzig Tausenden, die der Messias, wenn er kommt, zur Gründung seines göttlichen Reichs berufen wird.

So wie nun mein lieber Schaffhauser Arzt mich wieder auf die Beine gestellt hatte, so dachte ich auch an die Abreise. Aber wie es machen? Der Fuß war

zwar gesund, dafür aber der Beutel gefährlich krank, denn dieser hatte die völlige Schwindsucht bekommen, und die mir in Löwen von dem löbl. Regiment Sprecher zum Behuf meiner Reise zusammengeschossene Summe war hier auf der Lagerstätte wieder durchgegangen. Da hatte Se. Excellenz der Herr Graf de Pley, Commissaire du Roi im Distrikt Charlebroi, die Gnade, mir eine Empfehlung an alle Civil- und Militärbehörden seines Distrikts ausfertigen zu lassen, worin er sie aufforderte, mir Hülfe und Beistand zu leisten. Am Ende fügte der vortreffliche Mann hinzu: Ich empfehle sie besonders der Fürsorge mitleidiger Leute (*personnes charitables*), da sie sich gegenwärtig in dem größten Elend befindet und von allen Hülfsmitteln entblößt ist. Mit solch' einer großmüthigen und kräftigen Empfehlung trat ich meine Reise getrost an, in der Hoffnung, allenthalben gute Christenherzen zu finden, die sich meiner annehmen würden und so kam ich nach

Maubeuge, wo ich wieder alte Bekanntschaften von 1793 her besuchte, die mich wirklich mit der größten Menschenfreundlichkeit aufnahmen und mich besonders durch eine mitgegebene Empfehlung verpflichteten, die mir noch von der größten Wichtigkeit wurde und von der ich gleich weiter reden werde. In

Reziers mußte ich von dem Präfekt (Statthalter) des Departements, einen Paß nehmen, der von dem Maire der Stadt ausfertigt, meinen Weg, da

ich immer nach der Schweiz gehen zu wollen vorgab, nach Hünningen bestimmte. Wie bald ich aber meinen Sinn wieder änderte, wird der geneigte Leser mit Verwunderung hören. Diese meine Unbeständigkeit und der immerwährende Trieb nach — wieder etwas Neuem — ist eben auch das, was ich an liebenswürdiger Flatterhaftigkeit den guten Franzosen abgelernt habe. Nun kam ich nach

Avenes und für hier hatten mir meine Freunde in Maubeuge jene wichtige Empfehlung an den Herrn Obrist Grafen von Polignac mitgegeben. Der Name dieser uralten französischen Familie ist zu bekannt, als daß ich etwas davon sagen möchte. Sie kamen während der Revolution nach Rußland und der junge Graf trat als Obrist in russische Dienste. Sein Regiment kam 1815, einen Theil der Occupationarmee ausmachend, nach Avennes, wo er die höchst liebenswürdige Tochter eines reichen Kaufmanns kennen lernte, die er heirathete, worauf er, da sein Vaterland nun wieder ruhig war, die russischen Dienste verließ und nun mit seiner Gemahlin in ihrer Vaterstadt vergnügt und glücklich lebt und seine größte Wonne darin findet, zum Glück seiner Mitmenschen mitwirken zu können. Dieser edle Graf nun ist Sekretair der Freimaurer-Loge zu Avennes und er ergriff mit Freuden diese Gelegenheit wohlzuthun und mich bei derselben zu empfehlen.

Auf eine so vermögende Fürsprache ließ mir dieselbe nicht nur ein sehr großmüthiges Geschenk reichen, sondern auch durch den Herrn Grafen ein kräftiges Empfehlungsschreiben an alle Freimaurer = Logen ausfertigen, vermittelt dessen Hilfe ich meine Reise bequem fortsetzen konnte. Beides überbrachte mir der Herr Graf eigenhändig und nichts gleicht der Großmuth und Menschenfreundlichkeit dieses edelmüthigen Wohlthäters, der dem Orden, dessen Mitglied er ist, so viele Ehre macht und seine wohlthätigen Zwecke in solch hohem Grade erfüllt. Kleinmüthige Seelen, die ich über den Freimaurer = Orden, von dem sie nichts kennen und wissen, oft schon so liebloß schmähen und loszulegen hörte, schämt euch euerer Vorurtheile! Diese edeln Männer verbrüdern sich um ihre Mit = Brüder zu beglücken, Elende zu erquicken, Nothleidende zu unterstützen, Unglücklichen beizuspringen, Armuth zu erleichtern und dies allein ist der edle Zweck ihres Strebens und Wirkens! Diesen Zweck aber erfüllen sie nicht bloß an ihren Ordensgenossen oder Brüdern, nein! wo sie Elend sehen, da blutet ihr Herz; wo sie Noth erblicken, da kommen sie zu Hülfe; wo sie einen Unglücklichen sehen, eilen sie zu retten; wo sie auf Armuth stoßen, da ist ihre Wohlthätigkeit rege. Gleich dem barmherzigen Samariter fragen sie nicht erst, wer bist du? sie sehen, daß es ein Mensch ist und wer dieses ist, der ist ihr Bruder. — Gehet nun hin und thuet eben so!

Mit jener Empfehlung also in der Hand und dem lebhaftesten Dankgeföhle im Herzen, reiste ich von Avennes weiter und ermangelte nicht, aller Orten, wo sich Logen befinden, dieselbe vorzuweisen. Allenthalben ward ich mit besonderer Liebe und Theilnahme aufgenommen und großmüthigst beschenkt. Auch ward die Schrift des Herrn von Polignac an jedem Orte von dem Großmeister oder dem Sekretaire der Loge am Rande unterschrieben und mit weitem Empfehlungen begleitet. So unterschrieben solche in Charlesville Herr Letrange, in Sedan Herr Ritter Wennod, Excapitain, in Nancy Herr von Ragnau, 1r Surveillant, in Metz Herr Malle-Morian, königl. Prokurator.

Anstatt daß ich nun von Metz meinen Weg nach Hünningen und dem lieben Vaterlande hätte verfolgen sollen, hatte ich mir wieder eine neue Stelle in den Kopf gesetzt. Ich wollte nun, da es mir mit den Söhnen nicht gelungen war, doch meine Tochter besuchen, von der ich glaubte, daß ich sie bei der Frau Großherzogin von Parma antreffen würde. Diesem neuen Plane zu Folge und der Unterstützung der großmüthigen Freimaurer mich tröstend, änderte ich meine Route und ging von Metz in der Diligence nach

Ly on ab. Unterwegs hatte ich bloß in Dôle Zeit von meiner Empfehlung Gebrauch zu machen, wo ich ebenfalls mich des besten Erfolgs erfreute. Die Herren Lacroix und Verdot unterschrieben dieselbe und be-

Schenkten mich im Namen der Loge sehr freigebig. In Lyon gaben mir die Herren Jassier cadet, Hutsadjuvant, rue St. Dominique, Nro. 19. und Barret, Instituteur, rue Mulet Nro. 10. die Adressen der Großmeister der drei Maurer-Logen, die sich in Lyon befinden und diese vortrefflichen Männer, Monsieur Biet à la descente du Pont de Tilsit, Monsieur Richard, rue Romorin und Monsieur Egassantier, Café rue Lafon à coté de l'hôtel du Nord empfingen mich mit einer so wohlthellenden Herzlichkeit, die allen Mitgliedern des menschenfreundlichen Ordens, zu dessen Vorstehern sie gehören, eigen ist. Alle drei Logen waren gegen mich überaus großmüthig und theilnehmend.

Ich eile mit meiner Erzählung so sehr, daß ich beinahe vergessen hätte, meiner lieben Landsleute von dem 2ten Schweizer-Regiment zu gedenken, von dem ich zwei Bataillone in Dijon und das dritte in Chalons zu finden das Glück hatte. Die würdigen Offiziers dieses Regiments erzeigten sich gegen ihre Landsmännchen nicht weniger mildthätig; besonders verdienen hier die, über ihre Vereinigung mit den alten Bundesgenossen höchst erfreuten Walliser, so wie die großmüthigen Solothurner, einer vorzüglichen Dankesbezeugung.

Auf diese kurze Nachholung will ich nun ein wenig ausruhen, um dann meine Leser desto munter zu einem kleinen Spaziergange über die Alpen einladen zu können.

Achtzehnter Abschnitt.

Reise von Lyon nach Italien über Grenoble,
Turin, Parma, Livorno. Zwischentour nach Rom.
Rückkehr nach Livorno.

Für diese kleine Reise bedurfte ich eines Passes; ich meldete mich dafür bei dem General-Polizeileutnant und erhielt zur Antwort, daß ich nicht im Stande seyn würde einen solchen Paß einzulösen, ein solcher außer Landes koste 10 Franken und über dieses sei jetzt die Jahreszeit vorüber, um über die Gebirge reisen zu können und dergleichen, kurz, man wollte mir die Sache ver-
leiden, warum? weiß ich nicht. Vielleicht glaubten die Herren, daß ich Staatsgründe hätte nach Parma gehen zu wollen; die guten Herren! Es war freilich wohl so etwas, was auch schon als Staatsgrund gelten mußte: wenn man z. B. keinen Krieg anfängt weil man kein Geld hat ihn zu führen, oder wenn man Frieden schließt, weil es an Geld gebricht den Krieg fortzusetzen — unge-
fähr von der Art waren meine Staatsgründe auch. Ich wollte also immer aus wichtigen Gründen nach Parma gehen und dann giebt man so etwas um kleiner Schwierig-
keiten willen nicht so leicht auf. Meine Freunde rathen

mir nun, mich an den Schweizer-Consul zu wenden. Ich wusste nicht, daß ein solcher in Lyon wäre und verfügte mich also geschwind zu ihm. Herr Richard empfing mich mit der Herzlichkeit eines biedern Schweizers, mußte aber von Amtswegen nach den Beweisen meiner Herkunft und Heimathortes fragen. Nun waren aber meine Papiere auf meinen langen Reisen so verdorben, daß ich dergleichen aufzuweisen nicht mehr vermochte; der Herr Consul erklärte sich deswegen, ich müsse einen Bürgen haben, der für mich gut spräche. Ich frag nun nach einem solchen und man wies mich an einen jungen Zürcher, der als Putzmacher in Lyon arbeite; sogleich suchte ich ihn auf und fand ihn. Es war der junge Herr Ziegler, Sohn des vor wenigen Jahren verstorbenen Herrn Ziegler am Platz. Ich fragte ihn: ob er nicht auch bei Hause von dem großen Egli gehört habe, der Adjutant gewesen sei? O ja, sagte er, von dem hat mein Vater manches lustige Späßchen erzählt, er lernte auch bei ihm exerciren. Nun ich bin seine Tochter sagte ich und erzählte ihm kurz, um was ich ihn bitten wollte. Der gefällige junge Mann kleidete sich sogleich an und ging mit mir zum schweizerischen Consul; hier nun unterschrieb er mit der größten Bereitwilligkeit in das ihm vorgelegte Buch die von ihm verlangte Caution-Formel und freute sich, daß er das Vergnügen gehabt habe, einer Landmännin und Tochter eines der ältesten Freunde seines sel. Vaters, einen wie er sagte klei-

nen Dienst zu erweisen. Dieser würdige Sproßling seiner menschenfreundlichen Eltern, deren Dienstsgefälligkeit so mancher wackere Eidgenosse in dem schönen Schönenhause zu Zürich erfahren hat, ist dies Jahr von seinen Reisen zurückgekommen und hat sich durch Uebernahme einer der ersten Werkstätten in seiner Vaterstadt etabliert. Gott lasse es ihm wohl gehen und kröne seinen Fleiß mit dem reichsten Segen! Herr Richard fertigte nun einen Paß gratis aus und die liebe Lyoner-Polizei mußte ihr Visum darauf setzen, ohne 10 Franken verdient zu haben.

Ich verreise nun mit meinem Paße und ging anstatt geraden Wegs nach Parma über Gens nach Grenoble. Wie hätte ich ohne diesen Seitensprung zu machen weiter kommen können? In Grenoble gab es für mich Freunde — und Feinde. Auch graute mir vor dem einbrechenden Winter und ich spürte bereits, daß meine Seitenwunde und mein rechtes Bein sich zu einer Winterreise nicht gut bequemen wollten. Ich versuchte demnach, ob sich vielleicht die Zwecke derselben nicht durch Correspondenz erreichen ließen. Zu dem Ende schrieb ich zum zweitenmal an meine Tochter unter der Adresse à Madame Perrier, veuve du Général, Dame d'honneur à la cour de Parma. Ich benachrichtigte sie darin von meiner Lage und dem Wunsche, sie bei der ersten günstigen Witterung besuchen zu wollen, um sie an mein mütterliches Herz zu drücken und (hätte ich hinzusetzen

mögen) mit Jafob zu fagen: ich laſſe dich nicht; du ſegneſt mich dann!

Wirklich war ich in Grenoble wieder krank geworden und dazu geſellte ſich leider wiederum das fatale Gelbfieber, das ich ſo oft ſchon erfahren hatte und das viel böſer iſt als das Gelbfieber in Nordamerika, das ich dort ſo ſehr gefürchtet habe; dieſes iſt doch unparteiſch und macht ſich an alle Leute ohne Unterſchied, an Reiche und Arme; jenes aber beſchmen nur arme, ſchwache Leute; es iſt zwar nicht tödtlich, läßt aber gewöhnlich eine böſe Art von Ausgehung nach ſich. Zwar ſoll es ein paar Gegenden geben, wo dieſe Krankheit noch nicht hingekommen ſey, man heiſt ſie Zufriedenheit, Genügsamkeit oder ſo etwas, da ich aber, auf allen meinen Reiſen, nie da hin gekommen bin und ſie auch auf keiner Karte gefunden habe, ſo zweifle ich, daß ſie je anderswo, als in der Idemwelt exiſtiren. Auf meinen obernähnten Brief an meine Tochter bekam ich leider keine Antwort und zweifelte nun nicht, daß er gleiches Schickſal mit jenem an meine Söhne geſchriebenen gehabt hätte, ich wollte alſo hingehen und ſehen. Nachdem meine Freunde und Wohlthäter in Grenoble, die erwähnte böſe Krankheit durch probate ſtärkende Mittel wieder geheilet hatten und ich von ihnen zärtlichen Abſchied genommen, auch ein herzlichſes Dank euch Gott! geſagt und meinen Paß von dem Herrn Präſekt hatte unterſchrieben laſſen, reiste ich den 20.

Jenner 1821 von Grenoble ab, wobei ich noch die Ehre genoss, von dem großmüthigen für mich sehr thätig gewesenem reformirten Herrn Pfarrer Taschard von Usses aus Languedoc bis an den Postwagen begleitet zu werden. Der Herr Präfect empfahl mir, meinen Weg über Chambery zu nehmen und meinen Pass von dem dort residirenden östreichischen Minister unterschreiben zu lassen.

Den 26. Januar reidte ich wieder von Chambery ab und langte den 2. Februar glücklich in Turin an. Hier nahm ich mein Logis bei Hr. Traxdorf in der Schweizer Pension, wo ich bei 40 Reisende unsrer Nation antraf, die von allen Enden herkamen und nach allen Enden hingingen. Hr. Traxdorf ist ein geborner Sachse, war aber mit einer Schweizerin aus Lausanne verheiratet, die er in der zweiten Kindbett zu verlieren das Unglück hatte. Der Mann ist außerordentlich gefällig und bewies mir sehr viele Höflichkeiten. So ließ er mich in seiner eigenen Chaise von einem seiner Pensionaire Hrn. Ossi aus Basel begleitet, in Turin herumführen, um die Merkwürdigkeiten der Stadt zu besuchen. Das prächtige köngl. Schloß, ¹²der daran stoßende Garten, die Citadellen, die schönen Klöster der Herren Patres Capuziner und Franziskaner, die es auch besser haben als ihr Herr und Meister, ¹³der nicht einmal wußte wo er sein Haupt hinlegen sollte, nebst vielem andern mehr, zogen meine Aufmerksamkeit auf sich und verdienen gewiß die nähere Betrachtung aller Reisenden. Eine Bekanntschaft aber habe

ich in Turin gemacht, die hier und besonders für gegenwärtige Zeit gar wohl einen Platz in einer Lebensbeschreibung zu verdienen scheint. Es lebte nemlich hier ein gewisser Herr Fischer von Bern, der ehemals Offizier unter dem Regiment Tscharnner in sardinischen Diensten war. Dieser Herr machte mehrere Bocksprünge und verging sich zuletzt gegen die Subordination selbst. Als er hörte, daß man ihn packen wollte, flüchtete er sich in das Jesuiten Kloster und schrieb von da aus einen trohigen Brief an seinen Hauptmann: er sei nun hier, wenn man ihn holen wolle, so werde er es erwidern. Den Herren Jesuiten war es nun eine große Freude, daß einer räuhigen Heerde entlaufene Lämmer in den Mutter Schoß der allein selig machenden Kirche zurückzuführen; er ward katholisch, verheirathete sich und bekam einige Kinder, von denen, wie man mir erzählte, noch ein Sohn am Leben seyn soll. Bald aber verlor er seine Frau und nun schien ihm sein Seelenheil noch nicht genug gesichert; er ließ sich die Weiße geben, legte das Gelübde der Keuschheit ab und lebt jetzt als Weltpriester wahrscheinlich sehr ruhig und zufrieden, denn man sieht es wohl, daß seine Befehrung ein Werk des Geistes Gottes gewesen. Ich war lange bei ihm und mußte ihm meine Geschichte erzählen, am Ende fragte er: aber Frau Landsmännin, sagen Sie mir, da Sie an so vielen heiligen Orten gewesen, haben Sie nirgends keinen Trieb verspürt in den Schoß der wahren, kömi-

schen Kirche zurückzukehren? Unser Heiland sagte, antwortete ich: wer beharrt bis an's End, derselbige wird selig werden. Nun stand ich auf und empfahl mich. Der Mann war 66 Jahr alt und Prediger bey der noch aus 60 Mann bestehenden alten Schweizer-Garde des Königs. Ich hatte nun auch in Turin meine Geschäfte beendigt und meinen Paß unterschreiben lassen, wofür ich 4 Franken bezahlen mußte; Hr. Traxdorf hatte die Güte eine schickliche Reisegelegenheit für mich zu besorgen. Es traf sich, daß zwei Cavallerie-Offiziere auch nach Parma abreisen wollten; wir nahmen also zusammen eine Voiture, für die wir jedes 40 Franken, das Nachtquartier und Essen inbegriffen, bezahlen mußten. So ist gewöhnlich der Vertrag mit den Vetturino's, Hausierer oder Lehnkutscher, in Italien, Morgens beim Frühstück und des Nachts speist man zusammen und der Vetturino bezahlt; was jeder den Tag durch genießt, bezahlt man aber extra aus eigener Tasche. Wir machten die Reise sehr vergnügt und glücklich bis Parma, wo wir am Abend des vierten März bei guter Zeit anlangten; ich stieg im Hotel zum Krebs ab und schickte sogleich einen Lohnbedienten nach dem kommandirenden Offizier der Schlosswache, mit der Bitte, mir die Gnade zu erweisen, mich in meinem Quartier für einige Augenblicke besuchen zu wollen. Es war der Vorabend meines 60^{sten} Geburtstages, ich hoffte denselben im Schooße meiner lieben Tochter freudig feiern zu können, aber meine Hoffnung war vergebens. Um

8 Uhr Abends erhielt ich den Besuch des Herrn Commandanten der herzoglichen Garde. Nach den ersten Complimenten fragte ich gleich nach meiner Tochter und nun vernahm ich, daß dieselbe im Jahr 1818 mit der Frau Erzherzogin K. H. nach Wien gereist sei, daselbst habe sie auf allerhöchste kaiserliche Resolution ihre Entlassung, mit Pension für sich und ihre drei Kinder, erhalten; wo sie sich jetzt befinde, könne er mir nicht sagen, ich werde wahrscheinlich darüber in Florenz, Rom oder Livorno Bestimmteres erfahren können, man glaube indessen allgemein, daß sie bei Madame Mürat, Erbkönigin von Neapel, Schwester Napoleons, seyn werde. Der Herr Commandant war sehr gesprächig und verweilte beinahe zwei Stunden bei mir.

Da es just Carnaval war, lud er mich ein an den Lustbarkeiten desselben Theil zu nehmen. Am Ende aber hieß es, er werde die Ehre haben, die Ankunft der Frau Oberst am höchsten Orte gehorsamst zu hinfertbringen. *) Am Morgen darauf empfing ich einen Besuch von der ersten Hofdame J. K. H., welche mir die hohe Theilnahme dieser erhabenen Fürstin an meinem Schicksal bezeugte. Als ich ihr aber sagte, daß ich die Hoffnung nähre nicht von Parma abreisen zu müssen,

*) Das mag so ungefähr gemeint seyn, wie wenn man bei uns zu jemand sagt: wollen Sie nicht mit uns zu Mittag essen, für den doch nicht gedeckt wurde.

ohne die Gnade genossen zu haben J. K. H. meine aller unterthänigste persönliche Aufwartung machen zu dürfen, erwiederte sie; daß das eben nicht von dem guten Willen J. K. H. abhänge, und darüber des Herrn General Commissarius Grafen von Neipperg Excellenz befragt werden müßten, der nach habender allerhöchster kaiserlicher Instruktion darüber entscheiden werde. Der Herr General Commissarius hatten hierauf die Güte, mich sehr verbindlich zu sich einladen zu lassen, wo er sich freundlich mit mir unterhielt und dabei bedauerte mir sagen zu müssen, daß ich auf die Ehre J. K. H. die Frau Herzogin sprechen zu dürfen, in Folge der vom allerhöchsten kais. Hofe habenden Instruktion, durchaus Verzicht leisten müsse. Uebrigens, setzte er sehr freundlich hinzu, wird es mich freuen Ihnen während Ihres Hierseyns Angenehmes zu erweisen, und wenn ich die Merkwürdigkeiten des Schlosses besehen wolle, werde er Befehl geben, daß ich dahin abgeholt werde. Ich erbat mir diese Erlaubniß sogleich. Se. Excellenz ließen hierauf den Commandant der Herzogl. Garde rufen, der mich gestern besucht hatte und dieser, von einem schweizerischen Kaufmann aus St. Gallen begleitet und von zwei Unteroffizieren der Garde escortirt, führte mich nun überall herum. Zuletzt sagte derselbe, wenn Sie nun noch das Cabinet J. K. H. sehen wollen, so stehen wir zu Diensten, allein Sie müssen sich gefallen lassen mehrere Stufen hinaufzusteigen, wenn es Ihnen

nicht zu mühsam ist. Nichts ist mir zu mühsam, erwiderte ich, was das Andenken meiner allerhöchsten Wohlthäterin bei mir verewigen kann. Die beiden Herren nahmen mich sodann in die Mitte und führten mich die wirklich langen aber prächtigen Treppen hinauf bis zur obersten Höhe des Schlosses. Ein Bedienter schloß hier das Zimmer auf und ich glaubte in einen Götter-Tempel einzuschreiten. Alles schimmerte von Gold und der Glanz that meinen Augen wehe. Ein prächtiger, grüner, schwerer seidener Vorhang ward gezogen und wir traten nun in das Heiligthum ein. Hier stand die Wiege des jungen Napoleon ganz ausgerüstet, wie er in Paris-Prin geruhet hatte. Unten darauf stand der kaiserliche Adler den Kopf gegen das Haupt des Prinzen gekehrt und mit ausgebreiteten Fittigen die Wiege bedeckend. Gegenüber, an der Seite des Zimmers, ist einer der prächtigsten Spiegel, die ich je gesehen habe, der bis auf den Boden geht, und über dem, von der feinsten Arbeit und schwer vergoldet die Vermählungs-Feierlichkeit Napoleons mit Marie Louise en Basrelief so treffend ähnlich angebracht ist, daß ich hätte weinen mögen. Nichts auf der Welt hätte mich so überraschen und freudiger ergreifen können, als dieses und niemand mag meine Freude mehr mit empfunden haben, als der aufwartende Bediente, der diesmal ein schönes Trinkgeld bekam.

Noch hatte ich ein prächtiges Denkmal Maria Theresas zu besuchen, welches die Regierung dieser Kaiserin

Fürstin, in Parmas Jahrbüchern verewigen wird. Es ist die schöne steinerne Brücke, die sie nahe an der Stadt über den Parma Fluß aufführen ließ und wozu sie selbst den ersten Grundstein gelegt hatte. Das Volk zu Parma legte sehr viel Wichtiges auf diese Feierlichkeit, und man sprach noch mit Enthusiasmus davon wie die Frau Herzogin den Stein mit großer Behendigkeit hinabgewälzt und nachher viele Denkmünzen nachgeschüttet habe, die aber nicht alle mit eingemauert worden seyen, was ich gerne glaube; auch sollen die sie begleitenden Hofdamen, jede in ihrer Schürze etwas zum Baue haben beytragen müssen. Wie mancher ließ sich gerne Hüften bauen, wenn er dergleichen Baumeisterinnen haben könnte! Endlich ward mir noch Abends auf dem großen Plage, wo alle Welt spazierte, das Glück zu Theil meine über alles verehrte Fürstin wenigstens sehen zu können. Die Fürstin fuhr in Begleitung des Herrn Grafen von Neipperg spazieren. Ich machte ihr meine tiefe Verehrung und J. K. P., die mich von weitem erkannten, gerufen dieselbe durch ein gnädiges Kopfnicken und einen Wink ihrer huldreichen Hand zu erwidern. Nicht wenig ersaunte ich schon am ersten Abend, als ich den Besuch des Herrn Garde-Kommandanten empfangen hatte, im Gasthose zum Krebs in ein wirklich fürstliches Zimmer eingeführt, daselbst für mich allein die Tafel gedeckt und Anstalt zu einer dem Ganzen entsprechenden Mahlzeit machen zu sehen. Ich konnte mich nicht enthalten

dem Kellner darüber meine Bemerkungen zu machen, er schwieg still und lächelte. Es wurden vier brennende Kerzen auf die Tafel gestellt, ich ging hin und löschte drei derselben aus, unter dem Vorwande sie machten mir Augenschmerzen. Man zündete sie wieder an, indem man sagte, sie stehen dem Tische wohl an. Ich schlief nicht ganz ruhig, über die unerwartet kostbare Bewirthung und fürchtete hier eine Beche zu bekommen, die ich mit meiner ganzen Person und allen meinen Habseligkeiten nicht würde aufwiegen können. Der lustige Kellner, von dem ich endlich darüber eine kategorische Antwort forderte, fing nun an zu scherzen und that als ob er mich nicht verstünde. Sprach ich mit ihm französisch, so antwortete er non capisco und radebrechte ich mein wenig italienisch, so sagte er je n'entends rien, Madame und so drehte er sich immer, bis ich es endlich gut seyn ließ; am Ende vom Spiel ging ich doch frei aus; die Frau Herzogin hatten zu allem Befehl gegeben, für mich bezahlt und mir auf den Weg die Voiture durch ihre Staaten gesichert. So huldreich behandelte die große Fürstin eine unglückliche Dienerin, die bei ihr eine Tochter zu finden hoffte, welche Sie gegen eigene Ueberzeugung hatte verabschieden müssen; Heil der edeln empfindenden Fürstin!

Ich reiste nun in Gesellschaft eines italienischen Kaufmanns und seiner Frau nach Modena. Kaum waren wir da angelangt, als eine 3000 Mann starke Colonne Cavallerie der österreichischen Armee einrückte, die auf

dem Marsch nach Neapel befindlich war. Der französische Gasthof, in welchem ich abgestiegen, ward nun vollgepöpst von Offiziers aller Grade. Ein ungeheurer Train von Wagen folgte derselben und es war am folgenden Morgen keine Rede davon, fortkommen zu können; wir mußten in Modena liegen bleiben. Das Desfiliren unabsehbarer Bagagen, Munitions- und anderer Wagen ging ununterbrochen fort. Am zweiten Morgen verließ die Cavallerie selbst wieder; wir freuten uns nun auch ruhig abreisen zu können und um desto sicherer zu seyn, warteten wir volle vier Stunden, ehe wir abgingen. Wir irrten uns aber in unserer Berechnung sehr, denn wir kamen der Colonne gar bald wieder nach, konnten auch zuerst gar wohl zwischen den zwei Reihen Reitern durchkommen, allein auf einmal sahen wir uns in die Menge von Wagen verwickelt, die zu dreien hoch auf der Straße neben einander fuhren und so in einander steckten, daß sie selbst nicht fortkommen konnten. So waren wir von allen Seiten eingesperrt und konnten weder vor noch rückwärts gehen. Fast uns zur Seite hielt auch eine Chaise mit Offiziers, die aber so geduldig still saßen, als ob es so seyn müßte. Einer derselben, der einen mit Goldborden besetzten Hut trug, sah nun fortwährend nach uns, indem es ihn wundern mochte wer wir wären. Ich rief ihm zu, guten Morgen Ihr Gnaden, sprechen Sie deutsch, — ja sagte er und Sie auch, was für ein Landsmännin sind Sie? Ich bin halb Schweizerin und

halb Französin, antwortete ich, ich bin Wittwe eines französischen Oberst, der aus Blinden war und reise nach Florenz zu meiner Familie. Nun habe ich aber eine unterthänige Bitte an Ihre Gnaden. Was dann sagte er. Befehlen Sie doch gnädigst, daß die Wagen vor uns ~~her~~ Platz machen und die Straße in der Mitte geöffnet bleibe, damit die Passagiere durchreisen können, es ist doch äußerst unangenehm für Reisende, wenn sie so unnötig aufgehalten werden, da doch die Straßen hier breit genug sind. Ich hatte nicht ausgedet, als schon das Wort Florenz dem vorhin so still gesessenen Mann die Zunge zu lösen schien, denn jetzt ging es an ein Schreien und Rufen, daß es eine Freude war. Wachtmeister! Corporal! was zum Teufel ist das für ein in Einanderhoßen? die Straße muß in der Mitte frei bleiben, daß die Passagiere durchkommen können. Die Herren verstanden's; es währte kaum einige Minuten so war Platz genug und wir fuhr'n ohne Anstoß hindurch. Wir dankten noch Ihre Gnaden mit dem goldbordierten Hute unsern höflichen Dank zu und meine Reisegefährten wunderten sich höchlich, daß ich so leß gewesen sei; sie gestanden, sie wären in der peinlichsten Lage gewesen und würden sich gar nicht zu helfen gewußt haben. Bei mir galt das Sprüchwort: Erfahrung macht den Meister.

Wir kamen in Bologna an, wo alles schon vom Militär wimmelte. Im Gasthof zum schwarzen Adler,

wo ich abstieg, fand ich kaum noch ein kleines Winkchen für mich, ein Kämmerlein ohne Kamin in der Mitte zweier Zimmer, deren das eine ein kais. Ober-Kriegs-Commissarius und das andere ein Oberfeldarzt inne hatten. Da es ziemlich kalt war, so gab ich meinen Chausseepied einem der Bedienten dieser Herren und bat ihn, mir aus dem Camine ein wenig Blut herüberzubringen. Anstatt des Bedienten, brachte sie der Herr selbst; wir kamen mit einander in's Gespräch und wurden sehr gute Freunde. Da in Bologna alles Fuhrwerk in Requisition gesetzt worden und weder Esel noch Maulthiere mehr zu haben waren, so mußte ich hier fünf Tage Rast halten, während welcher Zeit ich mich bei einer zahlreichen Tischgesellschaft österreichischer Offiziere recht wohl amüßte. Auch war mir diesmal nicht bang vor dem bewußten Fieber, denn ich hatte noch eine gute Portion gelbe China bei mir, welche, wie bekannt, ein sehr präservatives Mittel ist. Unter den Offizieren, die ich hier antraf, waren mehrere von dem Regiment Bender und Brecheville, die 1799 den Feldzug in der Schweiz mitgemacht hatten und die Gastfreundschaft der Herren Jätker vor allen andern rühmten. Bei meiner Abreise fragte ich nun den Wirth nach meinem Conto und er brachte mir denselben in bester Ordnung und zwar als bezahlt unterschrieben. Ich glaubte, er habe bloß aus Höflichkeit zum voraus unterschrieben und bedankte mich herzlich; er riß mich aber aus dem Irrthum und sagte

wir: der Herr Ober-Kriegs-Commissarius und die übrigen Offiziere hätten gefunden, daß, da ich durch den Marsch der Armee aufgehalten worden, es auch billig sei mich dafür schadlos zu halten. Das war mir nun nicht ganz unangenehm und ich empfahl mich dem Herrn Wirth auf ein andermal.

Ein alter, ehrwürdiger Dominikaner-Mönch aus Frankreich gebürtig und ein junger Kaufmann Döbler aus Augsburg, ein sehr liebenswürdiger, höflicher und belebter Jüngling waren nun meine Reisegefährten. Der alte geistliche Herr, der auch wie ich, nicht viel mehr auszuhalten vermochte, trug noch über sein Ordenskleid einen weiten, tüchernen Ueberrock, in den er sich sorgfältig einwickelte und sich neben mir in die andere Ecke der Chaise versteckte. Wir hatten sehr helles aber ein wenig kühles Wetter und die Reise ging die zwei ersten Tage sehr gut von statten; am dritten Tage war es so herrlich warm, daß mich beim Mittagessen die Lust ankam, eine Strecke zu Fuß zu gehen, um des schönen Tages recht zu genießen. Herr Döbler war gleich von der Partie, er gab mir seinen Arm und wir schlenderten voraus. Wir waren etwa zwei Stunden weit fortgegangen und hatten in vollen Jüngen die herrlichen Düste der verjüngten Natur eingesogen, als wir auf einmal von einem so eiskalten schneidenden Winde ergriffen wurden, daß wir gleich wie erstarrt da standen. Eine so plötzliche Abänderung der Luft hatte ich in meinem Leben nicht erfahren,

Es ist, sagte Herr Döbler, als wenn wir in ein ganz anderes Klima eingetreten wären. Wir erwarteten nun unsere Eheise, die zum Glück nicht fern war und setzten uns wieder ein. Als wir auf der nächsten Station ankamen, befohl Herr Döbler, der immer mit einer seinem Alter seltenen Aufmerksamkeit für mich besorgt war, sogleich eine Reissuppe zu kochen. Da man nun in Italien unsere Butter nicht kennt, sondern alle Speisen mit Oliven-Öel geschmalzt werden, was übrigens, sobald man sich ein wenig daran gewöhnt hat, von sehr gutem Geschmack ist, so mag der liebe Gott wissen, was die Leute hier statt dessen gebrauchten, denn ihre schöne Reissuppe hatte einen vollkommenen Seifen-Geschmack. Ich hatte sie daher kaum versucht, als ich mich so jämmerlich erbrechen mußte, daß es schien, als wenn alle Eingeweide heraus sollten und endlich gar das helle Blut nachzurinnen anfing. So elend ich darüber ward, so konnte ich doch kein Gegenmittel gebrauchen, denn mein Ekel war so stark, daß ich nichts hätte verschlucken können. Wir ließen nun wieder anspannen und reisten weiter. Als wir Abends zu rechter Zeit in Florenz anlangten und in der Schweizerpension bei Frau Robert abgestiegen waren, war ich sehr krank. Man wollte mir einen Arzt rufen lassen, allein ich schlug es aus, weil ich immer gern mein eigener Arzt gewesen und durch Diät und bisweilen durch kleine unschuldige Hausmittelchen mir oft geschwinde geholfen habe, als es vielleicht

die ärztliche Kunst gethan hätte; unterdessen bekam ich viele Besuche von mehreren Schweizerhäusern, die da etablirt sind und besonders genos ich durch Herrn Banquier Salvetti sehr viel Wohlwollen und Freundschaft. Als es wieder ein wenig besser mit mir wurde, führte man mich in der schönen Stadt und in den herrlichen, wirklich paradiesischen Umgebungen derselben spazieren. Wie weit würde ich zurück bleiben, wenn ich über alles, was ich in Florenz gesehen hatte, meine schwachen, bloß oberflächlichen Bemerkungen hinschreiben wollte: jeder der hieher kommt, möchte wünschen hier leben zu können. Ich blieb 21 Tage in Florenz und in dieser Zeit hörte der liebenswürdige und menschenfreundliche Herr Döbler, der hier einen längern Aufenthalt zu machen gedachte und sein Zimmer gerade neben dem meinigen hatte, nicht auf mir alle Arten Gefälligkeit und Aufmerksamkeit zu erweisen. Möge die Laufbahn dieses jungen, edelmüthigen Menschenfreundes gesegnet seyn!

Ich nahm nun ein eigenes Fuhrwerk, um vollends nach Livorno zu gehen und dazu erbot sich mir eine ganz possirliche Reisegesellschaft; es war ein griechischer Kaufmann, der so wenig französisch als ich griechisch verstand. Er hätte eben so gern gesprochen als ich, es war aber unmöglich, daß wir uns einander verständlich machen konnten. Es fielen mir bisweilen abgebrochene russische und slavonische Wörter ein, wie z. B. der Russen bekanntes Dobre Dobre; er schien

einige zu verstehen und dann mußten wir lachen. Am meisten machte er sich mir dadurch verständlich, daß er mich immer nöthigen wollte, mit ihm Brantwein zu trinken, den er zur Vorforge bei sich führte. Lieber wäre es mir aber gewesen, wenn er seine harten Thaler mit mir getheilt hätte; allein er glaubte wahrscheinlich, daß sie bei ihm besser versorgt wären und im Grund mag der Mann etwas Recht gehabt haben, denn die Teufelsbinger haben nie gar lange bei mir bleiben wollen; ich weiß gar nicht, woran's fehlt, vielleicht leben sie auch nicht gern in der Einsamkeit und sind lieber in großen Gesellschaften und die treffen sie eben bei mir wenig an. Immer hätte ich mich vor diesen Cameraden weniger gefürchtet, als vor dem großen schneeweißen Barte des Mannes, der mir anfänglich gar nicht anstand, da es aber nur von Morgen bis Abend dauerte, so war der Anblick wohl zu ertragen. Es giebt wahrscheinlich, während ich dieses schreibe, viel schreckhaftere und furchtbare Gesichter in Griechenland selber.

In Livorno stieg ich nun in der, an der großen Hauptstraße liegenden Schweizer Pension bei Madame Debout ab. Ich wollte mich hier für jetzt nicht lange aufhalten, sondern, sobald ich ein wenig ausgeruht hatte, eine Gelegenheit suchen, um nach Rom zu kommen. Nur 24 Stunden war ich in Livorno, als man mir ankündigte, daß drei französische Kaufleute bereit wären mit einem Schiffe nach Rom abzugehen, wenn

ich von der Gelegenheit profitiren wolle. Ich ergriff sie mit Freuden und wir fuhren ab.

Die Ueberfahrt war aber nichts weniger als angenehm, denn die See ging sehr hoch und der Wind war uns entgegen, doch kamen wir glücklich an. Auch hier kehrten wir in der Schweizer-Pension ein und waren kaum da, als wir schon von einem Unteroffizier und einem Corporal der päpstlichen Schweizergarde sehr scharf ausgefragt wurden, wer wir wären, woher wir kämen, was wir hier zu thun hätten und wohin wir gingen? Ich bin eine Schweizerin, sagte ich, nur nicht so streng ihr Herrn Landsmänner, ich möchte nur gern den heiligen Vater sehen — sie lachten — und diese drei da? das sind französische Kaufleute, die in ihren Geschäften reisen, die thun euch auch nichts. Ich scherzte noch ein wenig mit den braven Schweizern und sie gingen wieder ihrer Wege. Ich blieb nun drei Tage in Rom um mich nach meiner Tochter zu erkundigen und besuchte in dieser Absicht die sämtlichen hier anwesenden Mitglieder der Familie Bonaparte; sie konnten mir aber alle nichts von ihr sagen, als daß sie hier gewesen und gesinnt gewesen war nach Livorno zu gehen um zu versuchen, ob sie sich nach Amerika einschiffen könnte. Seitdem wußten sie nichts mehr von ihr, weil sie mit niemanden korrespondiren durften. König Louis freute sich dieserhalb auch recht sehr über meinen Besuch, da ich ihm Nachrichten von Joseph geben konnte, an dessen Wohlfeyn er den brüderlichsten Antheil nahm.

Nach diesen Besuchen wollte ich auch noch meine Complimente bei der gräflichen Familie von H**** abflatten, bei der ich einmahl logirte. Die fromme Frau Gräfin war aber gestorben und der Herr Graf nach ihrem höchst seligen Hinscheid wieder nach Wien gegangen, wo er wahrscheinlich vergnügter als in Rom leben kann. Auch einige Schweizer-Offiziere von der päpstlichen Garde hatte ich die Ehre zu sprechen. Diese Herren haben gewiß den ehrenvollsten und ruhigsten Dienst unter allen, denn wenn der Pabst auch beleidigt und angegriffen wird und sie sich wehren wollen, so sagt er wie Christus zu Petrus: stecket euer Schwert in die Scheide! Ich nahm meinen Rückweg über Land nach Livorno, in Gesellschaft von fünf Herren. Dies ist der abscheulichste, langweiligste und gefährlichste Weg, den ich jemals gemacht habe. Er geht über die hohe Berge, die mir zwar wieder unsre Schweizerberge in Erinnerung und das Heimweh ins Herz zurückbrachten, obgleich sie nicht viel von der Ähnlichkeit unsrer vaterländischen Gebirge haben. — Die Straßen sind durchaus erbärmlich schlecht; man findet beinahe nirgends zu essen und thut daher sehr wohl etwas Proviant mit sich zu führen; das Volk ist das geßbste, das man sich nur denken kann und Raub und Diebstegesindel giebt es in Menge. Ich machte davon die Erfahrung selbst. Wir hatten einen Begleiter, was wir auf unsern Landkutschen oder Diligencen einen Conducteur nennen, bei uns. Vorn auf dem Wagen hatte

dieser seinen eigenen Sitz, unter welchem wir Passagiers verschiedene Effecten, die im Wagen nicht wohl Platz fanden, aufgepackt hatten. Auch da befand sich mein Hut in einem Futter von Carton, das mit allerley Kleinigkeiten Strümpfen u. d. gl. ausgefüllt war und in der Mitte war meine Baarschaft verborgen. Von ungefähr sah einer meiner Reisegefährten da etwas herunterhängen, er machte uns aufmerksam, ich sah auch hin und rief voll Schrecken: das ist mein Carton. Wir befohlen sogleich halt zu machen und stiegen aus. Der Boden des Cartons war ausgeschnitten und hätte nach Meinung des Herrn Condukteurs verloren gehen sollen, dann wäre das Eingeweide herausgefallen und die Waare wäre fein geblieben. Meine Reisegefährten hielten den Schelmen fest gepackt und durchsuchten ihn; es ward alles gefunden. Nun ward die Canaille von zweien Passagiers bewacht, während wir andern uns berietthen, was wir mit ihm anfangen sollten. Es war beschloffen ihm anzuzeigen, daß man ihn in Florenz an die Justiz opfließen werde und rege er sich noch auf dem Wege, werde man ihn gleich niederschiesen. Der Kerl zitterte am ganzen Leibe und bat fußfällig um Gnade. Wir kamen nun glücklich nach Florenz und ließen den armen Teufel seinen Weg gehen.

Ich verließ nun meine Reisegesellschaft und nahm noch der in Rom erhaltenen Anweisung mein Quartier auf der eine halbe Stunde von der Stadt Florenz ent-

fernten prachtvollen Campagne des Königs Louis. Hier ist der üppigste Vollgenuss der Natur, mit den schönsten Anlagen der Kunst vereinigt und man kann sich nichts weiteres wünschen. Daß ich weder hier noch in Rom Beche bezahlen mußte, werden meine Leser vielleicht errathen haben, doch darf ich es aus Dankbarkeit gegen meine Wohlthäter nicht vergessen zu erwähnen.

In der Stadt hatte ich Veranstaltungen getroffen, daß wenn sich eine Gelegenheit zeigte nach Livorno zu reisen, es mir sogleich bekannt gemacht werde und diese zeigte sich auch gar bald, so daß ich bloß anderthalb Tage auf dieser prächtigen Campagne zubringen konnte. Obgleich sie etwas von der Straße abgelegen ist, so kamen doch meine neuen Reisegefährten mich da abzuholen und ergötzen sich auch an den schönen Kunstanlagen dieses herrlichen Sitzes; dann fuhren wir fort und gelangten glücklich nach Livorno.

Ich schrieb es der Ermüdung zu, daß mir am Abend meiner Ankunft schon nicht recht wohl war; allein in der Nacht bekam ich sehr starke Kopfschmerzen, eine heftige Kolik überfiel mich und ich ward sehr krank. Erschrocken darüber hat ich Frau Debout jemanden zu dem schweizerischen Consul zu schicken, mit der Bitte, daß er die Hülfsleistung habe, sich zu mir bemühen zu wollen. Dieses war Herr Gebhard aus Neuchâtel, ein sehr freundlicher, liebevoller Mann. Er tröstete mich, daß ich hier in sehr guten Händen wäre, denn ich habe ja eine Menge Landeute

schon im Hause; wirklich war eine große Anzahl schweizerische Pensionäre hier, die aber meistens von Neuchâtel und aus dem Kanton Waadt waren, und dann seien so viele schweizerische Häuser da etablirt, daß noch kein Landsmann oder Landsmännin von hier trostlos weggegangen seye. Er empfahl mich hierauf sehr dringend der gütigen Sorgfalt der braven Frau Debout und versprach mir allen möglichen Beistand. Ich war hierauf so frei zu fragen, ob denn keine Zürcher Herrn hier seien. Er nannte mir gleich Herrn Ott, aus der Engelburg und als ich sofort Frau Debout bitten wollte, sagte er: lassen Sie es nur gut seyn, ich werde schon mit Herrn Ott von Ihnen sprechen und Sie werden bald einen Besuch von ihm bekommen. Ich mußte auch nicht lange warten; noch am nämlichen Abend kam der menschenfreundliche, liebevolle Herr Ott zu mir. Ich entdeckte ihm meine ganze schreckliche Lage, die Ursache warum ich nach Italien gekommen sei und die vergeblichen Nachforschungen nach meiner Tochter, in deren Schooße ich Trost und Erholung von meinen Widerwärtigkeiten zu finden hoffte. Der menschenfreundliche Herr tröstete mich sehr liebevoll, bat mich ruhig zu seyn und versprach mir alle mögliche Hülfe. Ihr Kummer würde Sie nur noch kränker machen, sagte er, man muß sich ermuntern und mit Geduld die Prüfungen des Himmels annehmen. So jung ich noch gegen Sie bin, so habe ich doch auch schon die Welt kennen gelernt und Widerwärtigkeiten erfahren, die ich in meiner

Jugend nicht erleben zu müssen glaubte. Man überwindet alles durch Geduld und ergebungsvolles Vertrauen zu Gott, der alle unsere Schicksale lenket und dessen Willen zu widerstreben, der Mensch sich vergeblich bemühet. Ich fragte ihn dann, ob noch mehrere seiner Mitbürger hier wären? Er nannte mir die Herren Heidegger, Schinz, Schultze u., ich will Sie allen empfehlen, fuhr er fort, wir sind aber hier bloß Schweizer und was Schweizer ist, gehört in unsern Verein, der Name des ganzen Vaterlandes vereint uns hier zu einem Bunde. Der vortreffliche Mann verließ mich nun mit dem Wunsche, mich bald wieder besser zu sehen. Auf zwei so freundschaftliche und ermunternde Besuche hätte ich mich billig mehr beruhigen und nun sanft schlafen sollen, allein es war mir nicht gegeben; die Ungewissheit über das Schicksal meiner Tochter ängstigte mich zu stark und mit meiner Unruhe ward auch meine Krankheit immer stärker und zuletzt wirklich gefährlich. Ich erhielt zwar täglich neue Beweise der liebevollsten Theilnahme von meinen lieben Landsleuten; die Pensionäre im Hause fragten, so zu sagen, stündlich nach mir und Madame Debout ließ es mir an nichts mangeln was zu meiner Erquickung, Stärkung und Erheiterung hätte beitragen sollen, doch ich blieb lang gegen allen Trost unempfindlich und das machte denn auch meine Krankheit um so hartnäckiger. Zu dieser Zeit empfing ich dann auch den Besuch des ehrwürdigen Predigers der deutsch-evangelis-

ischen Gemeinde, Herrn Carl Adler aus Sachsen gebürtig, der den Namen eines evangelischen Seelenhirten mit allem Rechte verdient. Seine Tröstungen waren vortrefflich, seine Ermunterungen herzerhebend, seine Belehrungen drangen zur Seele. Er begnügte sich nicht mit seinen Besuchen, sondern wahrscheinlich durch Erfahrung belehrt, daß oft weibliche Seelen wenn sie sich am rechten Orte begegnen, mehr auf einander wirken können, als die gelehrtesten Vorstellungen der Männer, mußte ich auch seine würdige Gemahlin besuchen und ich werde die liebevollen, mehr als freundschaftlichen Bemühungen dieses höchst achtungswürdigen Paares für meine Beruhigung und Wiederherstellung meiner Gesundheit, nie vergessen.

Inzwischen hatte der Herr Consul Gehbard, da wir auch in Livorno nichts von meiner Tochter erfahren konnten, die Gültigkeit gehabt, deswegen an einen seiner Freunde nach Neapel zu schreiben und daselbst Erkundigungen einziehen zu lassen, was dann auch gelang und so erfülle ich endlich, daß sie wirklich vor drei Jahren in Neapel gewesen, aber auf die erlangte Gewissheit, daß es für sie keine Möglichkeit wäre, von dem festen Lande weg zu kommen, sie wieder umgekehrt sei und zu der Erbkönigin Madame Murat, nach Prag gereist seyn, bei der sie sich jetzt befinde. Bekanntlich nun wurde diese Dame in die Nähe von Wien verwiesen und ich nährte die Hoffnung, da nun auch meine Tochter zu finden; wohl verband ich damit den Wunsch, dahin reisen zu

können, allein bei mir hieß es, wie unser kleiner Catechismus sagt: Hier in Zeit ist es nicht möglich und meine Öänner stellten mir auch vor, daß es einmal Zeit wäre meine Wandertage zu beschließen und ins Vaterland zurückzukehren. Nur nach und nach kehrten meine Kräfte zurück; als meine Krankheit am stärksten war, sagte ich einst zu Herrn Ott: wenn ich nur nicht hier noch sterben muß! Der gute Herr erwiderte lächelnd: was wäre denn Uebels dabei? Wir Evangelische haben hier einen recht schönen Begräbniß-Platz, wo erst kürzlich unser lieber Landsmann der Herr Hauptmann Planta seine Ruhe fand; es schläft sich hier gewiß so gut wie in der Schweiz. Sie haben Recht, sagte ich, und ich sollte mir eher zu sterben wünschen, da ich ja im Vaterlande gar keine Aussichten habe und ganz verlassen bin. Sie haben doch gewiß immer noch einige alte Bekanntschaften in Zürich, bei denen sie gut aufgenommen zu werden hoffen dürfen. Zürich ist ein Ort, wo man gerne hilft und niemand im Elend stecken läßt und wenn Sie nirgends wissen wohin, so gehen Sie zu meiner Mama in die Engelsburg, da ist viel Platz, man kann Ihnen wohl noch ein Winkelchen einräumen. *) Welch ein gutes,

*) Wenn der gute Herr Ott jetzt wieder heimkehrte und alle die Engelsburgen, in dem guten Zürich tagtäglich nicht nur belagert, sondern so gar bestürmt werden, würde er sich beinahe verwundern müssen, daß man nicht schon lange durch vereinte Anfälle sich der ungestümen Belagerer zu entledigen suchte? Möge es nur in den guten Burgen nie an Geduld und an der nöthigen Munition gebraken!

edel denkendes Herz! Doch seine Güte ging noch weiter. Meine Frau, sagte er mir, als ich wieder hergestellt war, ist die nähere Landsmännin Ihres sel. Mannes (eine Salvetti aus dem Engadin) so wie ich ihr näherer Landsmann bin, Sie müssen auch ihre Bekanntschaft machen und so wurde ich denn zweimal auf ihre Campagne abgeholt.

Ein hohes Vergnügen und unerwartete Ehre bewies mir der alte ehrwürdige Greis Herr Heidegger, *sehr einer der ältesten Bürger Zürichs, der angereicht* eines sehr beschwerlichen Beinschadens mit dem er geplagt ist, sich in der Chaise nach meinem Hotel führen ließ und mich beim Eintritte mit den freundlichen Worten anredete: so muß ich denn in meinem hohen Alter hier noch eine Tochter meines lieben großen Adjutant Egli sehen? *) Der ehrwürdige Greis unterhielt sich sehr

*) Herr Heidegger, Mitglied des großen Raths und Kintmann am Frauen-Münster, war auch einer der 20 Quartier-Hauptmänner und zwar in einem der größten Quartiere. Da hatte er denn auch den Herrn Egli zu seinem Wirth de Camp und erhielt für ihn ein wohlthätendes Andenken. Er war Assistent und Geschäftsführer der großen Buchhandlung, die unter der Regien Orell, Güssli und Comp. noch existirt und schrieb selbst verschieden. Es waren seine zwei Töchter, die beide an Schweizer-Kaufleute im Auslande verheirathet wurden, zu denen er nun, um seine letzten Lebensstage in philosophischer Ruhe zu verleiden, nach Italien ging. Sein einziger würdiger Herr Sohn ist Oberst-Lieutenant des 1ten Garde-Regiments in Königl. franz. Diensten und Offizier der Ehrenlegion. Frau Engel erinnert sich dankbar des im Jahr 1816 auch von ihm erhaltenen Gutthates und *Philanthropie*.

lange und freundschaftlich mit mir, erzählte mir noch vieles von meinem sel. Vater und ließ sich auch meine Schicksale mittheilen. Er wiederholte seinen Besuch noch einmal und seine gütige Fürsorge zu meinem Besten blieb nicht ohne gesegnete Wirkung. Gott lasse ihn einst sanft einschlummern und eingehen in den Wohnort der Seligen, wohin so viele gute Werke ihm nachfolgen werden! —

Der Herr Consul Gebhard in Verbindung mit Herrn Ott übernahmen nun auch die großmüthige Bemühung, da meine Gesundheit bald wieder hergestellt war, für mein weiteres Fortkommen zu sorgen. Mein hiesiger Aufenthalt hatte sich eben ziemlich verlängert. Livornos Klima selbst scheint wirklich der Gesundheit nicht am zuträglichsten zu seyn, daher auch alle Kaufleute ihre Landsitze haben und sich, sobald der Frühling angebrochen ist, dahin zurückziehen und nur wegen den nöthigsten Geschäften zur Stadt kommen. Unter die Ursachen der ungesunderen Luft zählte ich besonders auch die große Judenzahl, die sich hier befindet und von deren Dasein man sich in der Nähe ihrer Wohnungen auch ohne sie zu sehen augenblicklich überzeugt. Es ist aber auch fast nicht anders möglich, denn diese Leute stecken hauptweise bei einander und eine solche allzugroße Anhäufung muß in ihren Häusern die Verderbniß der Luft im höchsten Grad bewirken. Ich mußte nicht weniger wie 24 Tage in Livorno bleiben und ewig wird es mir unver-

gesüßlich seyn, was ich hier für Freundschaft, Theilnahme und Gutthaten genossen habe. Gott wolle es den Edeln hundertfältig vergelten.

Als der Tag meiner Abreise bestimmt war, brachte mir der vortreffliche Herr Consul großmüthig den bedeutenden Ertrag jener Collette, die er und der gütige Herr Ott für mich gesammelt hatten und die nicht weniger als 200 Paoli (Thaler oder Pezze d'Otto von circa 2 fl. hiesigen Geldes) betrug. Dann nahm er selbst noch die Mühe, davon meine Rechnung im Gasthose zu berichtigen und mir die nöthig gewordenen Kleidungsstücke auf's beste anzuschaffen; auch auf dem Gesundheits-Bureau den Seepass zu besorgen und den Schifflohn bis Venua für mich zu bedingen, in Summa alles zu berichtigen und zuletzt händigte er mir den schönen Rest in baarem Gelde, mit der specificirten Rechnung über alles ein. Kann man wohl großmüthiger, kann man edler handeln? Livorno! so lange eine Ader in mir schlägt, werde ich dich nicht vergessen; möge dein Handel durch den Fleiß meiner theuren Landsleute immer mehr blühen und kein giftiger Hauch sich deinen Ufern naßen!

Neunzehnter Abschnitt.

Rückreise von Livorno nach Genua zu Wasser,
Tour nach Mailand, Rückkehr nach Turin und
über den Mont Cenis nach Genf.

Freitag Abend den 23. Mai 1821. fuhren wir von Livorno nach Genua ab. Diese Ueberfahrt wird bei günstigem Winde in 24 Stunden gemacht, jetzt aber war die See stürmisch und der Wind uns so entgegen, daß wir Sonntag Abends, also in zwei Tagen, erst den halben Weg zurückgelegt hatten und in dem kleinen Städtchen Benzo, das zwischen Livorno und Genua liegt, anlegen mußten. Es wird fast nur von Schiffleuten bewohnt, die ihr Brod auf der See suchen; ein gefährliches Handwerk, das mir je länger ich es kennen lernte, immer weniger gefiel. Schon diese zwei stürmischen Tage und Nächte hatten mich wieder sehr krank gemacht und ich war äußerst froh an's Land steigen zu können; dabei war der sonst sehr gefällige Schiffskapitain für mich nichts weniger als ein kurzweiliger Gefährte, denn er sprach durchaus nur sein Patois und wir konnten uns also einander nicht verständlich machen. Desto gesprächiger war aber der Wirth in dem

kleinen Städtchen Benzo. Ich fand da einen sehr guten Gasthof, den man an solch' kleinem Orte nicht suchen würde. Dieser Wirth also ermangelte nicht, mir zu erzählen, daß er vor drei Jahre die Ehre gehabt habe, die Frau Herzogin von Parma zu logiren als sie in die Bäder nach Pisa ging, zu welcher Zeit meine Tochter noch bei ihr war. Ich hatte nun wieder theure, aber leider schmerzhaftre Erinnerungen, die mir nichts helfen konnten.

Da wir zwei Tage hier bleiben mußten, so wäre mir die Zeit fast lange geworden, wenn nicht am ersten Tage gerade eine Feierlichkeit eingetroffen wäre, die, wäre ich gesund gewesen, mich sehr belustiget haben würde. Die guten Leute feierten nemlich das Jahresfest der erlangten Freiheit, oder wie sie es hießen der Constitution. Es war überall großer Jubel, man hörte nichts als Musik und Tanz; niemand arbeitete; auf den Abend wurden große Freuden-Feuer angezündet, dergleichen zwei vor unserm Gasthose brannten, die jungen Leute sangen, sprangen und sauchzten umher. Doch auch ich, obgleich krank auf dem Zimmer, mußte an der Feierlichkeit Antheil nehmen. Man brachte einen geistlichen Herrn zu mir, der einen schwarzen Sack vor sich hin hielt, welcher mit einem großen weißen Kreuz bezeichnet war und den er mir unter vielen Blicklingen und einer feierlichen italienischen Anrede präsentierte. Ich fragte, was der zu bedeuten habe und man erklärte mir, daß

es eine Collette sei, um für den Segen der Constitution (per la benedizione della costituzione) zu beten. Ich fragte, wird denn das auch etwas nützen? Die heilige Mutter, meinte der geistliche Herr, werde auf ein frommes Gebet ihren Segen nicht versagen. Ich legte nun auch mein Schärfein hinein und bekam dafür selbst so viele Segnungen, daß wenn der Herr allenthalden so viel gesendet hat, fast zu befürchten ist, daß der Constitution wenig übrig geblieben seyn möchte und wenn die geistlichen Herren in Venzö nicht eher haben beten wollen, als bis sie den Sack voll hatten, so ist gewiß bis auf diese Stunde noch kein Wort für die arme Constitution gebetet worden. Domine miserere! *) Der folgende Tag war mir desto langweiliger, denn da war kein Fest mehr, doch schon in der nächsten Nacht weckte man mich zu rechter Zeit, mit dem Bedeuten, daß der Wind sich ändere und daß ich mich zur Abreise bereit halten solle. Ich folgte sehr gern und wir fuhren mit anbrechendem Morgen von Venzö ab und langten am Abend desselbigen Tags noch in Venua an. Sogleich beim Aussteigen wurden wir auf das Bureau des Commissairs hingeführt, der unsere Pässe zu untersuchen hatte. Ich ließ mich von zweien meiner Mitpassagiers hinführen, da ich für mich selbst kaum stehen geschweige gehen konnte. —

*) Die Frau Engel, die keine Italienerin ist, hat in der Weste zu Rom diese Worte oft gehört und sie sich erklären lassen. Sie willgen demnach hier am rechten Orte stehen.

Der Herr Commissair war so artig mir gleich ein Sopha anzubieten und untersuchte meinen Pass vor allen andern, damit ich bald zur Ruhe kommen möchte. So bald ich spedirt war, ließ ich mich in mein Logis bringen, welches ich zufolge der mir in Livorno von meinen Gönnern gegebenen Adresse, in der neuen Schweizer-Pension bei Hrn. Gebner, nella Strada Lombellina, Palatto Cambiaso nahm. Die alte Schweizer-Pension besteht zwar noch, aber da der Wirth und seine Gattin starben und die Wirthschaft nur von Hausbedienten und noch unterwachsenen Kindern geführt wird, soll sie ein wenig heruntergekommen seyn. Hierauf gründete Herr Gebner, der von Nidau gebürtig ist, sein neues Etablissement, wo wirklich dem Gast nichts zu wünschen übrig bleibt. Einzig hat er mit allen guten Wirthen den Ruf, daß er sich seine Aufwartung bezahlen lasse. Vergebens ist niemand Wirth.

Ich hatte nicht nöthig in Genua mit vielen Empfehlungsschreiben herumzugehen. Der Schiffskapitän hatte selbst von Livorno einen Brief an das bekannte Haus Schläpfer aus Trogen mitgebracht, dessen Chef schweizerischer Consul in Genua und einer der Tochtermänner des alten Herrn Heidegger von Zürich ist. Dieses Schreiben wurde sogleich nach unsrer Ankunft abgegeben. Am folgenden Morgen hatte Herr Schläpfer die Güte, mit einem seiner Commis zu mir zu schicken, um sich nach meinem Befinden zu erkundigen. Es fand sich, daß die

ter Herr einer meiner Verwandten war, Herr Heinrich Noß von Hottingen, der sehr viele Freude bezeugte eine seiner Basen in Genua zu sehen. Dieser liebe Better bewies mir auch wirklich während der Zeit meines dasigen Aufenthalts ungewöhnliche Freundschaft und empfahl mich bei unsern sämtlichen Landsleuten aufs Beste. Besonders freute mich die nähere Bekanntschaft zweier Zürcher, des Herrn Meyer vom Regenbogen*) in welchem Hause ich einfiel, durch die Großeltern dieses Herrn unendlich viel Gutes genossen habe. In den Jahren, da ich in dem Waisenhaus war, war ich alle Sonntag Mittags Gast bei dem alten ehrwürdigen blinden Herrn Rathsherr Hirzel und seiner muntern Gattin, die eine sehr große Kinderfreundin war und mit einer festnen Gefälligkeit sich Stunden lang mit ihrem Enkel (einem jungen Hirzel) und mir zu belustigen wußte. Nun war es ein anderer Enkel, von dem ich an diesem fremden Orte Gutherzigen und Höflichkeiten genoß. Der gute Herr Meyer besuchte mich alle Tage und bewies sich gegen mich als einen würdigen Sohn seiner Eltern, deren Mildthätigkeit und hilfsreiche Menschenliebe in Zürich selbst als Muster vorgestellt wurden. Einen nicht minder achtungswürdigen hilfsreichen Landmann fand ich an Herrn Waser,

*) Hier waltet ein Mißverständnis ob. Es war ein Herr Meyer aus Ardon am Bodensee. Was übrigens von dem verstorbenen Verwandten des Herrn Meyers von Zürich gesagt wird, steht in seiner Kraft und ist Wahrheit.

der zwar wenig in seiner Vaterstadt Zürich gewesen, da er in Berlin erzogen wurde, wo sein Herr Vater viele Jahre etablirt war, aber auch im Auslande Zürichs wohlthätigen Sinn, auf seine liebenswürdigen Kinder fortzupflanzen nicht vergessen hatte. Es konnte nun nicht fehlen, daß durch das großmüthige Beispiel des Herrn Consul Schlüpfer und die Fürsprache so glütiger näherer Landleute auch die übrigen achtbaren Schweizerhäuser zu gleichen großmüthigen Gesinnungen gegen mich vermocht wurden und ich dann wieder eine Collette erhielt, die nicht nur meinen zwölf tägigen Aufenthalt in dem schönen Hotel des Herrn Gebner vollkommen deckte, sondern auch meine Reise nach Mayland, die hier accordirt und bezahlt ward, sichern konnte. Besonders freute mich beim Abschiede ein mir sehr willkommenes Andenken, mit dem mich mein lieber Wetter Herr Noß zu beschenken die Gültigkeit hatte, das in einer kostbaren Brille bestand, zu der ich wie zu einem Heiligthum Sorge trage und die mich täglich an den glütigen Oeber erinnert.

Den 7. April verließ ich Genua und reiste in Gesellschaft zweier Engländer, deren der eine ein vornehmer Lord war, nach Mayland ab. Diese Herren haben sonst wie bekannt, ihr eigenes Gefährt, doch die damaligen Unruhen in Italien mochten sie diesmal zu einer andern Reisetmethode vermocht haben, denn gerade acht Tage früher schlugen die Oestreicher die piemontesischen Insurgenten bei Novarra und wir mußten durch die kaiserliche

Armee passiren. Dieß machte unsern Lohnkutscher fürcht-
sam und da wir in Borgo Cicino zu Mittag aßen, machte
er sich aus dem Staube und ließ uns mit unserm Ge-
päck sitzen. Das konnte nun den Engländern gleich
viel seyn, denn sie hatten zwar bis Mailand accordirt,
aber nicht bezahlt; ich aber war die Betrogene. Das
sahen nun auch die Herren ein und nahmen mich mit
sich bis Mailand. Der junge Lord, der kaum 24 Jahre
alt seyn mochte, hatte 1815 bei einem Regiment Berg-
schotten gestanden und fragte mich, wie sie mir gefallen
hätten; ich sagte recht gut, ihre schönen weißen Kniee
nehmen sich recht artig aus, überhaupt sind sie schöner
als die Engländer mit ihren blaß gelben Gesichtern,
denen der Kohlendampf die rothen Wangen verwischt hat.
Der gefällige Lord lachte. Er war vor einem Jahr
auch in der Schweiz gewesen und von da nach Italien
gegangen und rühmte Zürichs anmuthige Lage und den
schönen Gasshof zum Schwerdt, fand auch die Bedie-
nung vortrefflich, aber theuer. Das sagen nur die
Engländer, sagte ich, was gut ist muß auch gut be-
zahlt werden. Als wir nun weiter den Fluß hinauf
kamen, war bei Blimto die Brücke über den Fluß abge-
brannt und die Oestreicher hatten eine Schiffbrücke darüber
geschlagen. Ein kaiserlicher Unteroffizier stand hier auf
dem Vorposten und hielt uns an. Er bedeutete uns
zugleich, daß niemand ohne besondere Erlaubniß herüber-
gelassen werde. Ich fragte ihn, ob denn kein Offizier in

der Nähe wäre? O ja sagte er, gerade steht der Herr General-Adjutant auf der Brücke, der hier den Posten commandirt. Haben Sie die Güte mich zu ihm hin führen zu lassen, sagte ich. Er gab mir sogleich eine Ordonanz mit, die mich hinbrachte. Der General-Adjutant empfing mich sehr höflich und nachdem ich ihm gesagt hatte, wer wir wären und wohin wir gingen, befahl er gleich uns frei passieren zu lassen, nur mußte ein kleines Brückengeld bezahlt werden, das aber Milford noch theurer fand, als die Beche im Gasthof zu Zürich, vermuthlich weil sie hier nichts handeln durften. Diese Reise-Gesellschaft war eine der angenehmsten, die ich in meinem ganzen Leben gehabt hatte. Der junge Lord war immer zum Späße ausgelegt und wo wir aßen, fragte er allemal was ich zu speisen liebte. Da ich nun stets meine Suppe zum voraus nannte, auf die die Engländer, wie bekannt nichts halten, rief er immer: schon wieder Suppe? Ihnen zu gefallen, aber warten sie, wir wollen Revanche nehmen. Dann mußte ich auf allen Stationen, wo wir anhielten, mit Ihnen Thee trinken, daß es eine Freude war. Dieß ist gute Suppe, sagte dann der lustige junge Lord und hatte sein Vergnügen dabei, mich so zum Theetrinken zwingen zu können.

Als wir in Mailand ankamen, brachten sie mich, ehe sie abstiegen, in die Schweizer-Pension des Herrn Maulaz, in der Straße des heil. Johannes von Kantzen,

neben dem Gasthof zu den drei Königen, hier verabschiedete ich mich von den großmüthigen und leutseligen Britten, für die ich immer ein dankbares Andenken behalten werde. Herr und Frau Maulaz empfingen mich mit einer außerordentlichen Gefälligkeit. Dieses edle Paar ist ganz dazu geeignet sich im ersten Augenblick das Vertrauen eines jeden zu gewinnen, der zu ihnen kommt. Da ich immer noch sehr schwach war, so pflegten sie meiner mit der äußersten Sorgfalt und verschafften mir sogleich die Bekanntschaft mehrerer Schweizer, besonders aber zweier junger Zürcher, der Herren Pestaluz und Schultzeß, welche mich auf der Stelle mit ihren gütigen Besuchen beehrten und durch die wärmste Theilnahme an meinen Schicksalen mir Trost und Ermunterung einsprachen. Herr Pestaluz verwendete sich sogleich bei mehreren unsrer Landleute für mich, wobei ihn treulich der junge Herr Schultzeß unterstützte. Dieser Letztere, der weiter von der Pension entfernt wohnte und deswegen mich auch nicht so leicht besuchen konnte, hatte dann die Güte mir durch ein eigenes höchst verbindliches Billet wissen zu lassen, daß man meinetwegen mit dem schweizerischen Geschäftsträger bei der malländischen Regierung Herrn von Marcatis gesprochen, daß es aber um seine gütige Mitwirkung zu meinem Besten zu erhalten, nöthig seyn dürfte, Sr. Excellenz meine persönliche Aufwartung zu machen. Man wird glauben, daß ich mir diesen Wink nicht zweimal habe geben lassen; Herr von

Marcacci empfing mich mit einer wahr schweizerischen Treuherzlichkeit und hatte dann die besondere Güte mich seiner Schwester zu empfehlen. Diese dann, die in Mailand ein eigenes prächtiges Hotel besitzt, hatte hierauf die Güte mich zweimal zur Mittagstafel einladen zu lassen, wobei auch der Herr Geschäftsträger täglich erscheint. Daß es hier nicht an Unterhaltung fehlen konnte, wird man sich leicht vorstellen, aber so geschwind oft Tischgespräche verrauchen, so wird mir doch die Leutlichkeit dieser zwey edlen Geschwister unvergeßlich bleiben und eben so wenig meinem Gedächtnisse entinnen, als das Dankgefühl für ihre Gütthaten in meinem Herzen erlösen wird.

Um mich zu erheitern und meine Gesundheit durch abwechselnde Erholungen zu stärken, hatten auch Herr und Frau Maulaz die Güte, mich mit sich auf die Campagne eines ihrer Freunde zu führen, wo wir an einem recht schönen Frühlingstage einer ländlich frohen Aussicht und eben so froher Gesellschaft genoßen und ich wirklich am Abend mit etwas erheitertem Kopfe, aber mit nicht stark vermehrten Kräften, wieder nach Hause kehrte.

Auch konnte ich noch in Mailand ein religiöses Gepränge ansehen, das mir aber nur besonders durch die unzählbare Menge der Menschen, die sich hier zusammen drängten, sehenswerth schien. Herr Maulaz und einer seiner Pensionärs, Herr Müller, führten mich nämlich

am Charfreitag in den Dom, wo die Menge der Gläubigen zum heiligen Grabe des Erlösers wallfahete; auch wir besahen dasselbe, allein, da ich das wahre Grab des Heilandes bei Jerusalem gesehen, konnte ich hier nicht die Empfindungen theilen, die sonst dieser Gegenstand zu erwecken wirklich fähig wäre. Eine dunkle weitläufige Gruft, die schwarz ausgeschlagen, mit vielen hundert Lichtern erleuchtet war und in deren Mitte ein großes Kreuz lag, mußten wir hinuntersteigen. Vor diesem Kreuze warfen sich die Gläubigen auf die Knie und beteten es an. Da es mir jetzt um nichts weniger als das Niederknien zu thun war und der Dampf der brennenden Kerzen, nebst den Ausdünstungen, der sich beständig drängenden Volksmenge die Luft in diesem Gewölbe nicht weniger als angenehm machten, so hatte ich kaum den Fuß hineingesetzt, als ich wieder herauszukommen trachtete und meine Begleiter bat, mit mir umkehren zu wollen. Wir hatten Mühe uns wieder herauszuwinden, bis endlich oben in den weitläufigen Hallen des Tempels sich die Menge etwas verlor und wir wieder frische Luft schöpfen konnten. Der Dom in Mailand ist einer der größten und prächtvollsten Tempel, welche die fromme Christenheit der Vorwelt, der Verehrung Gottes und seines Sohnes erbauet haben, aber eine Beschreibung davon geben zu wollen, wäre ein eben so vergeblicher als unnützer Versuch, weil ich nur sehen und nicht beobachten konnte.

Der Herr General Consul und Geschäftsträger von Maracis. hatte nun die Gewogenheit ein eigenhändig unterschriebenes Bittschreiben bei den sämmtlich in Mailand anwesenden Schweizern in Circulation setzen zu lassen, um ihre vaterländische Theilnahme an meinem Schicksale rege zu machen und sie zu einer thätlichen Unterstützung aufzufordern. Der Herr Geschäftsträger gab dazu das eigene großmuthsvolle Beispiel, zu dessen Nachahmung denn auch zuerst die Herren Pestaluz und Schultheß von Zürich unterschrieben. Ich erstaunte ebenso sehr über die beträchtliche Anzahl unsrer sich in Mailand aufhaltender Landleute beinahe aus allen Cantonen, als über ihr ruhmvolles patriotisches Zusammenwirken zur Unterstützung einer unglücklichen Landsmännin, die ein eben so ehrenvoller Beweis der schweizerischen Treue, als für mich eine unerwartet reiche Tröstung war. Nicht ohne Thränen der Rührung und innigstes Dankgefühl empfing ich diese erquickende Gaben und reiste dann nach Abstattung des schuldigsten Dankes bei den großmüthigen Beförderern der erhaltenen Unterstützung, den 30. April wieder nach Turin ab. Hier und dort fand ich auf dem Wege dahin noch Spuren der kriegerischen Auftritte, die erst kürzlich in dieser Gegend vorgefallen waren, die aber bereits mit der Niederlage der Insurgenten ihr glückliches Ende erreicht hatten.

In Turin nahm ich mein Quartier wieder bei dem menschenfreundlichen und liebevollen Herrn Traxdorf in

der Schweizerpension, der mit dem, von den nehmlichen Gefinnungen belebten Herrn J. J. Oyst, so in dem Hause der Herrn Andriani und Comp. siehet, mich wieder herzlich bewillkommte und mir aufs neue viele Dienstleistungen erwies. Ich war noch vierzehn Tage in diesem Hause und hatte in den letzten Tagen das Vergnügen noch zwei neu angekommene Schweizer kennen zu lernen, nemlich Herrn Siebenmann aus Aarau und Herrn Zimmerlin von Zofingen, welche beide auch da ihr Quartier nahmen und mir während der Zeit meines noch kurzen Aufenthalts ebenfalls viele Freundschaft bezeugten. Als ich abreisen wollte, fragte ich wie natürlich nach meiner Rechnung. Die beiden Herren waren bei einander und sagten wenn ich in einem Jahr wieder komme, so wollen Sie mir dann die Rechnung machen, für jetzt hätten sie keine Zeit dazu finden können und es war keine Rede von Bezahlung. Welche Großmuth! Diese beide Herren schienen sich wirklich mit einander verbunden zu haben, gemeinschaftlich Gutes zu thun und ihren nothleidenden Mitbrüdern beizustehen; Gott sei das für ihr reicher Vergelter. Der thätige Herr Oyst hatte sogar die Mühe genommen für mich eine Reisegesellschaft zu suchen und mit dem Kutscher zu accordiren, wofür ich ihm sehr dankbar war, da ich auch wirklich mit diesem letztern sehr zufrieden seyn konnte; hingegen hatte diesmal die Reisegesellschaft ganz fehlgeschlagen und in meinem Leben bin ich nicht in so schlechter Gesellschaft

gereißt. Es waren nemlich zwei holländische Juden, die mit mir reisten und deren erster Anblick schon hinreichte, gegen sie eingenommen zu werden. Sie besaßen beide einen unerträglichen Stolz und ein finsternes, ungeselliges Wesen, dergleichen ich noch bei keinem ihrer Nation gefunden hatte. Mit dem einen derselben lag ich, so zu sagen, in beständigem Streit. Er hatte einen Hund bei sich, der fast größer war, als er selber, diesen wollte er immer in der Kutsche haben und das glaubte ich nicht leiden zu müssen, weil mich das Thier wirklich genirte und so zankten wir immer mit einander; auch wollte der saubere Herr in der Kutsche Taback rauchen, worüber ich so töse ward, daß ich ihm die Pfeife aus dem Mund riß, und zur Kutsche hinauswarf, mit dem Bedeuten, daß wenn er keine Manieren kenne, ich ihm solche lehren wolle.

Die Straße über den Mont Cenit wird immer eine ehrenvolles Denkmal Napoleons bleiben. Der Wanderer erstaunt über die Größe der Arbeiten, die da zu Stand gebracht wurden und die Sicherheit, die der ganze Weg allenthalben gewährt. Die in gewissen Distanzen angelegten kleinen Wohnungen sind so eingerichtet, daß ohne große Gasthöfe vorzustellen, der Reisende doch immer ein sicheres Obdach und nöthige Bedürfnisse finden kann, auch haben die Bewohner derselben die Obliegenheit, bei einem fallenden tiefen Schnee einander gegenseitig beizuspringen und die Straße offen zu halten. Aller Orten, wo

Ausgleiten möglich sehr könnte, sind steinerne Brustwehren angebracht, die das Rutschen der Wagen verhindern. Das Hospitium zu oberst auf dem Berge kann durchaus für einen guten Gasthof gelten und die Freundlichkeit und Gefälligkeit der dasselbe bedienenden Herren Paters, ersetzt reichlich die Eleganz mancher vornehmen Gasthöfe in großen Städten. Wenn man auf diese Höhe kommt, erstaunt man, nicht über die Kühnheit menschlicher Kunst und Arbeit, sondern über die Wunder der Schöpfungen Gottes. Hier auf dem Gipfel dieses Riesengebirges, das dem Wanderer bis dahin nur schroffe Felsen und ungeheure Steinmassen darbot, sieht sein Auge mit Entzücken sich auf einmal in eine angenehme Ebene versetzt, auf welcher ein herrlicher See liegt, der dem Wanderer die schmackhaftesten Fische anbietet und dessen Umgebungen im Frühjahr mit den herrlichsten Kräutern und Blumen prangen. Auch hat man mich versichert, daß um diese Jahreszeit viele Leute aus den benachbarten Gegenden kleine Lustreisen auf diese Höhe machen, um die Schönheiten der Natur zu betrachten und von den guten Fischen zu essen.

Da bei Anlegung dieser Straße besonders auch die leichtere militairische Verbindung zwischen Frankreich und Italien beabsichtigt war, so wurden auch drei verschiedene Wachtposten angelegt und dabei sehr schöne Casernen erbauet, wovon eine hier beim Hospitio, die zweite in der Mitte des Gebirgspasses und die dritte ganz am

Fuße des Berges stehen. Diese ist die größte und kann ein ganzes Regiment in sich fassen.

Als wir hinüber waren und in Chamberg anlangten, sagte ich unserem Kutscher, daß ich der schönen Reisegeellschaft müde sei, indem man mir in Turin gesagt habe, daß ich wohl mit Juden, aber nicht mit Hunden reisen müßte. Der ehrliche Kerl empfand selbst das Unangenehme was ich ausgestanden hatte und bedauerte, daß er mir nicht habe helfen können. Ich zahlte ihn also pro rata des zurückgelegten Weges und er war zufrieden. Ich fand auch gleich eine andere Gelegenheit und reiste nun den letzten Theil des Weges vergnügt dem alten Schlüssel des geliebten Vaterlands, der auch verloren war aber wieder gefunden wurde — Genf zu.

Zwanzigster Abschnitt.

Genf, Lausanne, Bern, Zürich.

Ich war sehr froh, als ich in Genf angekommen war, mich wieder in der lieben Schweiz zu sehen und doch konnte ich mich des Gedankens nicht erwehren: Wie wird es dir im Vaterland ergehen? und ich gestehe es,

daß er sehr viel beunruhigendes für mich hatte. Ich war nun volle zehn Jahre in der weiten Herrgottswelt herum gereist und hatte allenthalben theilnehmende und wohlthätige Landleute angetroffen, die mich großmüthig unterstützten und auch im Auslande an mir Unglücklichen einen Patriotismus bewiesen, der dem Schweizernamen Ehre macht und mich oft aus der größten Noth riß. Ich hatte durch ihre Großmuth nach Nordamerika reisen können, um dort einen Sohn aufzusuchen, der im Stand seyn würde mich in meinem Alter zu unterstützen und für meine Verluste zu trösten. Ich fand ihn zuerst nicht mehr, wo ich ihn suchte und nur mit Vorschub des großmüthigen Joseph, der selbst ein Ball des Schicksals, nun in stiller Privatruhe die ihm von der Vorsehung gegönneten Schätze einzig zur Tröstung leidender Mitmenschen verwendet, reiste ich das ungeheuer große Land von einem Ende zum andern hindurch und fand ihn — um ihm die Augen zuzudrücken und ihn zu Grabe tragen zu sehen. Allenthalben, wo ich auch in diesem entfernten Welttheile hinkam, fand ich Schweizer, die mich liebevoll aufnahmen, freundlich trösteten und großmüthig bewirtheten. Als ich zu meinem großen Gönner zurückkam, schämte ich mich ferner seine Großmuth zu mißbrauchen und ich ließ ihm keine Ruhe, bis er mir noch so viel schenkte als ich nöthig hatte um nach England gehen zu können, in der eiteln Hoffnung, mir die Erlaubniß auszuwirken, zu meinen zwei noch übrigen Söh-

nen nach St. Helena reisen zu dürfen. Dies erforderte eine nicht unbeträchtliche Summe und diese ging, wie der großmüthige Geber selbst vorher gesagt hatte, ganz verloren, so daß ich nur auf das europäische Continent wieder hinüber kam, um auf's neue die Hülfe mildthätiger Mitmenschen in Anspruch nehmen zu müssen; schon war ich im Begriff auf einer anderen Seite in mein Vaterland einzutreten, als ein unwiderstehlicher Trieb mich hinriß meine Tochter aufsuchen zu wollen, die ich in Parma zu finden hoffte. Der gütige Leser kennt nun den Erfolg aller dieser Wanderungen und ein ruhiger Rückblick auf dieselben mußte beim Eintritt in das geliebte Vaterland mich nicht bloß mit Dank und Erstaunen gegen die gütigen Leitungen des Allvaters erfüllen, sondern auch zugleich auf die ernste Frage hinführen was soll jetzt im Vaterlande aus dir werden?

In Genf logirte ich im *Café de commerce* und blieb 14 Tage daselbst. Auch hier bewies sich mir der mitleidige Christensinn sowohl einheimischer als anderer großmüthiger Schweizerbürger, deren Namen ich aber von den wenigsten kennen lernte, da sie ihre großmüthigen Gaben entweder gesellschaftsweise oder bloß mit den Anfangsbuchstaben ihrer Geschlechtsnamen, oder auch nur als Anonyme bezeichneten. Der Vergeltter im Himmel aber kennet sie und das eigene Bewußtsein Gutes gethan zu haben, macht ihnen gewiß meinen persönlichen Dank

entbehrlich, da mein Herz ihnen denselben auch unbekannter Weise zollt.

Unmöglich aber kann ich das Wohlwollen und die gütige Verwendung des deutschen Herrn Pfarrers, Herrn Lütcher aus Bündten, mit Stillschweigen übergehen, der sich durch Fürbitte und Wohlthun als ein wahrer Jünger seines großen Meisters an mir bewies und so bestätigte auch der einzige Züricher, den ich hier zu treffen das Glück hatte, Herr Hess, der als Gelehrter in Genf lebt, den wohlthätigen Ruf seiner geliebten Vaterstadt in vollem Grade.

Eben so muß ich auch des hier etablirten Herrn Graf und seines würdigen Mitgehilfen, Herrn Triüber, beide von Riburg gebürtig, nicht vergessen, da der letztere das wirksame Triebrad meiner Unterstützungen in Genf geworden; wie nicht weniger der Herren Gebrüder Ernst aus Winterthur, deren einer sich schon in Turin als mein Wohlthäter bewies; auch fand ich hier wieder ihren lieben Mitbürger Herrn Rieter, von dem ich schon in Genua Guttthaten genossen und der, wenn ich ihn dort nicht genannt habe, hier um so weniger übergangen werden darf, als er dieselben in Genf großmüthig wiederholte und so habe ich sowohl von Winterthur als von andern Orten des Kantons Zürich mehrere großmüthige Menschenfreunde angetroffen, deren Namen oder nähere Heimath ich nicht kennen gelernt habe. Gott wolle sie alle segnen und sie des Glücks

genießen lassen, immer Gutes thun zu können und nie Wohlthäter suchen zu müssen!

Von Genf hatte ich die Ehre bis Lausanne in Gesellschaft des Herrn Adjutant-Major Weber vom 1^{ten} Schweizer-Regiment, aus Zürich gebürtig, zu reisen; es that uns wehe, daß wir nicht weiter mit einander reisen konnten, allein er konnte sich auch nicht einen Tag aufhalten und mußte mich also zurück lassen.

In Lausanne, wo ich 7 Tage blieb, nahm mich der liebevolle und menschenfreundliche Herr Elliaz (marchand drapier und tailleur, place St. François Nro. 12.) gottfreundschaftlich in sein Haus auf und befiel mich auch die 7 Tage meines dasigen Aufenthalts großmuthvoll bei sich. Ich empfing im Schoße dieser liebenswürdigen Familie, bei einer längst nicht mehr so genoßenen wohlthätigen Ruhe und Heiterkeit, so viele Achtungsbezeugungen und Gutthaten, daß ich gar keine Empfindungen mehr haben mußte, wenn ich je derselben vergessen sollte. Gott wolle den Fleiß dieser edeln und wohlthätigen Seelen weiterhin mit seinem besten Segen bekronen!

Das Empfehlungsschreiben des Herrn Grafen von Polignac an die verschiedenen Logen des Ordens des h. Johannes hatte auch hier einen gesegneten Einfluß. Es befinden sich in Lausanne zwei dieser ehrwürdigen Bruderschaften, unter dem Namen *de la cordialité et de l'espérance* (der Herzlichkeit und der Hoffnung)

und wahrlich nichts könnte wohl herzlicher seyn, als die Theilnahme, mit der sich Herr Bomeley, das Organ dieser beiden achtungswürdigen Gesellschaften, bei denselben zu verwenden die Güte hatte, einen nicht minder thätigen und großmuthvollen Freund fand ich an Herrn Raymond bei der Administration der Posten und Messagerie des Kantons Waadt, der neben andern wohlthätigen Verwendungen auch die Gütigkeit hatte, mir bei meiner Abreise von dem Herrn Oberst Post-Direktor (Intendant des Postes) Tournez einen Freiplatz in der Diligence bis Wißliburg zu bewirken und die Karte mit einer Empfehlung an das löbl. Postamt in Bern zu begleiten, eine Großmuth, welche nachzuahmen dieses letztere aber nicht die Vollmacht hatte. Da der Postwagen nach Bern Abends um 6 $\frac{1}{2}$ Uhr abgeht und die ganze Nacht durch fährt, so war ich wirklich bei der Ankunft daselbst so sehr ermüdet und empfand den Mangel des Schlafes dermaßen, daß es mir unmöglich gewesen wäre weiter zu reisen; jungen Leuten, besonders gesunden, mag es von keiner Bedeutung seyn, ein oder zwei Nächte nach einander durchfahren zu müssen, aber einer 60 jährigen Frau, die in der Welt herum geworfen worden, wie ich es war, ist das Bedürfniß eines ruhigen Schlafes wohl zu vergeihen und so mußte ich in Bern auch ein wenig ausruhen. In dem Gasthof zur Krone läßt sich dieses sehr gemächlich thun, da der höfliche und sehr gefällige Herr Reisinger für seine Gäste

alle mögliche Sorgfalt trägt. Ich hatte hier auch einen unerwarteten Besuch von Herrn Kaufmann Stapfer, der mir sehr viele Freundschaft und Höflichkeit erwies.

Da sich nun von hier eine Retour-Gelegenheit bis auf Baden zeigte, so benutzte ich dieselbe und bekam zur Gesellschaft zwei liebenswürdige junge Herren aus Glarus, die man bis Zürich meiner Aufsicht und Sorgfalt übergab. Wir übernachteten in Aarau beim Wildenmann und fuhren Morgens zum Mittagessen nach Baden, wo so zu sagen in gleichem Augenblicke auch ein wälscher Kutscher anlangte, der von Basel kam und nach Zürich gieng um eine französische Herrschaft abzuholen, mit diesem fuhren wir vollends nach Zürich hinauf und da er seine Einkehr beim Schwerdt nahm und es schon ziemlich spät am Abend war, so stieg auch ich dasselbst ab. Der Herr Wirth, der wegen der bevorstehenden Tagelagerung alle Winkeln im Haus bereits vorausbestellt hatte, war dennoch so glütig mir für ein paar Tage ein niedliches Zimmerchen einzuräumen und ich wendete nun diese Zeit an um mich in dieser meiner Geburtsstadt umzusehn, ob ich noch alte Bekanntschaften finden möchte, vermittelst welcher ich etwa einen Aufenthaltsort für längere Zeit finden könnte. Ich fand zuerst die liebe Frau D. Diese liebe Freundin glaubte mich schon lange tod und war über mein Wiedersehn, sie konnte selbst nicht sagen, ob mehr erschrocken oder erfreut. Als ich ihr nun sagte, daß ich mich für einige Zeit hier aufzuhalten

gedenke und sie bat, mir einen Kostort ausfinden zu helfen, so fiel sie auf den Gedanken, daß mir wohl unsere gemeinschaftliche Freundin Frau Obmann Trüchtinger bei sich Platz geben könnte. Ich fragte nach ihrer Wohnung und lief geschwind hin, sie aufzusuchen. Um Gottes Willen! wo kommst du her! war der Ausruf der herzlichsten Jugendfreundin, die mich auf den ersten Anblick erkannt hatte. Ich machte ihr eine kleine Erzählung meiner vielen Reisen und der gegenwärtigen Lage und bat sie dann, mir wo möglich bei sich Herberge zu geben. Das muß ich erst mit meinem Manne überlegen, sagte die liebe Seele und das edle Freundes-Paar gab mir wirklich Platz in ihrer Wohnung. Froh eilte ich nun, mich vom Gasthof zum Schwerdt loszumachen und mich in dem neuen Quartier einzurichten und als auch dieses geschehen war, säumte ich nun nicht, meine Besuche bei den verehrtesten Familien, an die ich von Livorno und andern Orten her, Aufträge oder Empfehlungen erhalten hatte, zu beginnen und so machte ich bald die Bekanntschaft manches großmüthigen Menschenfreundes, die man Gottlob! immer noch in Zürich nicht lange suchen muß, weil man sie überall findet. Besonders zeigte sich mir in dieser Eigenschaft der überall thätige und im Wohlthun unermüdete Herr S. S. P. der durch mehrere glükliche Verwendungen für mich besonders auch bei der hiesigen verehrungswürdigen Loge der Freimaurer, meinen Dank auf ewig verdient hat. Schon der unterscheidende Name

dieser ansehnlichen Lage zur Bescheidenheit wird meine Leser überzeugen, daß es mir nicht erlaubt ist, die Gefühle des Dankes und die großen Wohlthaten auszusprechen, die solche in meinem Herzen erzeugten. Sie wird immer unter ihren Schwestern nicht bloß als ein Beispiel der Bescheidenheit, sondern auch als Muster der edelsten Großmuth glänzen.

Ich mußte nun freilich auch darauf denken, was ich selbst auch für meinen Unterhalt etwa noch beitragen könnte und da fiel mir beim Ueberdenken aller meiner Schicksale ein, meine Lebensbeschreibung drucken zu lassen und mir dadurch etwas zu verdienen. Ich stellte mir vor, daß die Schilderung der wunderbaren Fügungen der Vorsehung, die ich erfahren habe, leicht Leser genug finden könnten, um mir eine ziemlich starke Auflage möglich zu machen und war also deswegen fast unbesorgt; hingegen fand ich selbst die größten Schwierigkeiten in der Ausführung, da ich keine Materialien gesammelt hatte und bloß aus dem Gedächtniß auftragen sollte. Da ich nun auch meinen alten Verwandten nachsah und nach einander alle noch lebenden besuchte, so traf ich einen derselben an, von dem ich glaubte, daß seine Gebeine schon längst verwehet wären, da man ihn von Jugend auf für eine Kinderwehstaube gehalten hatte. Dieser gute Mann nun versprach mir seine Hülfe und was er gethan hat, ist in seiner eigenen Vorrede zu lesen. Da man aber beim Bücherschreiben allein, wie ich merkte nicht reich werden

mag, so hatte ich noch eine ganz andere Angelegenheit zu besorgen. Der gütige Leser wird nicht vergessen haben, was für beträchtliche Summen ich nach dem Tode meines Mannes bei dem französischen Hofe zu reclamiren hatte und daß Umstände mich zwangen Paris zu verlassen, ohne den Entschluß der Regierung auf meine unterthänigste Petition abwarten zu können. Da sich nun die diesjährige eidgenössische hohe Tagsatzung in Zürich versammelte, so ergriff ich diese Gelegenheit mich in einer ehrerbietigen Zuschrift an S. E. den französischen Gesandten Herrn Grafen von Talleyrand zu wenden, welcher dieselbe sehr wohlwollend aufnahm und in einer mir vergönnten beinahe zweistündigen Audienz, mich seiner willigen und besten Fürsprache in den verbindlichsten Ausdrücken zu versichern, die Gewogenheit hatte. Er trug mir zugleich auf, dieses Gegenstandes wegen, eine Bittschrift an Sr. königl. Hoheit Monsieur, als General-Oberst der Schweizer, verfertigen zu lassen und selbige Ihm zur nöthigen Verifikation und weiterer Besorgung zu überbringen, was dann auch gehorsamst geschehen ist. Von dem Erfolge dieser meiner aller unterthänigsten Bittschrift hängt nun das Glück oder Unglück meiner spätern Lebensstage ab; ich kann mir aber dieselbe unter der Fürsprache eines so wohlwollenden und viel vermögenden Ministers und bei der allbekannten Güte und Gerechtigkeit Sr. Majestät des Königs und seines erlauchten Königlichen Bruders nie fruchtlos vorstellen. Möge

die gütige Vorsehung meine Wünsche erfüllen, damit
ich weiter die Güte meines Gottes rühmen und mit
Dank erfüllter Seele ausrufen könne: Bis hierher hat
der Herr geholfen!



Der

Frau Oberst Engel Abschied

von ihren geneigten Lesern.

1.

Geneigte Leser! habet Dank
 Für Eure Huld und Güte
 Und nehmt noch diesen Schlussgesang
 Aus redlichem Gemüthe.
 Ich will nur kurzlich wiederholen
 Mein ganzes Leben. Gott befohlen!
 Sag' ich Euch dann auf ewig!

2.

Von früher Jugend war ich schon
 Ein Ball vom blinden Glücke,
 Die Tochter eines Martis Sohn,
 Verfolgt durch alle Tücke
 Des Schicksals; Krieg, Uneinigkeit,
 Sah ich im Hause allezeit,
 Wie sollt' mir Friede werden?

3.

Doch ließ sich Gottes Güte nicht
 Noch unbezeugt auf Erden,
 Er ließ mir guten Unterricht
 Im Waisenhause werden.
 Die, frommer Lavater, noch heut
 Dank ich mit neuer Dankbarkeit
 Manch' schöne, gute Lehre.

4.

Doch nun entbrannte sich der Hohn
 Stiefmütterlichen Neides
 Und alle Tage ging's von vorn,
 Sie that mir nichts als Leides;
 Da floh ich weg vom Vater und
 Lief was ich konnte, bis ich fund
 Die unterm Herz mich trug.

5.

Schon auf dem Wege zeigte mir
 Der Himmel seine Schrecken.
 Ich glaubt' es käm' ein wildes Thier
 Und konnt' mich nicht verstecken.
 O hell'ge Einsicht! Sieh' es war
 In brauner Rutt' mit weißem Haar,
 Ein Vater Capuziner.

6.

Doch eben hatte mich ein Herr
 In seinen Schuß genommen
 Und da er fragte wer ich wäre,
 Ist auch der Vater kommen,
 Der lachte meiner Furchtsamkeit,
 Und schenkt mit sanfter Freundlichkeit
 Wie einen Strauß von Blumen.

7.

Da hob der Herr mit sanftem Zug
 Auf's Pferd mich in die Höhe,
 Und brachte mich — s'ging wie im Flug —
 Zum Städtchen in der Nähe.
 Da legte man mich fein ins Bett,
 Bis daß der Herr gemeldet hätt'
 Der Mutter, ich sei kommen.

8.

Da kam die Mutter im Courier
 Mit einer Dam' gefahren
 Und herzlich, zärtlich weinten wir,
 Wie sah'n uns nicht seit Jahren.
 Sie nahm mich auf mit Muttertreu
 Ich fühl' es nun — wie süß es sei,
 Den Mutter Namen nennen.

9.

Doch quoll auch früh in meiner Brust
 Der Fluch vom Paradiese
 Und ich verlor die Arbeitslust,
 Und suchte auf alle Weise
 Mich dem Gehorsam zu entzieh'n,
 Da ließ sie mich nach Zürich flieh'n
 Dacht' — du wirst wieder kommen.

10.

Und wie sie ahnte, so geschah's,
 Es that nicht gut beim Vater;
 Kein Wetter nicht und keine Noth,
 War ihrer Lieb' Erstatte,
 Beschämt kehrt' ich zu ihr zurück
 Und schwur im ersten Augenblick,
 Sie nicht mehr zu verlassen.

11.

Da kam ein Herr in Uniform,
 Hieß mich den Schwur vergessen
 Und macht mir — nach Franzosen Norm —
 Gar stattliche Caressen.
 Er fand, ich sei das schönste Ding —
 So jung, so artig und so flink —
 Und wollte mich zum Weibe.

12.

Ein junges Mädchen glaubt gar gern,
 Dergleichen Zeug und Sachen;
 Drum zog ich mit dem schönen Herrn,
 Was wollt' die Mutter machen,
 Und da ihr Herz den Segen spricht,
 Sogt sie: Kameele braucht es nicht,
 Die Witgift dir zu tragen.

13.

Nur desto leichter reisten wir,
 Jetzt nach dem Elßas r'unter,
 Und Gottes Segen war mit mir,
 Ich blieb gar froh und munter
 Und brachte fleißig jedes Jahr,
 (Wie's bei den Alten bräuchlich war)
 Dem Manne Kindersegen.

14.

Es ging es auch in Korsika
 Und in den Niederlanden,
 Wo — war's nicht g'nug an Einem — ja;
 Sich Zwillinge entwandten;
 Doch bisweil' nahm der Herr zu sich,
 Was seinem Rath nach sicherlich
 Für bes'ere Welten taugte.

15.

Nun kam die böse Zeit heran,
 Die lang sich vorbereitete;
 Das Königthum ward abgethan,
 Die Schweizer heimbegleitet,
 Da standen wir, o lieber Gott!
 Mit uns acht Kinder — ohne Brod —
 Und guter Rath war theuer.

16.

Jetzt schwur mein Mann der Republik
 Den neuen Eid der Treue
 Und kam dafür in die Aubrit
 Der Hauptleut' ohne Scheue.
 Wir gingen bald nach Holland ab,
 Und mancher fand den Weg in's Grab,
 Der uns nicht leiden wollte.

17.

Italien war nun das Feld,
 Wohin man muß' marschiren
 Und wo ein junger Kriegesfeld
 Sein Glück jetzt wolt' probiren.
 Der schönste Lohn krönt seinen Muth;
 Ein sanftes Weib und — Weibergut
 Wer wollte da nichts wagen?

18.

Er kam und sah und schlug den Feind, *u. s. w.*
 Dictirte ihm den Frieden
 Und alles staunte — Feind und Freund,
 Da war es bald entschieden,
 Daß ihm allein und seinem Glük
 Ihr Heil verdank die Republik,
 Er blieb der Held des Tages.

19.

Doch wolte' der Mächtigen scheeler Neid
 Nicht dem Verdienste weichen,
 D'rum schickt man ihn mit Freundlichkeit
 Nach weit entfernten Reichen.
 Da schuf er sich bald eine Flotte,
 Wie Frankreich sie (das wußt wohl Gott)
 Noch nie gesehen hätte!

20.

Dann fuhren wir mit ihm davon
 Nach der Egypter Lande,
 Wo einst der stolze Pharaon
 Den Tod im Nothwehr fand.
 Doch nicht in Gosen land' er, nicht
 Dem wo die Kinder Israhel
 Und dort auch seine Wägen.

21.

Doch durch die Wüsten kamen wir
 In furchtlicher Eile,
 Dem Nilstrom nah' und fanden hier
 Auch wieder kurze Weile
 Ja in dem großen Kairo,
 Da lebt es sich sehr gut und froh
 Mit Türken und Arabern.

22.

Da hatt' ich auch weit über's Meer
 Mit mir was hingetragen,
 Das ward mir endlich gar zu schwer,
 D'rum bracht' ich es zu Tago
 Und sieh' — es waren hart und fein
 Zwei allerliebste Knäbelsin,
 Man taust sie provisorisch.

23.

Im Lande hausten wir so flott,
 Wie's geht in Feindes Lande.
 Die Britten fanden uns're Flott
 Und brannten sie zu Schande.
 Dagegen aber hatten wir
 Hinstausend Mann Gefang'ne hier,
 Die schosz man tod wie Mücken.

24.

Auf Saint Jean d'Acre ging der Zug,
 Wir glaubten's g'schwind zu nehmen,
 Da sprach das liebe Volk: genug!
 Wir mußten flieh'n — und schämen.
 Das halbe Volk war nun dahin;
 Blind und zerstimmt wie es schien
 Wollt's einem Leichenzuge.

25.

Noch lagen in dem Lazareth
 Sechshundert arme Teufel,
 Die wenn's der Feind gefunden hätt',
 Des Tod's war'n ohne Zweifel,
 Doch wir mißgünsten ihm den Ruhm
 Und schickten sie mit Opium
 Ganz friedlich in den Himmel.

26.

Dann hörte unser General,
 Abufir sei gefallen,
 Es tönte der Vossunen Schall,
 Er ritt voraus vor allen
 Und räumte bald vom Feind die Stadt,
 Doch als er sie geräumt hatt'
 Nacht er sich aus dem Staube.

27.

Und nun Egypten gute Nacht!
 Es mehreten sich die Klagen,
 Denn Kleber wurde umgebracht,
 Desaix muß nicht was sagen,
 Da wählt' er weislich 's klein're Wechs' do?
 Und führt uns glücklich über See
 Nach Nizza's schönen Küsten.

28.

Kanonendonner tönt uns schon im Thal laut
 Dem Ufer fern entgegen, und doch
 Europe war der Fried' entflohn
 Und Krieg war allerwegen.
 Egyptens Held war Consul schon,
 Bald saß er auf dem Kaiserthron,
 Als war' er einzig Meister,

29.

Da musterte die ganze Schaar
 Der Völker er im Reiche,
 Oestreicher, Preußen, Russen gar —
 Du Britte — o verzeihe,
 Daß ich dich hab' zuletzt genannt,
 Dir hatt' er manche Rist' verbannt,
 Die du sonst führst zu Markte.

30.

Mit ihm kam ich auch auf Berlin,
 Wo einst mein Vater hauste;
 Und Ramachen im Haus Schwerin
 In jungen Jahren brauste;
 Da, da besiel mich Freud' und Scham,
 Denn ich fand meines Vaters Nam'
 Selbst auf der Stodtwacht wieder.

31.

Nun ging's in Kreuz und in die Quere;
 Bis nah' an Rußlands Gränzen,
 Und mancher ging und kam nicht mehr
 Die Leute zu ergänzen.
 Schlag Mos's Stock das Wasser; ath' und ath'
 Doch hier schos' man die Leute tod'
 Da gab es Blut in Menge.

32.

Zwar auf dem Niemen wurde nun
 Dem Krieg gewährt ein Ende;
 Die Kaiser wollten beide ruh'n
 Und boten sich die Hände;
 Sie nahmen Preußen in die Mitte
 Und theilten ihm gar freundlich mit
 Was es nun haben sollte.

33.

Doch jetzt ging es nach Süden hin, mal nicht
 In Spaniens Gefilde hin, mal nicht
 , Dort herrschte in dem graus'gen Sturm, mal nicht
 Der Krieg gar böß und wilde, mal nicht
 Nicht nach den Regeln edler Kunst, mal nicht
 In Raserei, in wilder Brunst, mal nicht
 Schlag man die Leute nieder, mal nicht

34.

Der Kaiser selbst — Napoleon, mal nicht
 Wollte sich hier nicht gefallen, mal nicht
 Er ging d'rum wieder bald davon, mal nicht
 Ließ seinen Generalen, mal nicht
 Die gar nicht gern gesuchte Ehr', mal nicht
 Das, was nicht zu behalten war, mal nicht
 Auch wieder zu verlieren, mal nicht

35.

Er eilte nach der Donau hin, mal nicht
 Und trieb nun Oesterreichs Schaaren,
 Die Siege gewiß in stolzem Sinn, mal nicht
 Weit vorgerückt waren, mal nicht
 Mit Muth zurück; da lachten wir, mal nicht
 Doch ward mein braver Mann mit mir, mal nicht
 Bei Regensburg gefangen.

36.

Napoleon sprach jetzt allein,
 Des Krieges herzlich müde,
 Zu Franz: Kann man nicht Freunde seyn?
 Es giebt ein Weg zum Friede.
 Gib deine Tochter mir zum Weib,
 Daß Eintracht unter uns verbleib
 Und Friede unsern Ländern.

37.

Und die Prinzessin zart und fein
 Sprach: sollt' ich Friede wehen?
 Ich will als mein Oheim allein
 Napoleon stets ehren.
 Da bot man sich die Brüderhand
 Louise ward das Unterpfand,
 Daß Fried' sollt' ewig währen.

38.

Der Kaiser kam und sagt's mit Schall
 Den Großen seiner Reichen,
 Da wurde Jubel überall
 Und Freude ohne Gleichen.
 Und da die Braut nun ward geheirat,
 Wollt' Gottes Güte, daß ich sollt'
 Mit dem Gaste gehn.

39.

Louise hatte zärtlich sich
 Drei Thierchen selbst erzogen,
 Ein Vögelein, das wonniglich
 Um sie herumgeflogen,
 Und auch ein wunderart'g Ding
 Von Hündchen, das viel frohe Sprünge
 Um die Prinzessin machte.

40.

Ich sehe die Prinzessin schön
 Um die Thierchen weinen.
 Wie wird's, ihr Lieben, euch ergehn?
 Ihr mir getreuen Kleinen?
 Wenn Niemand um euch Sorge trägt,
 Sprach sie — und ich ward tief bewegt
 Und eilte zu dem Vater.

41.

Verzeihen, Majestät! ich bin
 So frei was vorzutragen!
 Was hat die gute Schweizerin
 Mir denn noch Lieb's zu sagen?
 So sprach der Kaiser gnädiglich
 Und ich, ermuntert, neigte mich
 So tief ich immer konnte.

42.

Dann sing ich an: In's Wackerherz
 Des Kaisers möcht' ich sprechen;
 Ich sehe der Prinzessin Schmerz,
 Es ist nicht auszusprechen!
 Das Hündchen und das Vögelein
 Die sollten ihr geschenkt seyn
 Ich will voraus sie schicken.

43.

Und tritt sie dann in St. Cloud ein
 In's kaiserliche Zimmer
 Und sieht das liebe Vögelein
 Und's Hündchen — wie wird immer
 Mir das ein frohes Wiederseh'n!
 Der Kaiser sprach: 's ist gut und schön
 Nur traget recht gut Sorge!

44.

Die Hochzeit kam und allgemein
 War der Franzosen Flehen:
 Gieb uns ein junges Königl. Kind,
 Wir möchten's gerne sehen!
 Da schallt es einst vom hohen Thron
 Franzosen hört: 'n König von Rom
 Ist heute euch geboren.

45.

Da stellt' — ich hatte fünfzig Jahr,
 Ich selber hoch gebähren,
 Ob's wirklich schier ein Wunder war,
 Ich konnt' es fast entbehren.
 Doch war's ein hübsches Mägdelein
 Und d'Kaisrin wollte Pathin sehn,
 Das tröstet mich demassen.

46.

D'rauf sagte man, der Russe hab'
 Den Frieden frech gebrochen,
 Da brach Napoleon den Stab,
 Das bleib' nicht ungerochen!
 So schwur er und mit Heeresmacht
 Zog er in Sieg gewohnter Pracht
 In Rußlands kalte Länder,

47.

Er zog in's reiche Moskau ein
 Und glaubte sich schon Sieger,
 Allein die Russen waren fein
 Und auch geübte Krieger.
 Sie hatten alles weggeräumt
 Und — was Napoleon nicht träumt',
 Die Stadt ging auf in Flammen,

43.

Nun ging es auf die Metirad'
 Die grauser Winter schreckte,
 Nicht Brod, nicht Kleidung, nicht ein Pfad,
 Den nicht ein Feind bedeckte.
 Der Kaiser floh mit Noth davon
 Doch kam er noch zu Weib und Sohn
 Mit angenomm'ner Ruhe.

49.

Als dies geschah, war in Geduld
 Ich in Paris geblieben,
 Da hieß es: ein Senats-Consult
 Hab' Völker ausgeschrieben.
 Aus Spanien kam auch mein Mann,
 Da ging es wieder stral's voran,
 Wer laufen konnt', muß' laufen.

50.

Man kennt die große Völkerschlacht
 Bei Leipzig hart geklagen.
 Der Muth der Feinde, ihre Macht
 Siegt erst nach dreien Tagen.
 Die Bundesstruppen war'n entflohn,
 Wir sahen ihre Fahnen schon
 In unser Feinde fliegen.

51.

In Straßburg war ich eingethan,
 Mein Mann der war beim Kaiser.
 Mein Kind erkrankte, starb — ich saß
 Umher und schrie mich heiser:
 O mein Gott! mein Gott! weiche Schlaf!
 Da sagt der liebe Telegraph
 Der Friede sei geschlossen.

52.

Napoleon, der Elba nur
 Als Herrscher sollt' beschranken,
 (Wie war'n mit ihm) gab keine Spur,
 Als thät er anders denken.
 Doch hielt er kleinen Heerhaat hier
 Und so gehorchten ihm auch wir,
 Als ob er Kaiser wäre.

53.

Dech was geschah' nur in der West
 Entging nicht seinen Blicken;
 Zwar war um Elba Nacht gestellt,
 Allein sie zu berücken
 Gab es noch Mittel. Er entfloß —
 Und jedes von uns war nun froh
 Den hier bald vorzukommen.

54.

Wir gingen freischen Muthes vor
 Mit abgemessnem Schritte.
 Grenoble öffnete das Thor
 Und fast mit jedem Tritte
 Vermehrt sich unsrer Reih'n Zahl
 Und eh man's trümmte saß zumal
 Der Kaiser auf dem Throne.

55.

Doch das war ein gewagtes Spiel
 Und hieß hazardiren.
 Wer Oroses wagt verlieret viel,
 Man mußte es probiren,
 Jetzt schlug des Glückes letzte Stund'
 Bei Waterloo — mir starrt der Mund,
 Die Hand starrt — ich versinke.

56.

O Jesus! was für eine Noth —
 Welch' Jammer — welch' ein Stöhnen.
 Mein lieber Engel, der war todt,
 Mit zweien unsrer Söhnen,
 Auch ich stritt mit, bekam den Lohn
 Und trug zwei Wunden tief davon,
 Die ich noch heut verspüre.

57.

Mein Glück war hin — was sollte ich
 Auf dieser Welt beginnen?
 Da hielten Freunde christenlich,
 Ich konnte mich besinnen,
 Ich hatt' in Philadelphia
 Noch einen Sohn. Amerika —
 Dahin wollt' ich jetzt reisen.

58.

Ich kam zwar glücklich über Meer
 Und wurde wohl empfangen.
 Doch meinen Sohn fand ich nicht mehr,
 Er war weit weggegangen
 Und als ich folgte seiner Spur,
 Fand ich ihn aber sterbend nur
 Und drückt' ihm zu die Augen.

59.

Nun ging ich nach Britannia,
 Mit hunderttausend Bitten,
 Ich mocht gern nach St. Helena,
 Allein die bösen Britten
 Erlaubten's nicht. Was sollt' ich thun?
 Ich mußt' in Gottes Namen nun
 Nach Calais übersetzen.

60.

Ich ging, ob's Gott gewaltet hätt'
 (Ich kenn' es selbst nicht fassen)
 Nach meines Mannes Grabesstatt,
 Wollt' dert mein Leben lassen:
 Schon war ich halb erstarrt und kalt,
 Man fand und riß mich mit Gewalt
 Zurück in dieses Leben.

61.

Und als ich nun ganz kümmerlich
 So meiner Wege ginge
 Brach ich das Bein gar jämmerlich,
 Daß's durch die Seele ginge.
 Es währte lang bis ich genas,
 Und, leider! muß' ich es fürbas
 Nicht selten noch empfinden.

62.

Ich reiste Frankreich dann entlang
 Wie Capuziner wandeln;
 Fand aller Orten, Gott sei Dank!
 Leut', die noch christlich handeln.
 Dann wollte ich nach Parma gehn,
 Um meine Tochter dert zu sehn,
 Doch sie auch fand ich nimmer.

63.

Italien, du schönes Land
Und Gallien nicht minder,
Ich sah in Euch manch' schönes Pfand
Der Treu für Landesfinder.
Ich hab's erzählt und wer es liest
Ist brav, wenn er es nicht vergißt
Und trachtet nachzuahmen.

64.

Doch ich bin müd vom Schwafeln und
Der alte Better winket;
Zu viel, zu viel ist ungesund
Und meine Feder sinket.
Drum schweigen wir für eine Zeit
Vielleicht giebt's in der Ewigkeit
Noch etwas nachzuholen.



Uebersicht der XXI. Kinder der Frau Obrist Engel née Egli.

Jahre der Geburt.	Geburts-Ort.	Namen.	Schicksale.	T o d.		
1	1770	Stroßburg	Joh. Bapt. Willman	wurde begeh. Officier und	stirbt in der Schlacht bei Wagram.	
2	1780	Schönthal	Karl Ludwig			
3	1781	Wien in Böhmen	Georg	Officier und nachheriger General bei J. J. Desaix	Starb in Wien-Orient an Wunden am 6ten Febr.	
4	1783	St. Gallen	Bernhard	Quartier-maire des 13. Régim. Chasseurs à cheval	Nach der Schlacht bei Wagram und einem jungen Bruder bei Waterloo.	
5	1783	Wien in Böhmen	Anna Theresia	verheiratet mit Hrn. General-Lieutenant von Zetler, starb mit ihrem Ehemann bei Wagram	Starb in Wien am 6ten Febr. bei Schicksal ihres Mannes und ihres Bruders.	
6	1788	Wien "	Simon	Schilling	Starb 1796 in Mauthausen, eine Stunde nachmittags.	
7	"	"	Georg			
8	1787	"	ein Mädchen	wurde bei Wien als mehrere de laigle befehlt und nachher Quartier-maire an 7. Régim. des Hussards.	Starb 1815 bei Zuerich, bei Treffen gegen den Herzog von Angoulême.	
9	1788	"	Joh. Bapt.			
10	1790	"	Georg	Ober-Lieutenant bei den 27ten Fuß-Regim.	wurde in Spanien gefangen und auf eine bewundernswürdige Weise errettet.	
11	1791	Wien in Böhmen	Simon Theresia	Schilling	Starb auf der Stelle bei Wagram, nach Kampf in Mauthausen.	
12	1793	Wien in Böhmen	Georg			
13	1794	Stroßburg	Georg	Wurde bei Wagram gefangen, kam bei Leipzig frei, kam zu Ostern von Stettin zurück, 67. Brigade von Preuss.	Schilling	Starb in Wien am 6ten Febr.
14	1795	Stroßburg	Georg	Wurde bei Wagram gefangen, kam bei Leipzig frei, kam zu Ostern von Stettin zurück, 67. Brigade von Preuss.		
15	1796	Stroßburg	Georg	Wurde bei Wagram gefangen, kam bei Leipzig frei, kam zu Ostern von Stettin zurück, 67. Brigade von Preuss.	Schilling	Starb in Wien am 6ten Febr.
16	1797	Stroßburg	Georg	Wurde bei Wagram gefangen, kam bei Leipzig frei, kam zu Ostern von Stettin zurück, 67. Brigade von Preuss.		
17	1798	Stroßburg	Georg	Wurde bei Wagram gefangen, kam bei Leipzig frei, kam zu Ostern von Stettin zurück, 67. Brigade von Preuss.	Schilling	Starb in Wien am 6ten Febr.
18	1799	Stroßburg	Georg	Wurde bei Wagram gefangen, kam bei Leipzig frei, kam zu Ostern von Stettin zurück, 67. Brigade von Preuss.		
19	1800	Stroßburg	Georg	Wurde bei Wagram gefangen, kam bei Leipzig frei, kam zu Ostern von Stettin zurück, 67. Brigade von Preuss.	Schilling	Starb in Wien am 6ten Febr.
20	1801	Stroßburg	Georg	Wurde bei Wagram gefangen, kam bei Leipzig frei, kam zu Ostern von Stettin zurück, 67. Brigade von Preuss.		
21	1811	Stroßburg	Georg	Wurde bei Wagram gefangen, kam bei Leipzig frei, kam zu Ostern von Stettin zurück, 67. Brigade von Preuss.	Schilling	Starb in Wien am 6ten Febr.
22	1812	Stroßburg	Georg	Wurde bei Wagram gefangen, kam bei Leipzig frei, kam zu Ostern von Stettin zurück, 67. Brigade von Preuss.		